HEINRICH LEUTHOLD

GESAMMELTE DICHTUNGEN
IN DREI BÄNDEN

EINGELEITET UND NACH DEN HANDSCHRIFTEN
HERAUSGEGEBEN VON

GOTTFRIED BOHNENBLUST

MIT DREI BILDNISSEN UND ZWEI FAKSIMILES

ERSTER BAND

FRAUENFELD 1914

DRUCK UND VERLAG VON HUBER & CO.

5544a

HEINRICH LEUTHOLD

Vol. I.

GEDICHTE

MIT EINEM BILDNIS NACH DEM GEMÄLDE
VON LENBACH UND ZWEI FAKSIMILES

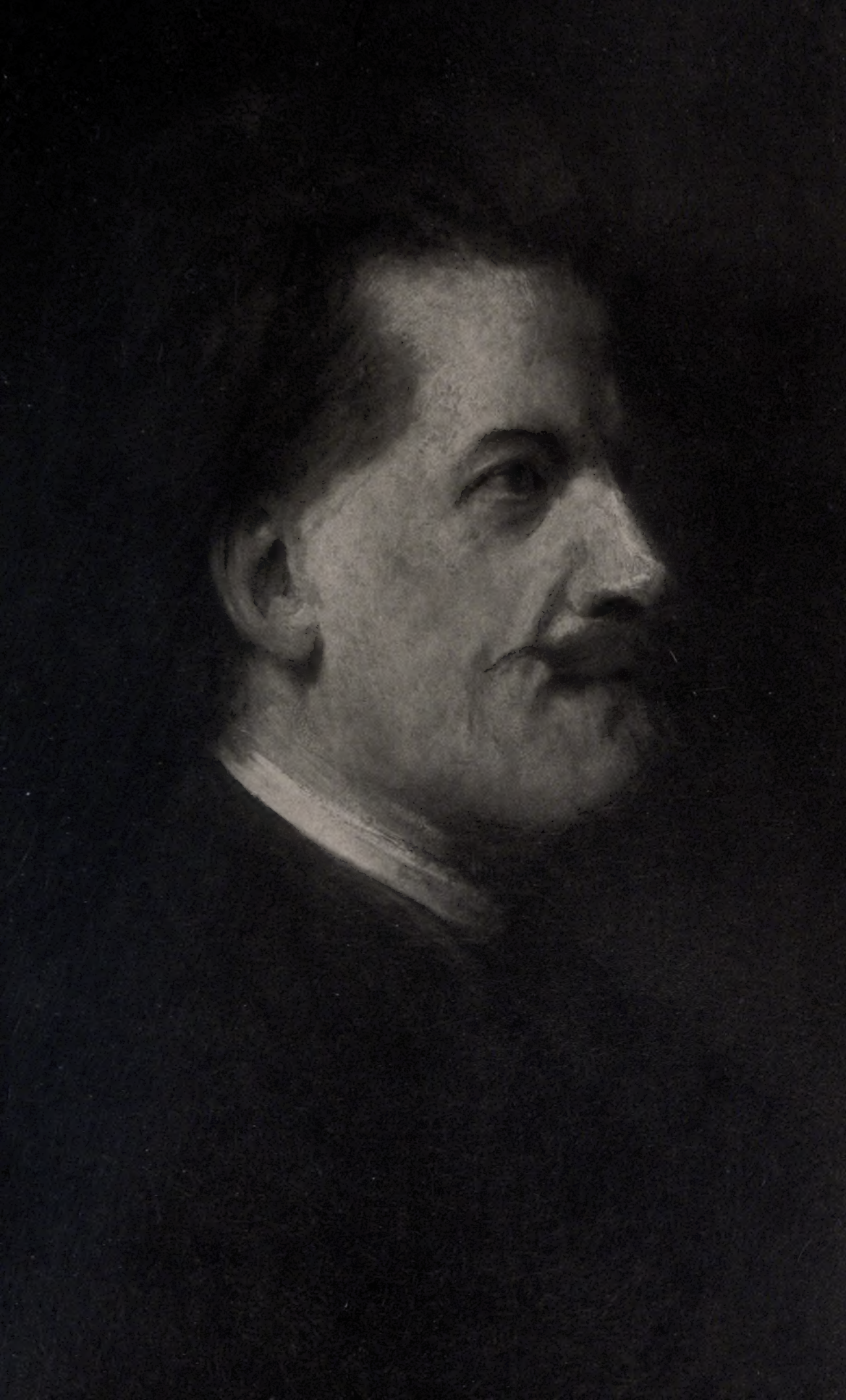
UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

300232
5
34
17

FRAUENFELD 1914

DRUCK UND VERLAG VON HUBER & CO.

DAS ORIGINALGEMÄLDE LENBACHS BEFINDET SICH IM
BESITZE DER ZÜRCHER KUNSTGESELLSCHAFT



HEINRICH LEUTHOLD

I.

DER GANG DES ÄUSSERN LEBENS

„Ein armer Wandrer, zart und hart ..."
(W. Jensen von H. Leuthold.)

Goethes Leben schien manchem seiner Freunde ein Gedicht, das noch besser sei als was er seine Gedichte nenne. Anderer Leben scheint ein einziger Gang in die Tiefen der Qual, um einen Krug reinen Quellwassers heraufzuholen.

Heinrich Leuthold hat es am Ende seiner Tage selber ausgesprochen, er habe das Lied seines Lebens verfehlt. Solch harte Einsicht soll man schweigend ehren. Und es bleibt ergreifend, daß aus dieser Nacht der Not und Schuld heute noch so reines Licht zu uns herüberstrahlt.

Vom äußern Leben soll hier nur das wenige Tatsächliche gesagt werden, was aus den bisherigen biographischen Forschungen, dem Briefmaterial des Nachlasses und einzelnen weitern Mitteilungen geeignet ist, das Verständnis des Dichters und vor allem des Werkes zu erleichtern. Denn wenn irgend ein Schicksal uns lehren kann, uns nicht an das Vergängliche, sondern an die dauernde Gabe zu halten, so ist es das Leben Leutholds.

1.

Heinrich Leuthold von Schönenberg ist am 9. August 1827 in Wetzikon bei Zürich geboren. Vier Jahre darauf ward die Ehe der Eltern geschieden; der Vater, der eine Sennerei betrieben, starb 1853 im Armenhaus; die Mutter,

eine Zigeunernatur, verheiratete sich bald wieder mit einem Hürlimann von Hirzel, von dem sie sich von neuem schied, zuchtlos, ewig geschäftig und ohne allen Halt und Erfolg. Die Erziehung war schlecht, von Verständnis keine Rede; nur die Güte der Großmutter machte eine Ausnahme. Später tritt ein freundlicher Erzieher dazu, der Sekundarlehrer Kaspar Sieber, der, in der Folge Regierungsrat geworden, noch auf dem Totenbett für des Schützlings Gedichte sorgte. Dort findet der Knabe frühe Anregung und hört Goethe, Schiller, Lenau und Herwegh nennen und lesen. Verbittert, von der Mutter Müßiggänger gescholten, weiß er auch zu den Altersgenossen kein Verhältnis zu finden. Flüchtig flammt eine Jugendliebe auf.

Die Tragik des weltfremden Künstlertums ist schon in Versen des Zwanzigjährigen offenbar, und bis zum Ende ist er über die Stellung nicht hinausgekommen:

„Aus einer Welt von Idealen
Die ich mir einst geschaffen hab,
Riß — aus dem Himmel in die Hölle —
Die Wirklichkeit mich frech hinab.

Umsonst sucht hier man wahre Liebe,
Und wahre Freundschaft, wahres Glück —
O Welt, gib mir den Himmel wieder,
Den ich mir selbst gemacht, zurück!"

Ohne die gewöhnliche Vorbereitung vermochte es Leuthold, von 1847 an die drei deutschschweizerischen Hochschulen zu besuchen. In Bern wirkte Ludwig Seeger, in Basel Wilhelm Wackernagel, wie der seit kurzem dort lehrende Jakob Burckhardt anregend auf ihn. Denn das bißchen Jus wog nicht schwer; eigentlich galt der Kunst schon jetzt alles Streben. Die junge Frau eines Advokaten, Emma Brenner, zieht ihn in ihr Haus, läßt sich seine jubelnde Liebe eine Weile gefallen, rückt dann von den Höhen der Poesie, wo sie zu Zeiten schlangenwandelt,

in den Alltag zurück und ist für den bitter Enttäuschten nicht mehr vorhanden.

Im Winter 1848 auf 49 wandert er nach Zürich. Aber aus dem Plane, in rettende Arbeit unterzutauchen, wird wieder nichts. Eine nachhaltige Leidenschaft ist es, die ihn ergreift und bald das politische Interesse wie den Willen zu fester Lebensgestaltung zurückdrängt. Im Stile Herweghs dichtet er politische Lieder und Episteln, von einem ungeschichtlichen Universalismus später zu einer ausgesprochen nationalen Begeisterung gelangend; Briefe und Gedichte eines Flüchtlings Oskar Falke, der 1851 im Zürcher Gefängnis saß, weisen auf die Gesellschaft, in der er sich bewegen mochte. Übrigens wird eines der schönsten Ghaselen Leutholds durch diese Erwähnung als so früh entstanden bezeugt. Eine Zürcherin aus vornehmem Geschlechte, Karoline Schultheß, von ihrem Gatten Trafford nach unglücklicher Ehe geschieden, zieht ihn an; lange wirbt er; lange hält sie zurück, und schließlich gibt sie ihr Schicksal doch in seine Hand. Er hat ihr nichts als seine Lieder gegeben; sie schenkte ihm eine Tochter und bewahrte ihm unter schwersten Umständen die Treue.

Schön und frech, ein wahrer Wildling, erscheint er den andern. Auch Widerwillen erregt er; doch kommt ihm dieser nur als böswillige Verkennung vor. Seine Studien gelangen zu keinem Abschluß; nach einem Aufenthalt in der französischen Schweiz, dem der Dichter sprachliche und literarische Bereicherung verdankt, treffen wir ihn mit Lina in Chambéry, im Winter 1854/55 in Turin, im Sommer 1855 in Genua. Platens neapolitanischen Studien folgend, sammelt er Stoff zu einer Geschichte Genuas; aber nur ein Kreis von Sonetten gerät. In San Girolamo entstehen die Lieder von der Riviera.

Von Zucht ist keine Rede. Daß er die viel besprochene pädagogische Stellung nie bekleidet, wußte Bächtold aus

vertraulichen Mitteilungen naher Angehöriger. Auch das staatliche Examen machte er nicht, obwohl er durch einen Bruder Linas dazu auf zwei Jahre sichergestellt war. Von erschütterter Gesundheit finden sich jetzt schon Spuren. Aber der Süden und südliche Liebe haben dem Zaudernden doch einen starken Inhalt gebracht: Was er da singt, hat er erlebt, und der süße Klang dieser Weisen ist mehr als Nachempfindung und lauter Worte Schall: so singt nur, wessen Seele glüht und leuchtet.

2.

1857 ist auch dieser Rausch vorüber. In Basel rät Jakob Burckhardt dem ehemaligen Schüler, die Rechtswissenschaft bleiben zu lassen und sich ganz der Kunst zu widmen. Er geht, an Geibel empfohlen, nach München, wird in die Gesellschaft der „Krokodile“ als „Alligator“ aufgenommen und findet sich so in den gewünschten Kreisen: neben Geibel zählen Heyse, Dahn, Wilbrandt, Grosse, Lingg, Hopfen samt andern zu seinen guten Bekannten. Von seinem Leben und Treiben erfährt niemand etwas; sogar der Aufenthalt im Süden gilt als Dichtung. Er sucht sich mit eigener Arbeit durchzuschlagen, rezensiert, kritisiert, sammelt seine Gedichte und will Geibel und Heyse einen Band Übersetzungen widmen (1859). Heyse hatte dafür besonderes Wohlwollen gezeigt, auch dem König Max einige Stücke vorgelesen, und dieser hatte mit einer Anspielung auf den „Tell“ gemeint, dieser Leuthold vermöge die Leute zu bewegen, vor ihm selber den Hut zu ziehen. Von den eigenen Plänen gelingt keiner; doch erscheinen 1862 bei Cotta mit Geibels Unterstützung seine „Fünf Bücher französischer Lyrik in deutscher Nachdichtung“; und im Münchner Dichterbuch bringt Geibel dreizehn Lieder Leutholds, freilich so selbstherrlich verbessert, daß nur Abhängigkeit innerer und äußerer Art

des Dichters Einverständnis begreiflich macht. Die „Fünf Bücher“ führten übrigens kurz vor dem Erscheinen zu heftigen Erörterungen, und zwar, da Geibel damals in Lübeck war, brieflich; wir stellen aber fest, daß sie sich durchaus nicht um Geibels willkürliche Verbesserungen drehten, ja daß Geibel auf Leutholds Veranlassung die Namen im Register strich, die dessen überwiegenden Anteil hätten dartun können.

Unterdessen hat des Dichters politische Begeisterung sich wieder geregt: Der Nationalverein ist entstanden, und er leitet das Feuilleton von Carl Braters Süddeutscher Zeitung, zeichnet auch vorübergehend als Chefredaktor und zieht 1862 mit der Zeitung nach Frankfurt a. M. Des Dichters schöne Ode auf Brater wird noch verständlicher, wenn man aus dessen Briefen den gütigen Menschen kennen lernt, immer bereit, Leutholds Mißtrauen zu beschwichtigen und ihm weiter zu helfen. Nachdem aber sein jüngster Bruder Gotthilf Stößel bei einer Rauferei erstochen worden, ist Leuthold trostlos und reist in die Schweiz, erkrankt indessen auf einer Fußreiße an einem Brustleiden.

Daß er nach Frankfurt nicht zurückkehrte, hatte freilich noch andere Gründe. Hebbel schrieb aus Paris sehr mit Recht an Elise Lensing: „Man kann einer der ersten Dichter und einer der letzten Journalisten sein.“ Leuthold hat es mehrfach versucht, beiden Herren zu dienen; er schrieb, wenn er in Stimmung war, gut und zündend; seine Kritik in Kunstsachen war gefürchtet wie geachtet; aber er konnte an diesen Dingen des Tages feilen, bis niemand mehr nach dem Inhalt fragen mochte, konnte Programmartikel zurückhalten, bis das erste Blatt erschienen war, und was solcher Unmöglichkeiten mehr waren. Eine Anzahl Aufsätze von seiner Hand hat Adolf Wilhelm Ernst in seinen Neuen Beiträgen gesammelt; im Nachlaß ist davon fast nichts zu finden. Von bleibender Bedeutung sind sie entschieden nicht.

Zunächst finden wir den Dichter also wieder in München. Wilhelm Hertz erzählt in einem Brief an Bächtold, wie er einmal in seine Vorlesung gekommen und, als von Beowulfs Bestattung gesprochen wurde, in Schluchzen ausgebrochen sei. Vom Oktober 1864 bis zum Februar 1865 hat Leuthold bei der Schwäbischen Zeitung nochmals einen Versuch als Tagesschriftsteller gemacht, aber mit noch weniger Glück. In einem Briefe an Lina kommt seine bitter grimmige Stimmung voll zum Ausdruck: kaum hat er sich eingerichtet, überwirft er sich mit der Leitung, vorab mit dem energischen Kröner, der sich natürlich auch über ihn schwer beklagt; aber Leuthold kennt kein Entgegenkommen, keine Anpassung. „Entweder — schreibt er an Lina — mußte ich jeden Dreck mit meinem Namen decken, oder mich unfehlbar aufreiben, indem ich alles selber machte." Dann klagt er über die „durchaus dilettantische Einmischung Kröners." „Ich erschien nicht mehr in den Comitesitzungen, ließ die Schreiben des C. unbeantwortet und benahm mich sehr cavalièrement gegen die Leute. So war der Bruch unvermeidlich." Seine Ersatzansprüche will er aber nicht geltend machen, weil ihm das widerstrebt. „Wenn nur diese materiellen Fragen nicht wären!" Lieber zieht er ohne Sicherheit wieder nach München, wo Lina, Rita und die Mutter seiner harren, die nicht, wie er wünschte, nach Stuttgart kommen wollten.

Trübe Jahre warten auf ihn. „Wirr und geistig abgestorben" fühlt er sich. Vom Dichten ist seit den ersten Münchner Tagen keine Rede mehr; das öde Treiben des Tages hat seine Quellen verschütten lassen. Auch zu den Freunden findet er kein Vertrauen und stößt manche helfende Hand höhnend zurück. Die bierduselige Münchner Atmosphäre scheint ihm schuld an seiner dumpfen und resignierten Stimmung; Stuttgart hatte ihm wohl getan, ihn auch mit Raabe und Mörike bekannt werden lassen. Die Münchner Schule ist ihm jetzt eine Kleinkinderbewahrungs-

anstalt. Eine Staatsstelle und einen Posten als Redaktor in der Schweiz, die ihm Sieber verschaffen will, lehnt er ab; krank und verbittert, fühlt er sich zu allem untüchtig und zugleich von allen verstoßen.

Von eigenen Dichtungen erschien in diesen Jahren fast nichts, nur einige Übersetzungen in der Freya, Gedichte und Übertragungen nebst einem Aufsatz über Brizeux in der Cornelia (um diesen Beitrag war er von Fentsch flehentlich gebeten). Übrigens schreibt er 1875 an Honegger, er habe seit Jahren alle Anfragen der Art abgelehnt, so daß die Angabe der biographischen Skizze, es sei „eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Albums, Almanachen und Anthologien zu finden", sonderbar scheint.

Und doch findet er jetzt noch den Mut, sich in die antike Welt und die alten Sprachen zu vertiefen. Er liest griechische Tragiker und Homer, auch römische Dichter, bis zu entlegenen Gebieten vordringend; noch einmal hofft er, seine Grenzen zu überwinden und eine Dichtung großen Stils zu schaffen, wie er sie schon als Jüngling seiner Heimat verheißen.

3.

Und der Geist ist wirklich noch einmal über ihn gekommen. Denn die Liebe kam noch einmal. Die Baronin Alexandra von Hedemann hat in ihren eigenen Memoiren Licht genug über sich und ihre Beziehungen zu Heinrich Leuthold verbreitet. Uns bleibt festzustellen, daß diese Liebe, so vieles uns daran peinlich ist, ihm manche Erleichterung des nahenden Verderbens verschafft und einen neuen Liederquell erweckt hat. Aus den klassischen Studien geht 1868/9 das Epos „Penthesilea", sein „Kronjuwel", hervor; am Tage der deutsch-französischen Kriegserklärung vollendet er die Darstellung der Sempacher Schlacht in Nibelungenstrophen; das Jahr 1871 bringt neben

vielen Liedern das rhapsodische Fragment „Hannibal." Zeitgedichte, Epigramme, Sprüche, Oden und Elegien stehen daneben: eine zweite Blütezeit wie einst in der Jugend die Genuesertage. In dieser Zeit soll er einem Zürcher in München auch Anfänge eines Lustspiels vorgewiesen haben, wie denn das Drama sein großer Traum war. Von „Versuchen im Dialekt", die ein Heft nach der Überschrift enthalten sollte, ist nichts vorhanden.

Nach 1872 freilich entweicht der Zauber. Des Dichters Hoffnung, die Baronin heimzuführen, erweist sich als aussichtslos; einigermaßen mag er die traurige Rolle geahnt haben, die er in diesem Hause spielte und über welche die Nachwelt so unbarmherzig belehrt werden mußte. Auch ersparte Alexandrine dem wütenden Pfaffenfresser die Enttäuschung nicht, daß sie der Freundschaft zum Fürsten Hohenlohe zufolge katholisch wurde. Der Trunk, die alte Zuchtlosigkeit und Verwilderung stürzen ihn in endloses Elend; vergeblich hofft er auf eine heilbringende ägyptische Reise, vergeblich schreibt er wilde Anklagen wider Schicksal, Welt und Heimat in seine Hefte, vergeblich rafft er sich zu schwungvoller Entsagung auf. Seine Wutanfälle werden auch den Nächsten furchtbar. Wie schon die Mutter den Knaben einen geschäftigen Müßiggänger gescholten, so ist ihm nun die Dichtung, ja das Ideal überhaupt in der modernen Welt das Stiefkind, das verstoßen ist. Im Sommer 1876 lebt er im Tirol noch einmal auf. Ein Jahr später, im August 1877, bringt ihn die Baronin ins Burghölzli bei Zürich. Dr. Freivogel hatte von München aus Schweizer Freunde auf des Dichters Zustand hingewiesen, der trostlos geworden war, seit Fürst Hohenlohe die Stadt verlassen und offenbar seine Unterstützung eingestellt hatte. (Vorher hatte er bei der Baronin gewohnt, und war dann vom Fürsten eine Zeitlang versorgt worden.) Die Nacht ist hereingebrochen, schwach erhellt durch die Teilnahme der Freunde, wie Sieber, Rüegg,

Keller, Bächtold, Honegger, und durch die Genugtuung, ein Bändchen seiner Verse, das Keller und Bächtold besorgt, in der Hand zu halten. Am 1. Juli 1879 erlöste ihn der Tod. „Er lag in einem langen Sarge", schreibt Keller an Widmann, „das Gesicht mit seinen beruhigten Leidenschaften und Ansprüchen durch den Tod wieder hergestellt, plötzlich sogar wieder in die durch Paralysis verlorene Intelligenz getaucht." Er ruht auf der Rehalp. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer schritten neben einander hinter seiner Bahre.

II.

DER DICHTER

O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreun
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; schon muß auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der Vollendung ist.
Leuthold.

Nicht von dem Charakter des Mannes ist hier zu reden. Viele seiner Freunde, auch scharfe Gegner haben ihn in Erinnerungen und Romanen geschildert, und die Bilder gleichen sich so wenig wie Lenbachs Jugendporträt und Papperitzens grausig realistisches Blatt. Ob der gutmütige, nach Liebe und Verständnis, auch nach unbedingter Freiheit des Lebens Ringende, oder der Verbitterte, an seinen Grenzen so schwer wie am Gegensatz zur Zeit Leidende eben den Eindruck bestimmte, darauf kam es an, und darum liegen auch die Urteile so meilenweit auseinander.

Das Begleitwort zu des Dichters Werk ist nicht der Ort,

Anekdoten und Zensuren über ihn vorzubringen. Mag das tun, wer will und muß. Hier spreche der Künstler, nicht der Mensch.

Aber ob Heinrich Leuthold ein Dichter sei, selbst das ist heute noch bestritten. Wer ihn von Jugend auf liebte, mag das schwer verständlich finden. Begreiflich wird es nur vom Standpunkt der Kritik aus, die den Verlauf der Geistesgeschichte jedes Gebietes als ein Ganzes betrachtet und jeden einzelnen nur dann zu Recht bestehen läßt, wenn er über die früher gegebenen Elemente und Erscheinungen wesentlich hinausgeht. Originalität heißt für diese Betrachtungsweise Eigenart, und diese wird an der Neuartigkeit gemessen. Wer dann so viel gelernt, ja gelegentlich nach Vorbildern gearbeitet hat wie Leuthold, wer die Unklugheit hat, Reimlisten zu hinterlassen, die das Handwerkliche so klar zeigen (wiewohl Spitteler gesteht, Reimlexika gebraucht zu haben!) — der ist gerichtet. Daneben bleibt aber die Anschauung möglich, der Carlyle einmal den kühnen Ausdruck gab: „Das Wesen der Originalität liegt nicht darin, daß es etwas Neues sei." Sie fragt danach, ob das Werk als ein vollendetes wahre Größe oder Schönheit oder beides darstelle. Und von dem gegenwärtigen Werte aus bejaht sie auch die Frage nach dem wahren Grunde des Werkes, mag nun der Weg bis hinauf in die Wirklichkeit so weit sein als er will.

So wird auch über den Dichter Leuthold gestritten. Gilt er doch den einen als echtester Künstler, als ausgeprägtester Lyriker — „jeder Zoll ein Dichter", und daneben wird achselzuckend sogar von seinen „guten Freunden" behauptet, er sei gar kein originelles Talent, ja er sei nichts als Übersetzer, auch wo er zu dichten vorgebe. *Ist Heinrich Leuthold ein Dichter?* Diese Frage steht heute noch zur Diskussion. Sie ist nun endlich zu lösen.

1.

Gottfried Keller hat sich über Leutholds Gedichte zuerst öffentlich geäußert, als sie, von Jakob Bächtold unter seiner Mitwirkung ausgewählt, auf Weihnachten 1878 erschienen waren. Er sagte damals in der Neuen Zürcher Zeitung, trotz der stofflichen Beschränkung und der durchaus persönlichen Grundlage, trotz der akademisch anmutenden, historisch mitbestimmten Form sei das Buch etwas Neues, und das Neue liege in seiner Vollendung. Ja — das Buch ist ihm die beste schweizerische Sammlung: Conrad Ferdinand Meyer gab seine Gedichte erst 1882, Keller selber seine große Sammlung 1883 heraus; von seinen Anfängen schweigt er. Und die Vollendung scheint ihm auch kein Wunder: Das Buch *hat* ein Schicksal, weil es ein Schicksal *ist*.

Diese Würdigung, jetzt in Kellers Nachgelassenen Werken aufbewahrt, gehört heute noch zum Besten, was über Leuthold geschrieben ist. Nun hat Emil Ermatinger kürzlich in den Süddeutschen Monatsheften gezeigt, daß Keller sich dies Urteil abringen mußte: die ganze Erscheinung lehnte er instinktiv ab, den Menschen ziemlich restlos, und den Künstler liebte er zum mindesten nicht. Das ist verständlich genug, und der Deutung Ermatingers ist kaum weiteres beizufügen. Nur behalten wir uns vor, Kellers öffentliches Urteil nach wie vor für besser zu halten, als was er sonst in Augenblicken weniger umfassenden Bewußtseins mag geäußert haben. Zweckrezension hin oder her — Ernst muß es ihm gewesen sein; auf diese Voraussetzung brauchen wir bei Keller nicht zu verzichten. Zudem ist durch einen lebenden Zeugen, Herrn Reinhold Rüegg, überliefert, daß die Handschrift Keller zuerst einen sehr starken Eindruck gemacht und erst nachträglich kritischen Bedenken gerufen habe. Also bleibt es auch den spätern brieflichen und mündlichen

Äußerungen gegenüber bestehen, daß er sich bei seinem öffentlichen Urteil über Widerwillen und Fremdheit zu gerechter Würdigung erhoben hat.

Die Abneigung des Realisten, dem das Leben die Kunst, nicht die Kunst das Leben war, findet sich in der Geschichte der Leutholdkritik mehrfach wieder, aber oft ohne Kellers Zurückhaltung ausgesprochen. Bächtold hat entgegen Kellers Rat und Willen der dritten Auflage der Gedichte jene verdrießliche Abhandlung vorausgeschickt, die er so bitter büßen mußte: nicht nur Keller ließ über seinen Ärger keinen Zweifel, sondern all seine uneigennützigen Bemühungen hat man ihm darob vergessen wollen. Der Herausgeber läßt zwar seinen Dichter noch als solchen gelten; doch ist hier nicht nur Stoff, sondern Gehalt vermißt: Tüchtigkeit und Ursprünglichkeit fehle; schon hier fängt die Motiv- und Zeilenjägerei an, und die überdies unvollständig abgedruckte Epik wird ganz abgelehnt.

In den neunziger Jahren kam nach Fenners kritisch biographischer Skizze, die auch eine warme Würdigung des Dichters ist, aber von Bächtolds professoraler Autorität gedrückt scheint, Adolf Wilhelm Ernsts Dichterporträt Leutholds, dem 1897 nach sechs Jahren die Neuen Beiträge mit Übersetzungen und kritischen Arbeiten folgten. Das Buch ist enthusiastisch und der Abdruck mancher Lieder, die Bächtold nicht gab, verdienstlich; aber reif ist das Urteil nicht. Fehler und Schiefheiten wie die Meinung, *gereimte* sapphische Strophen sollen den *Rhythmus* schärfen, wollen wir nicht aufzählen; wenn aber Leutholds strenges Kunst- und Formbewußtsein als etwas Don-Quixotehaftes bezeichnet wird, so zeigt sich eben doch die alte Unfähigkeit der alyrischen Natur, die lyrische zu begreifen: hier ein maßloser Respekt vor dem „Mann, der so Gedichte machen kann", daneben ein verwundertes Kopfschütteln, wenn das lyrische Erleben sich folgerichtig als Sonderwert geltend macht und, eben im

Bewußtsein seiner Unaussprechbarkeit, um den vollkommenen Ausdruck ringt.

Die eingehendste und feinste Analyse Leutholdscher Dichtung hat Saitschik in seinen Meistern schweizerischer Dichtung gegeben. Wie selten ist heute das Gefühl für *das Schöpferische* der Form, das hier zu finden ist; wie gerecht ist alles gesehen, wie schön die billige Schärfe vermieden, mit der die Mangellosen das Stiefkind des Glücks maßregeln! Wohl ist hier Leuthold ein Dichter für Dichter genannt; aber allgemein zugänglich ist doch die Deutung: „In Leutholds Poesie haben sich die plastische Form der sinnlich-ruhigen Antike und die Glut der in unruhigen, gebrochenen Linien sich bewegenden Moderne zu einem künstlerischen Gepräge vereint, in dem der lyrische Geist unserer Zeit einen seiner feinsten und abgeklärtesten Ausdrücke gefunden hat."

Auch an andern Würdigungen hat es seither nicht gefehlt. Betz gibt eine solche in den Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte; Literarhistoriker wie Bartels und Richard M. Meyer, die sich ihre Urteile gewiß nicht gegenseitig abschreiben, wissen beide dem Dichter gerecht zu werden; auch in Vorträgen wie denen von Knellwolf und Helbling wird für sein Verständnis gearbeitet.

Dem entgegen machten sich schon lange Stimmen geltend, die wieder an Kellers persönliche Abneigung und Bächtolds Abhängigkeitsbeweise erinnern. Hier weiß einer von seinem Neid und seiner Spottsucht, dort einer von seinen maßlosen Leidenschaften zu erzählen. Das bedeutet in einer Zeit, wo Werke höchstens als Anhang zum „Leben" des Dichters in Betracht kommen, allerdings unendlich viel. Wem es aber zufällig um die Werke allein zu tun ist, der geht dankend weiter. Ermatingers Beitrag zur Psychologie des Künstlers Leuthold im Schweizerischen Jahrbuch von 1906 ist nun freilich ungleich ernster: als ein tief enttäuschter Bewunderer zieht er

Bächtolds letzte Folgerung: es handle sich auch in den Gedichten nur um einen *Übersetzer.* Es ist ein wesentlich realistisches Schema entworfen, in das der „Formalist" nicht paßt: weder umfassendes Erleben, noch ernstes Studium, überhaupt keine ethischen Bedingungen sind vorhanden, und zu allem finden sich Analogien. Diese Methode wird nun von den Gedichten auch aufs Leben ausgedehnt: daß er die Jurisprudenz nicht praktisch genug findet (Goethe), als Student schon verliebt ist (Goethe und andere), sich nach Italien sehnt und wirklich hinfährt und so fort. Ob nun tatsächlich solche Ähnlichkeiten nur Kopie sein können? Und ob es nicht noch einfachere Erklärungen für Studentenliebe und Italienfahrten gibt?

Ermatingers übrigens gerade durch die Strenge des Gedankens fördernde Arbeit hat schon damals und seither mehrfach Widerspruch gefunden, den er auch selbst offenbar gewürdigt und berücksichtigt hat. In den Süddeutschen Monatsheften spricht er ausgeglichen und gerecht: „Leuthold übertrifft Platen, Geibel und den Lyriker Gottfried Keller an heißer Leidenschaft; man spürt seinen Gedichten an, daß ihr Verfasser im Süden gelebt und geliebt hat, und es würde in der neuern deutschen Lyrik eine schmerzliche Lücke entstehen, wenn wir Leuthold nicht hätten." Auf diesem Boden wird man auch der Gegenwahrheit zustimmen, daß Keller einen ganz anders kraftvollen Wirklichkeitsatem ausströme.

Ganz auf Ermatingers früheren Spuren wandelt indes Margareta Plüß, die einer hohen philosophischen Fakultät zur Erlangung der Doktorwürde sämtliche Gedichte, Stellen, Wendungen und Stimmungen vorgelegt hat, die Leutholds Abhängigkeit und Unselbständigkeit beweisen sollen. Nachdem die Anregungen allgemeiner Natur und die Reminiszenzen im einzelnen aufgezählt sind (sie ließen sich übrigens u. a. durch Vergleichung mit antiken Vorbildern und mit den französischen und englischen Übertragungen,

vorab nach Byron, V. Hugo und Béranger, noch erweitern), wird gefolgert, er sei ein „überflüssiger Dichter"; er habe sich selbst nie gefunden, habe kein Blut in den Schwingen. Die Arbeit ist sehr kundig und fleißig gemacht. Aber das muß angesichts dieses Betriebes wieder einmal gesagt werden: Wenn etwas zerschnitten werden kann, ist noch nicht bewiesen, daß es nicht vorher ganz war. Ganz naturgemäß entschwindet einer solchen Betrachtung das Ganze, also der künstlerische Wert, vollkommen. Sie will ja die Teile heimweisen, will auflösen, scheiden, nicht schauen, verbinden. Der eine stellt fest, daß Mörike vom Volkslied, von Goethe, der Romantik, der Antike tiefe Anregung empfangen hat und zieht ihm das vom eigenen Guthaben ab; der andere freut sich dessen, was in Mörike aus all dem geworden ist. Ich halte beides für berechtigt — welche Betrachtung wäre auch *nicht* berechtigt?! — aber zur *künstlerischen* Würdigung führt der Weg nicht, der vom geschaffenen Werte aus zu seinen Elementen *zurück*strebt.

Endlich hat sich mit großer Schärfe in diesem Sinne Eduard Korrodi ausgesprochen, indem er in den Süddeutschen Monatsheften (1910) mit viel Kenntnis und Scharfsinn Leutholds Mängel dartut, ohne doch seinem wesentlichen Vorzug gerecht zu werden.

2.

Leuthold hat nie ein Hehl aus den Anregungen gemacht, die er empfing. Früh hat er Goethe und Schiller gelesen, bald auch Uhland, Lenau und Herwegh. Er nennt, zitiert, besingt sie; auch ein Sonett auf Byron kennen wir jetzt; in den Ghaselen erscheint dieser mit Goethe als Sonne, die den Planeten die Bahn vorzeichnet. Sehr früh kommt Heines Einfluß hinzu und nimmt Verschiedenes in sich auf, so das Volksliedmäßige, das zuerst den ironischen Ton noch

nicht hatte; auch das Echt-Romantische ist von da an selten. Am stärksten ist Heines Wirkung in den siebziger Jahren fühlbar: Leuthold hat in ihm sowohl den „Romantiker" als den Ironiker bewundert. Unerfreulich ist das Rhetorische, das die politische Lyrik Herweghs und Freiligraths einschwemmt: da finden sich so greuliche Vergleiche wie der vom Rütli als dem schweizerischen Bethlehem; der strenge Künstler hätte das nie geduldet. Bald tritt dann — mit Geibel — Platen hinzu, für den Leuthold wirkliches Verständnis hat; er ist ihm zwar der formale Vollender neben Goethe als dem Meister vollendeten Gehaltes; aber bei dieser bequemen Einseitigkeit steht er nicht still: „Denn, mag man auch die Reinheit deiner Töne antiken Marmorbildern oft vergleichen, ist immer ihre Seele doch das Schöne."

Daher stammt die Vorliebe für Sonett und Ghasel, obwohl für jenes ja außer ihm Goethe, die Romantik, die Übersetzung romanischer Lyriker, auch Geibel in Betracht kommen, für das Ghasel (Daumers) Hafis selber, der schon in einem Basler Gedicht genannt wird. Dann wirken rhythmische Anregungen nach: das Metrum der Penthesilea, das verschiedener Romanzen findet sich bei ihm; dazu lassen sich Parallelen aus den Sonetten beibringen. — Wenn man dabei nur nicht vergessen wollte, zu sehen, daß die Differenz den Anklang an Bedeutung weit übersteigt! Einfach sinnlos ist es, Leutholds Hymnen auf Platens seelenvolle Strenge und seine künftige Auferstehung im kalten Vaterlande als „widerwärtige Selbstbespiegelung" aufzufassen. „Nicht dir bin ich vergleichbar, hoher Platen" — „der Schönheit gab ich ganz mich hin; doch weiß ich freilich, daß aus mir ein Goethe nimmer an Gehalt und auch an Form kein Platen wird" — damit hält er sich doch wohl genügend in der Distanz, und von seinem Vorzug gegenüber Platen, dem vollern Klang und der tiefern Leidenschaft, ist überhaupt nie die Rede.

Auch Freiligrath ist schon genannt worden. Er (wie Seeger und Geibel) wirkten am erfreulichsten als Anreger zur Übertragung; vielfach wählten beide dieselben Vorlagen, und Leuthold benutzt seine Anthologie „The rose, thistle and shamrock." Der junge Keller, „der wie wenige das deutsche Wesen kennt", steht daneben. Geibels Einfluß reicht so weit, daß Leuthold sich seine Handschriften von ihm bessern ließ und seine Texte auch dann nach seinem Willen druckte, wenn gelegentlich der Hauptgedanke in die Geibelsche Tonart übersetzt, d. h. für Leuthold unwahr geworden war. Auch die französischen Lyriker vom Ausgang des Ancien régime bis auf die Parnassiens haben auf ihn gewirkt. Freilich, wenn man unter seinem Nachlaß eine Übersetzung von Sainte-Beuve findet und das Sonett zunächst beim Durchlesen für ein Gedicht Leutholds hält, so beweist das einmal nur soviel: der Inhalt ist für beide wahr; die Form kann es auch sein — und der Schluß ist die Bewunderung vor der Natürlichkeit, in der Leutholds Nachdichtung wie neu erscheint. Reizt ihn ein fremdes Gedicht zum Nachschaffen, so wird das ohne weiteres mitgeteilt: „Das Genie, veranlaßt durch ein Sonett von Emil Deschamps."

Wie wenig äußerlich seine Beziehung zur Literatur ist, zeigt endlich das Verhältnis zur Antike. Der gewesene Sekundarschüler von Wetzikon mußte sich die sprachlichen Kenntnisse schwer genug erwerben: aber er wollte das Ziel und fand den Weg. Homer, Äschylus, Sophokles, auch die Lyriker stehen ihm im Vordergrund. Schöne Übersetzungen und die eigenen Oden sind die Frucht; dazu kommt der Stoff der beiden Epen.

Die Frucht antiker Studien nenne ich diese Sachen und meine damit doch nicht, es handle sich um Gelehrtendichtung. Denn es gibt auch der Tradition gegenüber ein lebendiges Verhältnis. Kein wirklicher Künstler ist ganz ohne sie denkbar; keiner allerdings darf in ihr untergehen.

Aber gerade die Vereinigung unüberbrückter Gegensätze, des Ironisch-Romantischen und des Streng-Gebannten der Antike, des Platenschen Ideals, ist doch eine eigenartige Schöpfung, wenn die neue Verbindung Leben hat.

Farbe findst du und Schwung bei den Neuern und prahlende Reime;
Aber den Zauber der Form lehren die Alten dich nur.

An Formgefühl hat es den Alten nicht gefehlt, wohl aber an dem Aberglauben, als sei jeder formlose Eigenwille menschlich gehaltvoller als die allgemeine, einfache, dauernd wahre Gestalt.

Leuthold empfand wohl, daß er sich mit dieser Entwicklung von dem durchschnittlichen Geschmacke noch weiter entferne, als das schon durch seine Wendung von der politischen Rhetorik zum Sonett und Ghasel geschehen war. Damals hatte er seine handschriftlich vorhandene Sammlung mit dem Bekenntnis schließen wollen:

Drum, wie auch fremder Rat mich und Erfahrung
Oftmals auf jenen Feldern suchen heißt,
Wo, wie ein Hirt, die Herde treibt zur Nahrung
Und nur des Stoffes Scholle pflügt der Geist,
Doch, fest vertrauend, daß die Offenbarung
In meiner Brust sich einst als wahr erweist,
Statt vor des Tages Götzen, dem sie frönen,
Knie ich, ein Schüler, am Altar des Schönen.

Jetzt läßt er in den Spielmannsliedern „das verständige Volk“ sagen:

Der lachende Frohsinn gebricht
Deinen künstlichen Akkorden.
Das sind die Weisen des Volkes nicht;
Du bist uns fremd geworden. —

Da ist der Gegensatz sehr schön formal dargestellt: die künstlichen Akkorde sind rhythmisch gleichmäßige Gefüge, während „die Weisen des Volkes“ bis heute an

dem germanischen Prinzip der freien Senkung festhalten: das quantitative und das akzentuierende Empfinden stoßen sich ab. Wo ist außer Hölderlin ein deutscher Meister, der antike Strophen von dieser Reinheit und Klangfülle gebaut hätte? *Reinheit* sage ich, nicht pedantische Strenge, die sich Selbstzweck ist und nur der Regel genügen will. Aber ohne die Durchführung streng quantitativen Gefühls ist eben die Nachahmung alter Formen Unfug. Platen natürlich erreicht die Linie auch, aber die Fülle des Tones nicht.

Endlich kommen zu den Einflüssen romanischer Lyrik noch einige schottische, vielleicht durch Freiligraths Übersetzungen vermittelte.

Nun nehme man noch Leutholds eigenes Geständnis hinzu, er habe die schon genannte Penthesilea nicht erfunden, vielmehr Homer gelesen und den späten Versmacher Quintus von Smyrna benützt, und gedenke angesichts des Hannibal dessen, daß ein Stück davon in Milieu und Stimmung an Flauberts „Salammbô" erinnert...

3.

Genug! Wirklich genug! Also Antike und Moderne, Klassiker und Romantiker, Germanen und Romanen und Orientalen, Arier, Juden und Judengenossen hat der Mann gekannt und merklich von ihnen gelernt? Wie kann da von einer Erwägung originaler Begabung überhaupt noch die Rede sein? Alles ist doch klar: der Purpurmantel der Dichtung ist nur äußerlich um fremde Stoffe geworfen, gewandt, und nur das... Aber „Muse, gib mir *Stoff!*..."

Gemach! Denen, die Leuthold trotz allem als Dichter werten, kann unmöglich daran liegen, Tatsachen zu übersehen oder zu verschleiern. *Amicus Plato, magis amica veritas.* Aber an die Tatsachen allein wollen wir gebunden sein, nicht dazu noch an eine realistische Theorie, die ebenso einseitig ist wie ihr idealistisches Gegenbild.

Zunächst will uns scheinen, der Versuch, Abhängigkeiten einfach dem Bestande gleicher Motive, Rhythmen, Reime und Worte nach aufzuweisen, und ferner Übereinstimmungen in der Art der Welt- und Lebensbetrachtung auch sofort als Abhängigkeit zu fassen, führe von selber ad absurdum. Das Resultat muß doch Bedenken erregen, das sich bei der Anwendung dieses Schemas sogar auf Mörike ergibt!

Die Anklänge sind also nicht zu bestreiten. Aber was beweisen sie gegen den Dichter im ganzen?

Jakob Burckhardt hat in seiner Jugend anonyme Gedichte herausgegeben, in denen sich folgende Serenade findet!

Klare Mondnacht, senke den stillsten Schlummer
Auf dies Haus! Traumgenius, schütte gaukelnd
Aus dein Füllhorn über der Allerschönsten
Heimliches Lager.

Ungehört soll leisen Gesanges Klaglaut
Ihr vorbeiziehn; über die weiße Stirne
Gleite kein unwilliger Zug, da sie nicht
Achtet des Sängers.

Aber horch, von deiner geweihten Schönheit
Im Gebüsch fern singen die Nachtigallen,
Dir zum Ruhm rings duften die Rosenbeete,
Flüstern die Pappeln.

Draußen geht, des Lied du verschmähst, zur Fremde
Hingewandt. Fern unter entlegnen Zonen
Wird ein Gott ihm geben Gesang, zu preisen,
Hehre, dein Antlitz!

Die „Ferien“ sind 1849 erschienen. Leuthold war Burckhardts Schüler, stand ihm nahe, hörte auf seinen Rat und hat auch seine Gedichte gekannt. Nun hat er über 20 Jahre später folgende Strophen gedichtet, die in der Handschrift neben andern Überschriften auch den Titel „Serenade“ tragen:

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert
Nur der Springquell; zwischen verschlafnen Büschen
Lauschen Marmorgötter, und überm Meere
Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmut teilen dein heimlich Lager;
Deinen schwanweiß schimmernden Hals umnachtend,
Löst sich stromfallähnlich die Fülle dunkel
Flutenden Haares.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,
Deiner Glieder griechisch geformten Bau nun,
Und ins Herz dir träufelt der holde Traumgott
Sanftes Vergessen.

Das ist für Bächtold eine „Anleihe." Zufällig bezeugt Leutholds Tochter, daß der Dichter die Ode Burckhardts damals auf dem Pult gehabt und voller Bewunderung gefragt habe, ob er wohl auch je etwas so Schönes werde machen können. Gewiß: wir stellen uns die Entstehung eines glühenden Gedichtes etwas anders vor. Die Hauptsache ist aber wohl, was es schließlich *ist*. Jakob Burckhardt hat von seinen Versen später wenig genug gehalten und hätte ohne allen Zweifel Leutholds Gedicht über das seine gestellt. Dazu kommt aber, daß die Situation so verschieden ist, als sie es bei einer Serenade überhaupt sein kann: dort ein Verschmähter, der singend oder Lieder suchend in die Ferne zieht, hier keine Rede davon; der Traumgott träufelt ihr zwar auch sanftes Vergessen ins Herz, aber des Tages, nicht des Geliebten. Gleich ist das Versmaß, das aber auch Burckhardt nicht gehörte, die Form der Serenade und das heimliche Lager — nichts als die äußerlichste Situation, nicht mehr als bei jeder musikalischen Serenade auch vorausgesetzt ist.

Oder Geibel läßt seinen Landsknecht sagen:

He Bäuerlein, Bäuerlein, schürz dich nun,
Den Krug tu aus dem Keller,
Tu an den Spieß das Huhn!

Drei Würfel und ein Karten,
Die sind in jedem Schank,
Es kommt, mir aufzuwarten,
Ein Dirnlein schlank und blank.

Dabei mag einem freilich Leutholds „Trinklied eines fahrenden Landsknechts“ einfallen:

Viel lieber sind dem Zecher
Als Kelch und als Monstranz
Das Huhn am Spieß, der Becher —
Drei Würfel sind dem Zecher,
Zecher, Zecher,
Der wahre Rosenkranz.
Kein Pfaffe macht indessen
Uns mit der Hölle schwer;
Wir lesen selber Messen
Und halten Christenlehr...
Herr Wirt, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Gegeben: ein Huhn am Spieß und drei Würfel. Wer aus diesen „Anleihen“ dieses freche, aber doch unübertrefflich gelungene Landsknechtslied schafft, ist nicht mehr und nicht weniger als ein eigener Künstler.

Auch bei den Ähnlichkeiten, die Ermatinger als Beweise völliger Unselbständigkeit anführt, hat man oft den Eindruck, sie werden überschätzt. Tasso sagt:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Leuthold sagt zu den Künstlern:

Gesegnet bist du, Priesterstand des Schönen!
Dir gab ein Gott, das Flücht'ge festzuhalten
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen.

Der Kritiker findet den Anklang verzeihlich. Wir möchten indes feststellen, daß Gott hier zwar beiden etwas gibt, vor allem aber etwas völlig anderes: zwei wesentlich

verschiedene Anschauungen vom Wesen des dichterischen Vorgangs werden geäußert. Die *Differenz* ist allein ausschlaggebend. Was bedeutet ihr gegenüber der äußere Anklang?

Mit einem Sonett Platens auf das tote Venedig vergleicht Ermatinger das sechste genuesische Sonett Leutholds:

> Nur selten finden auf der Enkel Brauen
> Der Ahnen große Züge sich geschrieben,
> An Dogengräbern in den Stein gehauen.

Leuthold spricht von Genua:

> Doch eurer Größe schöne Totenmäler,
> Die Schätze seltner Kunst, Archive, Villen
> Ließt ihr zurück als eures Ruhms Erzähler.

Ist das wirklich die selbe „Pointe"? Heißt es nicht dort: *selten* mehr sieht man an den Enkeln die alten Züge; hier: ihr habt uns eure Werke gelassen, da ihr zu den Toten gingt? Näher läge noch der Vergleich mit dem Sonett „Venedig"; aber auch da wird die Betrachtung anders gewandt:

> Ein Tor, der um Vergangenes sich kümmert,
> Sieht er das Volk hier in Palästen wohnen.

Besonders deutlich läßt sich an der „Entsagung" zeigen, wie falsch allgemeine Schlüsse aus richtigen Einzelbeobachtungen sein können. Margareta Plüß findet, das Gedicht sei „in seiner kontemplativ rhetorischen Art durchaus Geibel nachempfunden, der es liebt, einen Gedanken von allen Seiten anzufassen und bis zum letzten Tropfen auszupressen." Nur Lamartines „Enthousiasme" habe wegen der Zeilen vom Schattenhaften des Ruhms noch Anteil daran. Man kann sogar noch weiter gehen. Der Gedankengang, daß Glück, Ruhm und Liebe schwinden und nichts sind gegen den in sich gefestigten Geist, ist schon für die Stoa einer der gemeinsten Gedankengänge; auch bei Byron und Hugo hat ihn Leuthold gelesen und

übersetzt (freilich zu Gunsten der Liebe umgebogen). Und die Strophenform samt dem Refrain hat Leuthold oft bei Béranger gefunden, wenn auch das *„Maudit printemps, reviendras-tu toujours“* in den fünf Büchern französischer Lyrik von Geibel übersetzt ist. Und doch zeigt sich das Ganze als geschlossenes Kunstwerk von einheitlicher Stimmung, vollem Klang, energischem Drängen und von ergreifender Wahrheit. Wie wenig geibelhaft es ist, ist geradezu beweisbar. Geibel druckte nämlich im Münchner Dichterbuch an Stelle des Refrains:

Mein stolzes Herz, sei du dir selbst genug

den allerdings aus seiner Seele stammenden:

Verlangend Herz, sei du dir selbst genug.

Daß das etwas ganz anderes sei, kann nicht bestritten werden. Und daß die Änderung den Nerv tötete, hat auch Adolf Frey zugegeben, so sehr er sonst die Geibelsche Redaktion zu schützen geneigt ist. Selbst wer in den Handschriften gelesen hat, wie Leuthold aus den Zeilen

Das Glück ward manchem über Nacht beschieden;
Ich aber buhlt umsonst um seinen Kuß

nachher die andern macht:

Wo ist das Glück? Mir ward es nie beschieden,
Und nie hab ich gebuhlt um seinen Kuß —,

(wie er sonst etwa zaudert, ob er sein Geschick „hart“ oder „mild“, das Haar der Geliebten „dunkel“ oder „blond“ nennen solle) — selbst der wird sich dem Ganzen gegenüber dem Gefühl einer höhern Wahrhaftigkeit nicht entziehen können und wollen. Was bedeutet es *dem* gegenüber, daß auch *andere* den Ruhm als schattenhaft erfanden und die Steigerung in ähnlicher Weise liebten?

Einige verblüffende Erinnerungen finden sich in der Sammlung von Margareta Plüß. Man mag sie bedauerlich finden, vergesse aber nicht, etwas näher zuzusehen,

wie die Ähnlichkeit durch willkürlich herausgerissene Worte künstlich gemacht ist. Ein Beispiel:

M. Plüß schreibt (S. 50): Am Schluß der „Ode an das Meer" ist ein Bild aus Geibels „An den Schlaf" benützt. Die betreffenden Verse bei Geibel lauten:

„Und wie das Meer — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
Trümmer und Leichen
Ans Ufer flutet."

Leuthold:

— — „Du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen."

Setzen wir die Texte her, wie sie wirklich heißen (wozu doch wohl auch der Zusammenhang gehört).
Geibel redet den Schlaf an:

„Wie Meereswogen
Umfängst du mich kühlend,
Und wie das Meer
In seinem Schoße
Nichts Fremdes herbergt,
Und faules Gewächs,
Trümmer und Leichen
Rastlos wieder
Ans Ufer flutet:
Spülst du die Sorgen
Alle des Tages,
Die kranken Gedanken
Zurück ans Gestad."

Leuthold hat von der Gewalt und Unergründlichkeit des Meeres gesungen und schließt:

... Oft wie Atemzüge des großen Weltgeists
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen
Rätsel mir lösen.

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich
Jene Geister über den Wassern schwebend;
Frag umsonst ... du speist an den Rand als Antwort
Trümmer und Leichen.

Was sollte das Meer denn wohl anderes an den Strand speien, nachdem es vorher Flotten und Heere verschlungen hat:

„Doch die eignen Söhne verschlangst du, fraßest,
Perserflotten, punische Kriegstriremen,
Warfst Trafalgars Raub zu des zweiten Philipps
Stolzer Armada."

Die „Trümmer und Leichen" sind also kein aus Geibels völlig anderm Liede geholtes „Bild", sondern eine natürliche, einfache, große Anschauung. Warum wird dem Dichter nicht auch Genesis I 2 vorgehalten: „Und der *Geist* Gottes *schwebte über den Wassern?*"

Höchst lehrreich sind in dieser Hinsicht auch die epischen Werke. Nach Ermatinger hätte Leuthold den Stoff zum Hannibal aus Flauberts „Salammbô" geschöpft. Soweit ich sehe, deckt sich hier der Inhalt mit dem jenes Buches von der schwärmerischen Tochter des Hamilkar zum geringsten Teil; Salammbô kommt gar nicht vor; im Mittelpunkt steht eine ganz andere Persönlichkeit; der Plan hat mit dem Flauberts kaum etwas zu tun; was er gegeben haben mag, ist Schmuck, nicht Wesen.

Die Penthesilea hat Leuthold freilich so wenig erfunden als Kleist. Homer kannte zwar wie nur namenlose Musen, so nur namenlose Amazonen. Erst später erscheinen die zwölf Jungfrauen des seltsamen Staates, dessen Geschichte Trogus Pompeius bis auf die Zeit Alexanders zu erzählen weiß. Das spätere Altertum liebte die Geschichte von der kriegerischen jungen Königin, die nach Hektors Tod vom Pontus her den Troern zu Hülfe gekommen, aber von Achilles erschlagen worden sei. Properz sagt in gedrängtem

Kontrast, wie nach dem Tode ihre Schönheit den Sieger bezwungen habe:

Aurea cui postquam nudavit cassida frontem,
Vicit victorem candida forma virum.

Wir wissen auch, daß die Plastik den Achilles gern darstellte, wie er über diesem Leichnam klagt, so herbe Schöne unerkannt vernichtet zu haben. Ausführlich und langweilig genug erzählte die Geschichte der Epiker Quintus von Smyrna, der im IV. Jahrh. n. Chr., wie Goethe in der Achilleis an den Schluß der Ilias anknüpfend, versuchte, den Kampf um Ilion weiter zu berichten: Das Behagen des fleißigen Kopisten ist das Erquicklichste an ihm.

Wenn Ermatinger mit Karl Frey weitgehende stoffliche Übereinstimmung Leutholds mit Quintus feststellt, so ist nichts dagegen zu sagen. Hingegen wird, wer sich die Mühe nimmt, des Griechen 830 Hexameter mit den zwölf Gesängen des Schweizers eingehend zu vergleichen, doch einiges dazufügen müssen. Sind die alten Bilder gut, wie das der Bienen im Frühling für die Troerinnen, die der Amazone nachstürzen wollen, so übernimmt er sie; aber die Königin unter ihren Genossinnen vergleicht er nicht mit dem Mond in der Nacht, sondern mit dem Sturm, und die fallende Bremusa nicht mit einer gefällten Esche, sondern mit einer zerblätterten Rose. Viel wichtiger ist aber die künstlerische Ordnung, die Leuthold in den Stoff brachte, zwecklose homerische Nachahmungen streichend, die Erzählung kräftig steigernd, die Handlung durch das Zusammentreffen mit Nestor retardierend, durch das ebenfalls erfundene zweimalige Auftreten Kassandras eine schwere lyrische Note einfügend, im Rhythmus in merkwürdiger, aber durchaus nicht sinnloser Weise das seltsam Aggressive, Heftige, Zerspellte der Fabel ausdrückend. Damit ist das Epos noch lange nicht hinreißend, und seine lyrischen Stellen werden immer das Beste und einzig Be-

wundernswerte daran sein; aber die organische Form des Ganzen verlangt als Leutholds Werk gewertet zu werden. Dahinter tritt die Frage nach der Herkunft des Stoffs zurück. Sogar unser Homer war ein Homeride, und mancher, der auch aus der blauen Luft zu dichten wußte, fand doch zu Zeiten, selbst Homeride zu sein, auch nur als letzter, sei schön.

Dazu kommt aber ein Zweites. Ermatinger vergleicht natürlich, wie schon Gottfried Keller, die Penthesilea Kleists. Er stellt als entscheidend das fest, Kleist habe den Fall zum Typus des Geschlechterkampfes erhoben, bei Leuthold aber sei diese Möglichkeit kaum geahnt.

Die Sache liegt so: Leuthold hat den Zug erfunden, daß die Amazone, von der Schönheit Achills gerührt, die Waffe sinken läßt und sich nicht mehr wehrt; der Held erkennt dann freilich zu spät, was sie gewesen: das ist wieder die alte Sage. Dann aber wird seine Reue — ein Motiv, das gar nicht „im Sande verläuft" — zur Triebfeder der ganzen folgenden Handlung, die allerdings jenseits des Werkes liegt; ihr Verlust wird dem des Patroklos gleichgesetzt; der Freund ist nun gerächt, und alles andere will er ihr zum Opfer tun. Und die Quelle? Bei Quintus überlegt sich das königliche Weib, ob sie ihrem Gegner Geld anbieten solle; er aber tötet sie im Zorn. Nachher merken zuerst die Diener, wie schön sie war, und ihrem Urteil zufolge läßt sich auch Achilles zu nachträglicher Anerkennung herbei.

Kleist allerdings hat die Fabel umgegossen — gleichgültig, ob das von Anfang an sein Wille war, oder ob die ersten Szenen noch auf eine konservativere Fassung deuten. Das Entscheidende ist aber wohl nicht, daß der Kampf zwischen Achilles und Penthesilea zum Typus für den Kampf der Geschlechter wird, sondern daß Penthesilea den Achilles tötet, nicht er sie. Mag man das nun nach bekannten Mustern sexual-pathologisch oder anders

zu deuten für gut halten, mag der zweite Kampf mit der bereits aufgeflammten Liebe direkt kausal zusammenhängen oder nicht, jedenfalls ist die Fabel hier nicht in einzig möglicher Weise festgelegt, sondern in einer — gewiß möglichen und anregenden — Fassung geboten. Leutholds Fassung steht der alten Sage näher, stellt aber auch eine Belebung und Entwicklung dar. Kleists Wendung ist bei Leutholds Stellung zum Weibe für ihn ganz undenkbar. Und eine antike Sage in das Gegenteil ihres Sinnes zu verkehren, ist ohne allen Zweifel zulässig, aber doch kaum vorgeschrieben.

4.

Diese scheinbar etwas weit führenden Nachweise waren notwendig, um den Gegnern Leutholds gerecht zu werden, und um ihm nichts zu geben, worauf er keinen Anspruch hat.

Nun soll ihm aber auch bleiben, was sein ist.

Die Kunst ist nicht ein Wissen von Formen, deren Anwendung Schönheit schaffte. Vorhandensein der Form beweist nichts.

Die Kunst ist aber auch nicht Darbietung irgend eines Stoffes, dessen Darstellung Schönheit schaffte. Neuer oder alter Stoff: gleichviel, als solcher bedeutet er keine Kunst.

Kunst ist Darstellung des innern oder innerlich geformten Lebens in der Welt der Erscheinung. Diese Darstellung ist Befreiung des Schaffenden und befreit auch den Betrachter; denn sie löst auch ihn aus der Zufälligkeit äußerer Beziehung und Bindung, und stellt ihn der Erscheinung frei gegenüber. So ist die Kunst das Korrelat lebendiger Philosophie (diese allerdings nicht als Summe dürftiger Einzelwissenschaften verstanden): beide schaffen, weil beide sich vom toten Stoff und den toten Stoff durch sich befreien. Alles Erlebbare ist auch als

darstellbar anzusehen; aber kein Stoff und keine Form als solche bedeutet den künstlerischen Vorgang. Sondern das Leben so zu formen und die Form so lebendig zu erzeugen, daß beide identisch und untrennbar erscheinen, das ist Kunst. Wer aber sagt uns, wo das geleistet ist? Deine lebendige Seele. Wer sagt uns denn, welches natürliche Leben wirklich sei, wenn nicht unser eigenes Leben, das sich selbst erkennt und was ihm gleich ist? Lebendige Werte erweisen sich nur durch lebendige Wirkung. Stoffe und Formen kann eine äußere Forschung nachweisen, registrieren, katalogisieren, zählen und zuweisen — lebendige Werte nicht. Das Reich des Schönen ist keine Anatomie.

Wir stellen also nicht dem Realismus einen formalistischen Idealismus gegenüber. Eine Ästhetik, die diese Gegensätze nicht umfassen kann, mag sich begraben lassen. Verehrung und Dank den Großen, die uns neue Reiche erobern. Aber kann sie nur bewohnen, bebauen und darin ernten, wer sie erobert hat? Heißt nicht Erobern auch Schenken? Ist nicht Finden auch Zeigen? Lebt und schafft nicht in jedem das Ganze, also auch jeder im Ganzen und für das Ganze?

Welcher antike Dichter war original, wenn historische Bedingtheit in Stoff und Form das ausschließt? Wäre das der Sinn geschichtlicher Entwicklung, die sich um die dürftige Vergänglichkeit eines Dieners und Trägers wenig kümmert, der alles Frucht und alles Samen ist? Die unoriginellste Dichtung ist das Volkslied: da ist alles Gemeingut, oft schon die Entstehung im Wettstreit der Genossen; dann Stoff, Sprache, Form; nicht einmal feste Tradition gibt es. Und ist das etwa *nicht* Dichtung?

Nun ist es nicht so, daß ich Kunst sagte und Technik meinte. Was nicht lebendig erzeugt ist, lebt auch nicht. Aber ist nun etwa die Stärke und Tiefe, ist die Intensität des Erlebens dasselbe wie die Breite und Weite des Lebensgebietes? Wie typisch ist die antike Lyrik! Ist sie keine

Kunst? Ist Catull kein Dichter? Und er hat doch gelernt, übersetzt, nachgeahmt und daneben nichts als ein paar kleine Lieder gesungen. Schadet es dem Dichterwert Eichendorffs und des Wandsbecker Boten, daß ihr Gebiet klein ist, wie das eines deutschen Kleinfürsten ihrer Zeit? Was will es für Mörikes wunderbare Sonette heißen, daß andere vor ihm Liebessonette genug geschrieben haben? Ist Goethe nicht mehr Dichter, weil er gesteht, daß einst Properz ihn begeistert (man denke, solche Literatendichtung!), oder weil er erzählt, die übliche Wirkung eines guten Werkes auf ihn sei der Reiz, etwas ähnliches zu machen? Ist nicht vielleicht die Kunst, so tief sie im Leben des einzelnen ruht, eine Brücke vom verborgenen Grunde des einen zu dem des andern, ein unsichtbarer Weg vom einzelnen Erleben zum allgemeinen Leben? Und kann nicht eine Morgenglocke die andere wecken? Ist nicht alle Priorität vollkommen gleichgültig gegenüber der Wirklichkeit des gemeinsamen Lebens?

Um der Intensität des Lebens und der leuchtenden Reinheit klingender Form willen liebe ich Leutholds gute Lieder, manche Sonette und Ghaselen, auch Oden und Elegien. Er sammelt im kleinsten Punkte die größte Kraft. Um dieser starken, intimen Wirkungen willen ist er mir Dichter, nicht Übersetzer; Künstler, nicht Techniker.

Das wollen wir nicht verhehlen: Es hängt mit dieser Intensität der formalen Wirkung zusammen, daß der Glanz bei langer Betrachtung etwas verblaßt, daß das Ohr übersättigt sich abwendet. Schon bei des Dichters eigenem Vortrag war das so. Aber es trifft doch vor allem zu, wenn man sich so häufig und andauernd mit dem Stoffe zu befassen hat, wie ein Herausgeber oder ein Verfasser quellenkritischer Studien. Dann drängt sich neben und vor das Vollendete das Minderwertige, Unfertige, Tastende, Nachempfundene. Nach einiger Zeit ist die Ermüdung vorbei, und die edlen Formen leuchten und klingen wieder.

Und solange bei denen, die Lyrik genießen und beurteilen wollen, das Auge das Ohr noch nicht völlig ersetzt hat, solange für melischen und melodischen Ausdruck des Geschauten noch ein Verständnis da ist, geben wir Heinrich Leuthold nicht preis. Wahrhaftig, es sind ihrer nicht viele, die ihn zu ersetzen vermöchten!

Eine ähnliche Intensität hat auch das *Bekenntnismäßige* seiner Dichtung. Nicht überall, gewiß. Aber wir suchen das Positive; derer, die die Toten begraben, gibt es genug. Schon aus den bisher gedruckten Liedern, vorab den Ghaselen und Oden, sind Konfessionen von großer Eindringlichkeit bekannt:

Im sichern Hafen land ich nie;
Mich selber überwand ich nie.
Des Lebens Wechsel such ich auf,
Doch seinen Reiz empfand ich nie.
Mein Herzblut rieselt hin im Lied,
Dies wunde Herz verband ich nie.
Wohl hab ich oft geklagt, jedoch
Mein herbstes Weh gestand ich nie:
Die Schönheit, die ich früh geliebt,
Die göttliche umwand ich nie.
Da wollt ich folgen der Vernunft,
Doch ihren Wink verstand ich nie;
Wieviel ich in der Welt erstrebt,
Den Stein der Weisen fand ich nie.

Man wird uns den Nachweis ersparen, daß des Dichters Leben unter dem Gesichtspunkt freier Sitte und höchster Selbstzucht ziemlich das Gegenteil dessen ist, was wir suchen und, wenn es uns gegeben ist, auch finden mögen. Aber Kunst ist Gnade, nicht Verdienst, und auch aus finstern Tiefen sprudeln reine Quellen. Sollte ein äußerlich verfehltes Leben in die Tiefen des Daseins nicht vielleicht sicherer und gründlicher führen als eine ruhige Existenz? Kein Zweifel: *cantare amantis Deum est.* Aber

auch Not und Leid lehren singen, und die Kunst war von je die Tochter des Hungers und der Sehnsucht. Der Jubel ist ihr Sohn, nicht ihr Vater.

Liebe, Freundschaft, Frühling und Herbst, Tod und Leben, Staat und Vaterland: freilich — diese Stoffe kannte die griechische Lyrik von Anfang an, kannten Catull und Horaz, kannten die Lyriker der Renaissance, kannten Klassiker und Epigonen. Ist es darum nicht mehr wahr, daß wir alle darin stehen? Ist das Leben nicht vielleicht wesentlich derselbe Gang von einem Dunkel zum andern über feine, hohe, lichte Brücken...? Leuchtet nicht auch uns die Sonne Homers und drohen nicht auch uns die Pforten des Todes? Ist nicht auch uns darüber hinaus die Welt des Vaters Haus mit vielen Wohnungen?

Wem die Lyrik nicht bei Goethe anfängt, sondern eine internationale und durch alle Zeiten gehende Erscheinung ist, der fragt überhaupt einen Dichter weniger nach der Zahl seiner Lehrmeister und Anklänge, als nach den Werten seines Werkes. Von der individualisierenden, dazu noch realistisch beschränkten Kritik aus fielen ganze lyrische Literaturen dahin. Wo ist in der mittelalterlichen Lyrik dieser Begriff des einzelnen und seines Eigentums? Was wird aus dem „Stabat mater", dem „Dies irae", dem „Te Deum", wenn sie an diesen Maßstäben gemessen werden? Alles Stoffliche ist Tradition, die Form fast durchweg auch; nur die Glut ist persönlich; alles ist Gefühl. Das aber ist auch fühlbar und ein unzweifelhafter Wert.

Altitudo, quid hic iaces
In tam vili stabulo?
Qui creasti caeli faces,
Alges in praesepio.

O quam mira perpetrasti,
Iesu, propter hominem,
Tam ardenter quem amasti,
Paradisi exulem!

Was ist neu daran? Kein Wort, keine Anschauung, kein Rhythmus — wer weiß, ob sich nicht auch die Reime sonst nachweisen lassen! Aber wer wagt — all das sei, wie es wolle — zu bestreiten, daß das Lied *wirkt?*

Und sollten wir wirklich unter Leutholds Werk vergeblich nach Liedern suchen müssen, die wirken, nicht durch hohles Pathos und leeres Wortgeklingel, sonst echt und ehrlich durch erlebten Inhalt, der sich seine Form organisch schuf?

Man lese etwa unter den *Liedern* die Waldeinsamkeit, den Waldsee (und zwar ohne Verbesserungen!), die Klage am Grabe eines Kindes, des Kindes Abendgebet, die stolze „Entsagung", die Mittagsruhe, den Blätterfall, Eglantine, die beiden Gedichte „Am Meere" (von denen das erste bisher immer gekürzt und das zweite unterschlagen wurde, während der Gegensatz des spielenden und stürmischen Meeres im selben Metrum vorzüglich gelungen ist), Am Strand, das Trinklied eines fahrenden Landsknechts, — unter den *Sonetten* vor allem das groß geschaute (bisher unbekannte) Cogoletto und Corsica, Columbus und Napoleon in einer Vision zusammenbringend:

„Zwei bleiche Riesenschatten sah ich thronen
Auf diesen Wassern, einen Ketten tragen;
Des andern müder Hand entfallen Kronen";

aber auch das auf seine Großmutter, das durchaus erlebt und zudem schön ist und sich durch den Hinweis auf Lenaus „Seelenkranken" durchaus nicht erledigt, und manche Sonette aus dem Süden — unter den *Ghaselen* gleich das erste „Nach Westen zieht der Wind dahin", das der Dichter noch in seiner langen Nacht vor sich hin sagte; dann das herrlich klingende: „Es sehnet sich mein Herze bang", „Stumm, traurig wandle ich fortan", „Lenztrunken strömt die Nachtigall", „Ich weiß, wie weniges mir nur gelungen ist" — unter den *Elegien* vor allem den herrlichen „Sonnenuntergang" — unter den *Oden* die

gewaltige „An das Meer", die „Meerfahrt", die rhythmisch wie musikalisch entzückenden asklepiadeischen Strophen, unter den gedanklichen den energisch entsagenden „Abschied" — aus der *Epik* vorab den Hannibal, und man frage sich dann nochmals, ob man nicht Grund habe, für dies Vollkommene zu danken, statt mehr und anderes gerade von dem zu verlangen, der gab, was er konnte. „Des Wohlklangs Wonne allein tut's nicht" — aber wo wahres Erleben so wohl klingt, gibt man doch dem alten Horaz recht: Non satis est pulchra esse poëmata, dulcia sunto.

Selbständigkeit wird immer heißen, selber auf fremden Schultern stehen. Geschichtslosigkeit heißt nicht absolute Größe, sondern Wurzellosigkeit. Und für Stoff und Form, deren Identität allein einen Wert in der Kunst bedeutet, kann nie ein anderer Maßstab gelten als der: Erlebtes und lebendig Erzeugtes lebt, und Totes kommt nicht wieder. Bleibend aber ist der lebendige Wert auch nur dann, wenn er das Zufällige abzustreifen und das Allgemeine auszudrücken imstande war. Das aber hat Leuthold zuweilen vermocht. Gibt man es auch nur für zwölf Gedichte zu — mehr wird auch Claudius und mancher andere nicht auf die Nachwelt bringen. Wägen aber und nicht zählen soll man, was sie boten, und wer sie wertet.

„Ströme von Wohllaut" hat er fließen lassen. Wir danken sie ihm. Denn nicht was er nicht hatte, dichten wir ihm an, nicht was ihm versagt war, verlangen wir von ihm. Bescheidener hat nie ein Dichter von sich gesprochen: „Doch niemand weiß, was ich im stillen litt an dem Bewußtsein meiner Nichtigkeit." Ihm war sein Leben verfehlt; er hatte weder das ethische noch das religiöse Stadium zum ästhetischen zu fügen verstanden. Aber ob man nun in seiner Hingabe an die Pflege der schönen Form einen ethischen Wert anerkenne, oder nicht: das Gebiet des Ästhetischen kennt er und schildert er aus Erfahrung und vollendet. Mag man ihn den Dichter für

Dichter oder für Musiker nennen, mag ihn auch der Kenner attischen Wesens leichter würdigen können — (Spitteler vertonte seine Lieder, während er Prometheus und Epimetheus schrieb, und der klassische Philologe Mähly verteidigte ihn gegen den Germanisten Bächtold) — von einer ausschließlichen Bedeutung Leutholds für diese Kreise kann keine Rede sein. Wie er es voraussah, ist er kein Goethe und auch kein Mörike, Keller, Meyer an Gehalt geworden. Ob auch „an Form kein Platen"? Er ist weniger reich, persönlich weniger fest und sicher, aber an Klang und Leidenschaft ihm oft überlegen.

„Vielleicht wird man mir einst gerecht, wenn mit dem Tod
der Keim zu dem,
Was ich erreichen hätt' gekonnt, wie, was ich wirklich war,
vorbei."

Heute haben wir die zeitliche Entfernung von ihm gewonnen. Sein Lied ist auch in die Heimat gedrungen; sie hat darauf gehört und es lieb behalten, auch als Größere und Reichere kamen, sangen und bildeten. Warum sollte sie es auch nicht? Es ist nie zu viel Schönheit in der Welt. Menschen und Dinge stoßen sich, geistige Werte ergänzen sich.

III.

ÜBER DIE AUSGABE DER GEDICHTE

1.

Die Pflicht eines Herausgebers ist im allgemeinen einfach die, das Werk so zu gewinnen und herzustellen, wie es der Schöpfer gewollt und vollendet hat. Wo die Überlieferung es ungenau oder verstümmelt auf uns gebracht, hat er den Spuren der echten Form nachzugehen, bis er den maßgebenden Künstlerwillen erkannt hat.

Läge die Sache bei Leuthold so, dann wäre die Ausgabe seiner Gedichte keine so verwickelte Aufgabe und der Fall wäre keine editorische Einzelheit, wie er es tatsächlich ist. Denn nicht nur hat der Dichter keine Sammlung seiner Werke besorgt, sondern die Hälfte seiner Sachen hat er nie fertig gemacht, vielmehr sie mit vielen Lesarten stehen lassen, und die andere Hälfte ließ er sich von Geibel verbessern, damit dieser sie im Münchner Dichterbuch und in den Fünf Büchern französischer Lyrik der Ehre würdig befinde, unter seinem Namen gedruckt zu werden. Als man den Dichter krank in die Heimat gebracht, ließ der schon dem Tode nahe Regierungsrat Sieber, der einst sein Lehrer gewesen, die Handschriften aus München nach Zürich kommen. Reinhold Rüegg sollte die Sammlung besorgen, verzweifelte aber an dem trostlosen Zustand des Nachlasses, und der junge Germanist Bächtold, der den Dichter als Student in München kennen gelernt, übernahm den mühevollen Versuch, von Gottfried Keller unterstützt. Er hielt sich an die von Leuthold gegebenen und so nachgedruckten Geibelschen Fassungen und glaubte sich auch berechtigt, durch Streichungen und — allerdings seltene — Änderungen dem Geschmacke des Dichters nachzuhelfen. Daß er eine Auswahl bot, war zunächst das einzig mögliche, und im allgemeinen hat er entschieden, von Keller beraten, gut gewählt; übrigens war die etwas knappe Zahl in der zweiten Auflage um 18, in der dritten und vierten um 13 Stücke, in der fünften um den vollständigen Text des Hannibal vermehrt.

An diese Form hatte man sich allgemein gewöhnt, als Dr. Arthur Schurig im Inselverlag vor zwei Jahren eine neue Ausgabe ankündigte, die auf den Urtext zurückzugehen und das Unterdrückte mitzuteilen versprach. Die Anregung, dieser Pflicht endlich nachzukommen, bleibt seinem Versuch als wahres Verdienst. Daß er trotzdem

eine Enttäuschung war, lag an der überhasteten, fehler- und lückenhaften Arbeit. Über die Mängel des Buches will ich frühere Ausführungen nicht wiederholen; in diesem Zusammenhang ist einfach festzustellen, daß eine Leuthold-Ausgabe, in der — von einzelnem abgesehen — alle Übertragungen, die meisten Ghaselen, Distichen und Sprüche fehlten, das übrige aber in unfertiger Ordnung und nicht ohne Willkür, wenn auch mit Geschmack, vorgebracht wurde, keinen abschließenden Wert haben konnte. Was sich daher der Dichter einst vorgenommen, aber nie getan, die Gedichte ins reine zu schreiben, zu sichten und ein Buch aus den vielen Heften und Zetteln zu machen, blieb immer noch eine Forderung. Das Material, also die Handschriften (mit Ausnahme zweier von A. W. Ernst mitgeteilter Elegien und einiger Gelegenheitsverse), besitzt nach Bächtolds letztem Willen die Zürcher Stadtbibliothek. Und als der Hubersche Verlag, der es zuerst mit dem fast Unbekannten gewagt, während Cotta und Göschen das Buch abgelehnt hatten, mich ersuchte, die vollständige getreue Ausgabe zu besorgen, konnte ich mich der Ehrenpflicht nicht entziehen. Ihr Reiz lag in der Schwierigkeit; denn aus den zahllosen Lesarten die schönste und schwerwiegendste zu finden — also das Gedicht aus einem Entwurf zu einem Ganzen abzuschließen, ist Sache des Dichters; eine Ausgabe aber nach den Anforderungen vollständiger und geordneter Mitteilung herzustellen, ist die des Philologen. Von dieser Schwierigkeit aus ist auch diese erste ganze und echte Ausgabe zu werten. Was der Dichter hätte tun müssen, kann kein Gelehrter an seiner Stelle mit zwingender Eindeutigkeit tun. Er muß wählen, was ihm das beste scheint. Allerdings kann er durch eigene Übung, jahrelange Einfühlung und wiederholte Überlegung zu einer gewissen Sicherheit gelangen. Aber dieser Teil der Aufgabe war subjektivem Ermessen nicht nur zugänglich, sondern ohne solches gar nicht zu lösen. Ein Gedicht

von zwölf Zeilen mit zwanzig verschiedenen Lesarten würde niemand sonderlich erbauen. Die „erste“ wählen, hieße alle Besserungen ausschließen; die „letzte“ ist oft nicht als solche kenntlich, und zudem bedeuten die spätern Wendungen nicht selten eine Abblassung des ersten Einfalles.

Die andere Seite der Arbeit, die philologische, war nicht viel einfacher. Druckte man einfach das Ganze ab, so entstand eine Wildnis, wo vorher ein beschränkter und gestutzter, aber immerhin ein Garten gestanden hatte. Eine Ausgabe, die, um wissenschaftlich zu sein, den guten Ruf des Dichters mordete, schien aber nicht wünschenswert. Es lag dazu auch keine wissenschaftliche Verpflichtung vor, da der Dichter selber eine Sichtung bei der Herausgabe voraussetzt, da er ferner eine solche bereits ausgeführt hat, indem von der ersten Sammlung wenig mehr in der zweiten steht. Lehrreich ist auch der Parallelfall Kellers. Wie streng verwies er Unreifes aus seiner letzten Ernte! Wollte man, wie es andere empfahlen, einfach die Bächtoldsche Auswahl noch etwas stärker vermehren, so blieb das Ganze auf dem Boden der Willkür, und die Stimmen derer, die in der Unterdrückung des übrigen Nachlasses nur bösen Willen sehen wollten, wären nie verstummt. Außerdem war inzwischen durch Ernst, M. Plüß, Schurig u. a. viel Neues mitgeteilt worden, das in der Sammlung nicht mehr fehlen durfte. Ich habe die Lösung gewählt, angesichts der künstlerischen Ungleichheit des Materials die eigentliche Ausgabe, den ersten Band, als Auswahl bestehen zu lassen und diese nur durch sorgfältig gewählte Stücke zu mehren, das übrige aber als Anhang beizugeben. Man braucht diesen also weder zu vermissen, noch sich dadurch stören zu lassen.

Diese Scheidung betrifft aus der Zeit der Reife alle Gedichte und aus der Jugend alles das, was in des Dichters beiden Reinschriftbänden steht. Den zweiten, der auch

eine Auswahl aus dem ersten enthält und ihn als Ganzes dadurch unverbindlich macht, unverändert wiedergegeben, schien zwar erst Pflicht, erwies sich aber doch als unmöglich. Nicht nur stehen einzelne Lieder mehrmals darin, zeigen also, daß auch das Fertige hier nicht fertig ist, sondern einiges hätte durch Sprachfehler und Unreife den Eindruck schwer geschädigt. Wer in einem bedeutenden lyrischen Bande folgende Verse lesen müßte:

„Ihr kennt sie, die alte Weise
Vom bleichen Fischerknab."

oder

„So übertaut wie Geisterkuß
Die Seel mir ihrer Rede Fluß,
Daß ich mich frag in heil'ger Scheu,
Ob sie vielleicht ein Engel sei.
Dann denk ich ängstlich forschend nach,
Was ich je Böses tat und sprach,
Und nehm mir vor, in Zukunft rein
Und würdig ihrer Huld zu sein."

der würde selbst an dem Guten zu zweifeln anfangen, besonders wenn auch dieses stark bestritten ist. Also war auch hier die Trennung in Auswahl und Anhang notwendig. Das Bekannte habe ich, wenn irgend möglich, im ersten Band stehen lassen, auch anderes, was mir wirksam schien, beigefügt; den Rest bringt der Anhang. Außerdem ist aber auch von den Skizzen und Entwürfen, die Leuthold weder ins reine schrieb, noch jenen Sammlungen einverleibte, alles irgendwie Wertvolle daselbst mitgeteilt. Lächerliche Knabenverse und inhaltlose Fragmente wird niemand vermissen. Sonderlich bei den Sonetten, Oden und Zeitgedichten war die Auswahl schwer zu bestimmen; bei jenen beiden steht der Widerwille gegen Gedankenlyrik, bei den Zeitgedichten der berechtigtere gegen Gelegenheitsdichtung im Wege. Ich habe aber

nicht vergessen mögen, daß Leuthold sich für das gnomische Sonett auf Dante, Petrarca, Shakespeare, Goethe, Platen, Keller, für die gnomische Ode auf Horaz, Klopstock, Hölderlin berufen kann, auch wenn er damit außerhalb des Zeitgeschmackes steht; und was die politische Dichtung der reiferen Zeit angeht, so bleibt Gottfried Kellers Urteil zu beherzigen: „Das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch wie die objektive historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größern Unmittelbarkeit."

2.

Oben wurde festgestellt, daß von den Liedern der spätern Zeit, von den Oden, Romanzen, Distichen, Sprüchen, klassischen Übersetzungen, sowie von Hannibal keine Reinschrift bestehe, daß vielmehr der Text aus dem Gewirr zahlloser Varianten erst mußte gewonnen werden. Um aber nicht willkürlich zu entscheiden und die andern Möglichkeiten nicht einfach fallen zu lassen, habe ich sie sämtlich im kritischen Apparat mitgeteilt. Natürlich ist die kürzeste Form der Mitteilung gesucht worden.

Viel schwieriger gestaltete sich die Frage, wie sich der Text zu den während Leutholds Leben gedruckten Fassungen zu verhalten habe. Adolf Frey hat geradezu gefordert, daß die Geibelschen Redaktionen und namentlich auch die Kürzungen, die nach Freys Überzeugung Keller Bächtold vorgeschlagen hat, beibehalten werden müßten, erstere, da Leuthold sich fügte und die Sachen auch nachher wieder so drucken ließ, letztere, weil an unvollendeten Fassungen vollzogen. Und Ermatinger betrachtet ebenfalls die Drucke der von Leuthold an Honegger gesandten Sachen als bindend.

Warum wir uns diesen gewichtigen Räten nicht haben

anschließen können, muß genau begründet werden. Adolf Frey gibt selber zu, daß Geibel gelegentlich nicht nur änderte, sondern bis zur Unwahrheit verschob. So machte er in der „Entsagung“ aus den Versen:

„Die Seele, welcher Wohllaut einst entschwebte,
Ist worden ein mißstimmtes Instrument.“

die folgenden:

„Die Seele, die melodisch einst erbebte,
Ward ein verstimmt, entsaitet Instrument.“

Hier sind zwei Bilder verworren und vermischt: entweder ist das Instrument verstimmt und klingt falsch, oder es ist entsaitet und klingt gar nicht. Wenn der dem ältern Gönner Anhängliche und Verpflichtete sich solches gefallen ließ, so mögen wir das begreiflich finden oder nicht — jedenfalls haben *wir* diese Rücksicht nicht zu nehmen, wenn doch die Handschriften vorliegen und wir die Möglichkeit haben, bei Geibel Geibel und bei Leuthold Leuthold zu lesen. Mag das Streben des Schweizers nach vollendet klarer Form zu beurteilen sein, wie es jeder für sich tun muß: er *war* doch realistischer, leidenschaftlicher, rauher als Geibel, und wir wollen ihn lesen wie er schrieb. Zudem muß doch die Meldung Fenners zu denken geben, der irre Dichter habe über das fertige Buch zuerst gewettert, nicht nur, weil der Cottasche Löwe fehlte, sondern weil er über Untreue gegen sein Werk klagte. Die Geibelschen Fassungen sind übrigens im Anhang mitgeteilt. — Auch zu den weitgehenden Kürzungen konnte ich mich nicht verstehen. Das Gefühl spricht deutlich, wenn in den Handschriften von fremder Hand das „Weg!“ am Rande erscheint. Ich habe diese kategorische Bemerkung zunächst für eine Notiz Leutholds gehalten, und Sulger-Gebing ist mir hierin gefolgt (Euphorion XVIII, 548 ff.). Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Züge in den Randglossen hat aber keinen Zweifel übrig gelassen,

daß es sich hier um Bächtold handelt. (Sonst haben Geibel, Bächtold, einmal Keller und andere hinein gegeschrieben.) Auch Kellers Kunst ehren wir an ihrem Orte; und gesetzt auch, Bächtolds Athetesen gingen sicher alle auf ihn zurück, doch müßten wir den Handschriften vor fremdem Kunstwillen den Vorzug geben. Folgerichtig müßte man dann übrigens das Ave Maria, das Leuthold selber 1866 ganz hat drucken lassen, wieder auf die Hälfte reduzieren, wie das in den ersten Auflagen der Gedichte geschah, auf die Keller noch Einfluß haben konnte; Bächtold ist aber davon später selber abgegangen und hat das Ganze gedruckt, wie er ja auch in der Penthesilea und im Hannibal ruckweise nachgab.

Schwerer ist Ermatingers Einwurf zu entkräften. Denn in abstracto ist er unbestreitbar. Zweifelhaft macht erst der Augenschein im Einzelfalle. Allerdings hat Leuthold selber an den Zürcher Professor Honegger die Gedichte und Übersetzungen gesandt, die dieser im IV. Bande der Schweizerischen Nationalliteratur und im Schweizerhaus, einem Taschenbuch für das Jahr 1877, mit einer biographischen und werbenden Abhandlung veröffentlichte. Was den Nachdruck aus dem Münchner Dichterbuch und den Fünf Büchern französischer Lyrik angeht, so ist davon oben gehandelt: für Leuthold bestand so wenig wie früher die Unabhängigkeit, sich gegen Geibels Verbesserungen zu schützen (Noch 1875 spricht er in höchster Verehrung von ihm; am 26. Juni 1872 entwarf er eine sapphische Ode an ihn mit der Bitte, seine „weltunkundige Heidin" Penthesilea in die christlichgute Gesellschaft" empfehlend einzuführen); zudem sandte er die Bücher einfach zum Abdruck.

Anders liegt es bei den handschriftlichen Sachen: je einem Gesang aus Hannibal und Penthesilea, 9 Gedichten, einer Übersetzung aus dem Italienischen, 7 Distichen und 11 Sprüchen für das Sammelwerk und 9 Ge-

dichten für das Taschenbuch. Hier wäre zunächst wirklich bedingungslose Anerkennung am Platze.

Sieht man aber näher zu, so fällt erstens die fehlerhafte Fassung des Druckes auf. Schon im III., noch von R. Weber besorgten Bande (1866) hatte es im „Ave Maria" geheißen: „Die Liebe sei mein Eigentum" (statt „Evangelium"!).

„Gesegnet bist du, Priesterhand des Schönen!" wird nun bei Honegger der Kunst zugerufen (statt Priesterstand). „Am Meere" beginnt:

„Der Hauch, der die schäumende
Meerflut bewegt,
O, wie er das träumende
Herz mir bewegt" ...

Der identische Reim ist natürlich bei Leuthold unmöglich. Ähnliches findet sich auch in den Gedichten, die Honegger im Schweizerheim herausgab. Doch das könnten Nachlässigkeiten und Mißverständnisse sein. In der Ode „Den Kindern des Glücks" heißt aber die erste Strophe:

„Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf;
Und sorgenlos in voller, schöner Muße
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen."

Wie kommt Leuthold, in der vollkommenen Nachbildung antiker Odenform von wenigen erreicht, dazu, die dritte Zeile durch unnötige Adjektive zu lang werden zu lassen? Die Handschrift zeigt es: „voller" und „schöner" sind Varianten, die sich offenbar sogar in Honeggers Druckexemplar fanden. Der gute, aber nicht sonderlich kundige Mann druckte einfach beides ab.

Zu dieser Unzuverlässigkeit kommt aber ein weiteres. Der Begleitbrief Leutholds an Honegger, dessen sorgfältig korrigierter Entwurf beim Nachlaß liegt, hat sich erhalten und befindet sich im Besitz des Herrn Professor Hunziker

in Winterthur. Daraus ergibt sich zweifellos, daß Adolf Freys Annahme, Leuthold sei damals noch gesund und für seine Entschließungen verantwortlich gewesen, hinfällig ist. Frühere und neueste biographische Mitteilungen gehen parallel mit den Klagen Leutholds über seinen erbärmlichen Zustand, in dem er die Sachen nur flüchtig aus dem Gedächtnis niedergeschrieben habe. Immerhin ist das eine Fassung des Dichters. Steht ihr aber die vollständige Handschrift mit der datierten Eintragung entgegen, so kann wohl nicht unklar bleiben, daß wir uns an diese zu halten haben und die dort angegebene gelungenste Lesart wählen müssen. Das Verzeichnis der übrigen gibt zudem jedem die Möglichkeit der Vergleichung, und von großer Bedeutung ist keine dieser Abweichungen. Doch ließ sich z. B. der Anfang der zweiten asklepiadeischen Ode nach einer andern Lesart knapper und geschlossener geben.

3.

Ein letztes Problem bildeten die Übersetzungen. Aus der ersten Zeit stammen die französischen, englischen, italienischen, ungarischen Stücke und einige „altdeutsche“ Versuche. (Die Übertragung aus dem Arabischen hat Leuthold als völlig frei unter die eigenen Gedichte versetzt.) Für eine 1859 geplante, Geibel und Heyse zugedachte Sammlung sind sie abgeschlossen worden, wodurch die Grundlage für unsern Text gegeben ist. Aus dem Mittelhochdeutschen finden sich in den Skizzenheften einige Proben, von denen eine innerlich unfertige Übertragung von Walthers „Unter den Linden“ und eine Umschrift des Volkslieds „Es ist ein Schnee gefallen“ heute kein allgemeines Interesse haben können. Hadloub hatte Leuthold früh beachtet, aber von seinen Liedern nur vereinzelte Strophen übertragen. Zwei derselben, die den Eindruck

eines Ganzen machen, nahm Bächtold auf, und so sind sie beibehalten.

Anders liegen die Dinge bei den Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, die aus der zweiten Periode, aus den Jahren 1868—71 stammen. Hier sind die Lesarten so zahlreich, daß oft einer Seite Text eine ganze Seite abweichender Formulierungen für genau denselben Inhalt entspricht. Unser Text ist durch sorgfältige Erwägung an Hand des Originals hergestellt. Die andern Wendungen alle mitzuteilen, konnte hier als überflüssig gelten. Denn wo der Text selber seit Jahrhunderten bekannt ist und im wesentlichen feststeht, kann eine Übertragung nur fertig, nicht im Entwicklungszustand hervortreten; und durch das gegebene Original sind tiefgreifende Unterschiede der Bedeutung ohnehin ausgeschlossen.

Leuthold selber schrieb einst an Geibel, was wir dem Leser der Übersetzungen sagen: „Die vielen abweichenden Lesarten in diesem Sinne will ich Dir ersparen."

* * *

Die Übertragungen aus dem *Französischen* erscheinen zum erstenmal in der Ausgabe der Gedichte. Bächtold hatte die Aufgabe offenbar als erledigt betrachtet, da Geibel die von ihm gewählten Stücke durchgearbeitet, gebessert und in den Fünf Büchern herausgegeben hatte. Theodor Vetter hegte längst die Absicht, auf die Handschriften zurückzugehen, und wollte die Arbeit diesem Werke zugute kommen lassen. Weil ihn Krankheit daran gehindert, habe ich auch diesen Teil noch besorgt.

Daß für diese Übertragungen dasselbe gelte wie für die Gedichte, ist an sich klar. Gestützt wird unser Urteil hier noch durch Leutholds Verhalten, der in der Cornelia zu Lebzeiten Geibels seine Fassungen druckte, als er noch imstande war, sie druckfertig zu machen. So haben auch wir durchweg seinen Text zugrunde gelegt, so oft auch

Geibels feilende Hand geglättet und gerundet haben mag: das ist fremde Zutat, und nicht selten ist auch Kraft und starke Farbe der Regel zum Opfer gefallen, damit ja kein Fremdwort, keine mundartlichen Formen („altet" für „altert", „Hüfte" für „Hüften"), kein Emjambement stehen bleibe.

Eine druckfertige Niederschrift des Dichters lag natürlich auch hier nicht vor. Wohl aber fand sich ein Verzeichnis, das, abgesehen von den falschen Daten, zugrunde gelegt werden konnte. Wo die Stücke vom Dichter gedruckt waren, galt diese Fassung, sonst die Reinschrift; wo auch eine solche fehlte, blieben die Abschriften und Entwürfe übrig. Unkorrigiert ist fast gar nichts in die fünf Bücher übergegangen: da mußten die Lesarten im Apparat wiedergegeben werden, wenigstens da, wo Geibel nicht sich als alleinigen Übersetzer angibt (A. W. Ernst, Neue Beiträge 27 ff.). Es zeigt sich dann freilich beim Vergleich, daß oft bei den Leuthold zugeschriebenen Nummern kein Stein auf dem andern geblieben ist, während seine Entwürfe auch da zu erkennen sind, wo Geibel sich den überwiegenden Anteil oder die ganze Arbeit nachträglich zuerkannt hat. Aber seine Güte gegen den unbekannten Anfänger und dessen dauernde Dankbarkeit mahnen ernst, aus diesem Irrtum keine leichtfertigen Schlüsse zu Ungunsten des Mannes zu ziehen, der übergroßen Ruhm mit unverdientem Hohne hat entgelten müssen.

4.

Endlich ist von der Anordnung des so gewonnenen Textes zu reden. Bächtold hat sogar dafür Vorwürfe geerntet, daß er in das Chaos einige Ordnung brachte und den „Vermischten Gedichten" „Lieder von der Riviera", „Trinklieder", „Zeitgedichte" (später vorübergehend mit den Vermischten vereinigt), „Vaterländische Gedichte",

Romanzen, Ghaselen, Sonette und Gedichte „In antiker Form“ folgen ließ, woran sich Sprüche und Epigramme, Episches und später die Übersetzungen schlossen. Schurig wollte die chronologische Ordnung an Stelle der inhaltlichen setzen, hat das aber nicht durchgeführt; nicht nur sind die Lieder der frühern und spätern Zeit nicht reinlich geschieden; die Ghasele sind zerstreut, die Sonette, Oden und Elegien aber vereint geblieben, wenn auch wieder nicht völlig.

Für uns kam es zunächst auf Leutholds Absicht an. Er wollte nach eigener Aussage die Sachen „sichten und ordnen“, und die Reinschrift der ersten und die Entwürfe der zweiten Zeit sind stofflich gruppiert, bis ins Minutiöse hinein. Dieser Grundsatz ist also beizubehalten; aber auch hier muß die Absicht erst durchgeführt werden.

Ich habe also die Ordnung nach innerer Zusammengehörigkeit, nicht nach der zeitlichen Folge, zugrunde gelegt. Es folgen sich Lieder, Zeitgedichte und Episteln, Gedichte in erzählendem Tone („Studien und Romanzen“, „Balladen“), Sonette, Ghaselen, Oden, Elegien, Sprüche, Episches, Übertragungen.

Innerhalb dieser Ordnung war erstens die Gruppierung in Zyklen soweit als möglich beizubehalten und durchzuführen: Die Lieder enthalten Liebeslieder, Seelieder, Waldlieder, Wanderlieder, Lieder von der Riviera, Auf Gräbern und vier einzelne, wozu aus der späten Zeit die Lieder von der Riviera zweiter Kreis, die Trinklieder und viele einzelne treten. Auch die vom Dichter gewollte Gruppierung der Sonette ist beibehalten, ebenso die der Oden nach formalen Rücksichten (er schrieb die alkäischen, sapphischen, asklepiadeischen Oden in verschiedene Hefte).

Trotzdem ist Schurigs Anregung nicht unbrauchbar. Innerhalb der durch Leuthold gegebenen Ordnung können die Lieder und Ghasele der ersten und der späten Zeit sehr wohl getrennt werden; solche Übersichtlichkeit fehlte

bei Bächtold, und das störte den Eindruck bisweilen. Die Sonette gehören alle der ersten, die Oden, Elegien, Sprüche und das Epische ganz der zweiten Schaffenszeit an, die so weit von der ersten abliegt und sich von ihr wesentlich unterscheidet. Also werden die Gruppen in sich chronologisch geordnet, und es ergibt sich folgende Übersicht:

Lieder der frühen Zeit (1848—57)
- Vaterländische Gedichte (wozu später einzig „Die alten Schweizer" treten).
- Liebeslieder
- Seelieder
- Waldlieder
- Wanderlieder
- Der Lieder von der Riviera Erster Kreis
- Auf Gräbern
- Vier einzelne

Lieder der späten Zeit (1869—72, Anhang bis 76)
- Der Lieder von der Riviera Zweiter Kreis
- Trinklieder
- Übrige Lieder

Episteln und Zeitgedichte

In erzählendem Tone

Sonette

Ghaselen:
- Der Ghaselen Erster Kreis (1849—55)
- Der Ghaselen Zweiter Kreis (1869—72)

Oden:
- Asklepiadeische Strophen
- Alkäische Oden
- Sapphische Oden

Elegien

Sprüche:
- Ritornelle
- Distichen
- Sprüche

Episches:

Penthesilea
Die Schlacht bei Sempach („Winkelried")
Hannibal

Übertragungen (nach den Sprachen des Originals geordnet).

Die Datierung der einzelnen Gedichte ergibt sich für die zweite Periode aus des Dichters Skizzenheften, woraus Bächtold die Daten schöpfte, die er unter die Gedichte zu setzen pflegte. Ich habe sie natürlich in das Register verwiesen, bin ihnen aber auch da nachgegangen, wo die Reinschrift undatiert ist. Aus Bleistiftskizzen ließ sich denn auch wirklich vieles feststellen, gelegentlich auch mittelbar durch briefliche Erwähnung, so bei den Ghaselen, deren „30" schon im Jahre 1851 genannt werden, also viel früher als man bisher annahm.

Einzelne Gedichte, wie das ligurische Volkslied, das Mädchen von Debreczin, stehen in den Handschriften sowohl unter den eigenen wie den übertragenen Sachen. Es schien nun richtig, sie unter die eigenen zu setzen, wo der Dichter die neue Form als so frei betrachtet, daß sie nicht mehr als Übersetzung zu gelten habe. In gewissem Sinne trifft das freilich auch auf andere zu, und es ist wenig einsichtig, die Eigenheit dieser Nachdichtungen dem Meister der Übertragung zum Vorwurf zu machen.

Endlich habe ich, soweit wie mir irgend erreichbar war, die erste Druckstelle der Gedichte angegeben: ob Reithardts Kalender, die Süddeutsche Zeitung, das Münchner Dichterbuch, die Fünf Bücher, Weber-Honeggers Nationalliteratur und das Schweizerhaus, die Freya, die Cornelia, das Deutsche Dichterheim, die deutsche Dichtung, die verschiedenen Auflagen der Gedichte, die beiden Werke Ernsts, Nord und Süd oder Schurigs Inselausgabe darauf Anspruch haben, oder ob wir gänzlich Unbekanntes bringen. Unter diesem sind nicht wenige Sachen wertvoll;

was wir sonst um der Vollständigkeit willen mitteilen, steht im Anhang.

Eine letzte Schwierigkeit betraf schließlich die Überschriften, die im Nachlaß ohne jede Regel gesetzt sind oder fehlen. Einer pedantischen Bindung an diesen Zufall widerstreitet nicht nur die bisherige Praxis aller Herausgeber (außer Honegger), sondern vornehmlich der Schaden eines solchen Verfahrens für die Übersicht und den äußern Eindruck des Buches. Da zudem Leuthold offenbar vorhatte, bei einer endgültigen Ordnung auch hier einheitlich zu verfahren, habe ich, wo es dringend nötig schien, die Überschrift ergänzt, dies aber im Inhaltsverzeichnis angegeben; wo die zyklische Gruppierung es überflüssig scheinen ließ, habe ich es aber unterlassen. Auch mochte ich nicht wie Bächtold möglichst viel Zitate dazu verwenden, weil das noch stärker den Schein der Abhängigkeit erweckt. Den Text hingegen zu bessern, was Schurig wie Bächtold gelegentlich taten (jener mit mehr Geschick), habe ich immer abgelehnt, auch wo der Dichter selber vielleicht noch geändert hätte.

In einigen Fällen war es nicht ganz leicht, dieser Regel treu zu bleiben.

„Uns aber laßt zechen ... und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen, die noch dem Schönen
Ergeben sind" —

so wird längst gesprochen und gesungen. „Die Stirnen derer, ..." schrieb der Dichter aber allemal, und dem mußte ich folgen. Die wenigen Stellen, wo ich offenbare Versehen in Ordnung gebracht habe, finden sich im Verzeichnis der Lesarten aufgeführt. Ausgesprochene Liebhabereien, wie die fast beständige volle Schreibung metrisch gekürzter Formen („ewigen, heiligen", wo „ew'gen, heil'gen" zu lesen ist), glaubte ich nicht streichen zu dürfen, da der Dichter sie gelegentlich sogar in Abschriften hinein-

korrigierte. In den Gedichten des ersten Bandes bin ich auch möglichst seiner Interpunktion gefolgt, die freilich weder vollständig noch folgerichtig ist. Hingegen in den epischen Werken, die nur in Abschriften vorliegen, und in den Übertragungen bin ich nach den heute geltenden Regeln verfahren.

So sucht denn diese Ausgabe die notwendige Auswahl mit der erwünschten Vollständigkeit, die Pietät gegen die Überlieferung mit den Anforderungen eines geschlossenen Werkes zu verbinden. Der ehrliche Wille hat uns geleitet, dem toten Dichter zu geben, was er im Leben nie gesehen, *seine Lieder in seinem Ton.* Und das soll uns genügen.

* * *

Bei der mühevollen Arbeit, die sich nun drei Jahre hingezogen hat, habe ich mehrfach wertvolle Mithilfe gefunden, für die ich auch an dieser Stelle danken will. Herr Oberbibliothekar Dr. Hermann Escher in Zürich hat mir durch großes Entgegenkommen die Benutzung des Nachlasses erleichtert; Herr Prof. Dr. Sulger-Gebing in München stellte mir eine Reihe von Textvergleichungen zur Verfügung; Frau Hedwig Bohnenblust hat ebenfalls an der Vergleichung und Gewinnung des Textes Anteil; sie, sowie die Herren Prof. Dr. Rudolf Hunziker und Redaktor Müller-Bertelmann haben die Bogen mitgelesen. Den Herren Carl Spitteler, Prof. Dr. Adolf Frey, Dr. F. Zollinger, Prof. Dr. Theodor Vetter, Prof. Dr. Harry Maync, Redaktor Reinhold Rüegg, Prof. Dr. Schollenberger und Fräulein Rita Schultheß in München verdanke ich einzelne Mitteilungen. Josef Victor Widmann, der vor Jahrzehnten schon für Leuthold geworben hat und der auch dieser Ausgabe wieder seine Teilnahme schenkte, vermag der Dank dafür nicht mehr zu erreichen.

Im Frühjahr 1913.

Dr. Gottfried Bohnenblust.

LIEDER
DER FRÜHEN ZEIT
(1848—1857)

VATERLÄNDISCHE GEDICHTE

AUF DEN ALPEN

Der Frühling ist auferstanden;
Hoch steh ich über den Landen,
Ob mir die Kuppen von Eise,
Hier zackige Felsenfluh.
Und unten blühen die Matten;
Die Sennerin ruht im Schatten,
Sie singt eine Hirtenweise
Und jauchzt und jodelt dazu.

O könnt' ich in diesen Gauen
Mir eine Hütte bauen!
Nach Lorbeer und nach Palmen
Ging' nimmer mein Begehr;
Die Sehnsucht nach dem Süden
Begrüb' ich in diesem Frieden;
O daß ich auf diesen Almen
Ein froher Hirte wär'!

Talwärts die Schritte lenk ich,
An Lenz und Liebe denk ich;
Mein Herz ist fast gebrochen
Vor Wonne und Frühlingslust;
Es fallen die Blütenflocken,
Es läuten die Herdenglocken,
Und werdende Lieder pochen
An meine junge Brust.

HEIMWEH

I.

Ihr Berge der Heimat
Mit ewigem Schnee,
Ihr blühenden Dörfer
Am heimischen See,
Ihr Zeugen der Jugend,
Ich rufe euch zu:
O Land meiner Väter,
Wie lieblich bist du!

Das Alphorn der Heimat,
Wie tönt es so hell!
Es silbert melodisch
Vom Felsen der Quell,
Es jodelt der Senne
Auf Matten und Fluh;
O Land meiner Väter,
Wie lieblich bist du!

O Heimat, du süße,
Möcht wieder dich sehn,
Deine grünenden Auen
Und lachenden Seen,
Da fände ich Frieden,
Da fände ich Ruh;
O Land meiner Väter,
Wie lieblich bist du!

Das Weh, das allmählich
Das Herze mir bricht,

Die Menschen, die fremden,
Begreifen es nicht.
O lasset mich singen
Und weinen dazu;
Du Land meiner Väter,
Wie ferne bist du!

II.

Mit kosenden Frühlingswinden
Beim dämmernden Zwielichtschein,
Da schleichst du dich in mein Stübchen
Und in mein Herze hinein;
Du nahst dich so geisterleise
Wie eine liebliche Fee,
Heimweh, du wunderbares,
Du banges, süßes Weh!

O Zauber, der gelinde
Durch meine Seele fließt,
Wie eine uralte Sage,
Die halb verschollen ist!
Mir ist's, als ob ich mein totes
Großmütterchen wieder säh';
Heimweh, du wunderbares,
Du banges, süßes Weh!

Und Bilder umgaukeln mich lose,
Mir wird so wohl, so weh;
Ich träume von Wellengekose,
Von unserer Berge Schnee,

Von einer einsamen Rose
An meiner Heimat See;
Heimweh, du wunderbares,
Du banges, süßes Weh!

HEIMKEHR

Und wiederum die reine Luft
Von deinen Bergen atm' ich ein,
Und wiederum, o Schweizerland!
O süße Heimat! bist du mein!

Ein Alphorn klagt gedämpften Tons
Herüber von dem Felsenhang,
Ein fernes Herdenglöcklein klingt,
Und meine Seele wird Gesang.

In eine Äolsharfe ist
Verwandelt wieder mein Gemüt,
Darüber wie ein linder Hauch
Der Zauber deiner Sagen zieht!

NACH DEM SONDERBUNDSKAMPF

Und wieder fließen die Adern der Schweiz,
Die im Froste des Winters erstarret;
Es hat Europa, es hat die Welt
Auf den Ausgang des Kampfes geharret.

Ihr wißt, wer ihn focht, sofern ihr versteht
Im Buche der Bücher zu lesen;
Es ist die Freiheit, der Lenz der Zeit,
Der göttliche Odem gewesen.

Der Odem des gleichen Gottes ist's,
Der schon dem Moses erschienen,
Und dem die Völker der künftigen Zeit
Im gemeinsamen Tempel dienen.

Der Jehova der Alten, der Geist der Natur,
Die christlich-mystische Dreiheit,
Sie alle münden in ein Gesetz
Der unendlichen Weltenfreiheit.

Ernst ist die Zeit und nicht gemacht
Zum eiteln Wörterspiele;
Es gibt nur einen, nur einen Gott,
Doch der Götzen gibt es viele.

Und wieder hat seinen Willen der Herr
Den Völkern, die sich versündigt,
Von den Alpen, wie einst vom Sinai,
Im Donner der Neuzeit verkündigt.

Euch nahet ein Moses, drum seid bereit!
Schleift Eure Schwerter und Lanzen!
Wie lange noch wollt ihr ums goldene Kalb,
Ihr mündigen Völker, tanzen?

UFENAU

Ein Lüftchen spielt, ein lindes
Gekos des Abendwindes
Wie Flüstern eines Kindes
Um deine grüne Au.
An deinen Busen schwellen
Wie sanfte Spielgesellen
Des Seees leichte Wellen
So friedlich und so blau.

Um die Kapelle schwanken
Die grünen Efeuranken,
Elegische Gedanken
An die vergangne Zeit;
Die klugen Schlangen lauern
In den verfallnen Mauern;
Ein leis-wehmütig Trauern
Hat rings den Ort geweiht.

Einst in der Zeiten Brandung
Warst du ein Port der Landung
In lieblicher Gewandung
So einsam und so still;
In Fehden und in Streiten,
Die einst die Welt entzweiten,
Im Epos jener Zeiten
Ein liebliches Idyll.

Heil dir, du grüne Aue,
Im tiefen Wogenblaue,
Du Bild vom Schweizergaue,
Du freundlich Ruheziel!

Du, einst dem edlen Hutten
Vor Fürsten und vor Kutten
Zu friedlichem Verbluten
Ein schützendes Asyl!

So bist du, Schweiz! wie weiland
Noch heut dem deutschen Heiland
Asyl und schützend Eiland,
Der Freien Paraklet!
Die Adern Deutschlands rinnen
In blutigem Freiheitsminnen,
Indes von deinen Zinnen
Die weiße Fahne weht.

DIE ALTEN SCHWEIZER

Die alten Schweizerbauern,
Die schlugen tapfer drein,
Sie rissen die stolzen Mauern
Der Zwingherrnburgen ein.
Es schloß kein Tor so gut,
Sie haben es aufgeriegelt,
Und haben mit ihrem Blut
Die alten Bünde besiegelt.

Von Praktiken, von schlauen,
Von süßem Minnespiel,
Von zartem Dienst der Frauen
Verstanden sie nicht viel.
Sie hatten wenig zu schaffen
Mit Schauturnier und Tanz;

Sie trugen ihre Waffen
Im Dienst des Vaterlands.

Sie pflegten nicht zu kriechen
Um eitle Herrengunst,
Sie waren keine Griechen
In Wissenschaft und Kunst;
Sie hielten in Gefahren
Nicht allzulange Rat,
Sie schlugen drein, sie waren
Ein grobes Volk der Tat.

Nur unter sich im Bunde,
Dem Glanz der Höfe fern,
Sitzend auf eignem Grunde,
Als ihre eignen Herrn,
So lebten sie frei und schlicht
In Hütten nur und Häusern
Und fürchteten sich nicht
Vor Königen und Kaisern.

Unkundig meist der Schrift,
Lakonisch in der Rede,
War ihnen Zung' und Stift
Das Eisen in ehrlicher Fehde,
Womit sie Zug um Zug
Schulwidrig, doch in Hieben,
Die leserlich genug,
Auf Feindesrücken schrieben.

Wie mancher Fürst die Hände
Nach diesem Land erhob,
Ein jeder fand am Ende
Dies Bergvolk fast zu grob.

Sie stürmten mit ihren Panieren
Stets gradaus im Gefecht;
Aufs Rückwärts-Konzentrieren
Verstanden sie sich schlecht.

Sie waren nicht gewählt
In Formen, nicht fein an Sitten,
Sie haben die Feinde gezählt,
Erst wenn sie den Sieg erstritten.
Sie fochten in der Schlacht
Mit Kolben und Hellebarten,
Was aber habt ihr vollbracht
Mit euren Redensarten?

LIEBESLIEDER

I.

Als ich zum ersten Mal dich sah,
Wie war so scheu mein Gruß!
Geboten hätt' ich gern mein Haupt
Zum Schemel deinem Fuß.

Du sahst mich an; es drang dein Bild
Mir tief ins Herz hinein;
Ein Seufzer hob den Busen mir:
O Gott, o wärst du mein!

Da machtest du zum König mich
Durch deinen ersten Kuß;
Und wieder ward zum Bettler ich,
Da ich dich meiden muß.

II.

Als der Sommersonne Gluten
Noch auf den Gefilden ruhten,
Fühlt von Poesie und Liebe
Ich den Busen überfluten.

Um die Mauer gelb und traurig
Seh ich nun die Rebe ranken,
Herbstwind weht durch mein Gemüte
Und verwelkt sind die Gedanken.

Gib mir jenes Meer der Wonne,
Gib mir wieder meine Lieder,
Süße Maid, o gib mir eine
Jener Sommernächte wieder!

III.

HIN!

Dort, wo durch grüne Täler
Hinab sich wälzt der Rhein,
Dort schauen sonnige Hügel
Ins üppige Land hinein.

Und was ich von dem Leben
Je Süßes empfangen hab,
In einer lauen Mondnacht
Mir dort mein Liebchen gab.

Und seit ich von jenen Tälern
Und Höhen ferne bin,
Ist alle Lust des Lebens
Und alle Freude hin.

Ein Schifflein irret einsam
Herum auf blauer See; —
Die Leute, die kalten Leute,
Was kümmert sie mein Weh?

IV.

BEI RAGAZ

Dort, wo der Rheinstrom breit und träg hinflutet
durchs Markgrafenland,
Dort knüpften wir ein inniges, ein eng umschlingend
festes Band.
Hier, wo er voll von Jugendmut dahin sich stürzt in
raschem Lauf,
Hier wurde unsre Liebe kalt, hier hörte unsre Liebe
auf.
Ins Leben noch vor einem Jahr stürzt ich hinein
mich rasch und wild.
Da war ich stolz, da war ich kühn, war ganz des
jungen Rheines Bild.
Doch seit, wie dieser Strom sich gießt ins blaue,
ruhig große Meer,
Ich mich so ganz verlor in ihr, find ich mein eigen
Selbst nicht mehr.

V.

Ich habe Land und Leute,
Ein Königreich ist mein;
Ich liebe dich, du Holde!
Willst du nicht Königin sein?

Meine Phantasie und Dichtung,
Das ist mein Königtum,
Und dieses Reich erstreckt sich
Um die ganze Erde herum.

Ich hab einen großen Hofstaat
Und Mädchen, dich zu bedienen;
Es harren deiner Befehle
Stanzen, Sonette, Terzinen.

Sind liebliche Gestalten,
Gar zierlich anzuschaun;
Meine schlanken, schmucken Ghaselen
Das sind deine Kammerfraun.

Ich gebe dir Land und Leute,
Mein Königreich ist dein;
Ich liebe dich, du Holde!
Willst du nicht Königin sein?

VI.

Oft kamen sie mit Fragen, sagten mir,
Sie hätten, mich zu kennen, längst ersehnt,
Und gar verbindlich dankte ich dafür
Und hab gegähnt.

Wenn der mich stolz, ehrgeizig jener nannte,
Der Dichter, Träumer, schwieg und lachte ich,
Es galt mir gleich, ich wußte ja, es kannte
Nicht einer mich.

Da kamst du, lieblich, wie im Maienglanz
Die Blume, eine Fürstin, stolz und groß;
Du fesseltest dies Herz, das plötzlich ganz
Sich dir erschloß.

Dein sinnig Aug sah in die dunkle Tiefe
Hinab; — mein Herz glich einem wüsten Meer;
Zerschellte Schiffe, Klippen, Felsenriffe,
Nacht rings umher.

Kein Hafen rings, kein grüner Platz der Landung,
Nur Flut, gepeitscht von Aeols Riesenkraft;
Hoch ging die See; es war die wilde Brandung
Der Leidenschaft.

Dies Meer hast du, die Wogen brausend-wild
Verwandelt nun mit zaubrischer Gewalt
In klare Silberflut, die nur dein Bild
Dir widerstrahlt.

Gleich einem stolzen Schwan ziehst du dahin
Auf dieser Flut, und tauchest du hinein,
So findest Liederperlen du darin,
Die einzig dein.

VII.

Oleg den Schmuck aus deinem Haar,
Die Perlen weg und Edelstein,
Und diese Spangen, wirf sie hin,
Weil ich dir alles möchte sein.

Du ragst aus der Gespielen Schar
So hoch hervor, sie sind so klein;
Die dir befreundet, gib sie auf,
Weil ich dir alles möchte sein.

O wärst du arm und heimatlos,
Verwaist wie ich, wie ich allein!
Wie wär ich reich und glücklich dann,
Weil ich dir alles dürfte sein.

VIII.

Die Liebe, die mir im Herzen brennt,
Sie gleichet dem Blitz, der durch Wolken strich,
Wie der feurige Blitz am Firmament,
So, Angiolina! so lieb ich dich.

Wie langsam versengend am Himmel ruht
Des Südens glühender Mittagsbrand,
Meine Liebe gleicht der verzehrenden Glut
Der Sonne auf gelbem Wüstensand.

Dies Herz, das liebend dein Bild umfängt,
Es lodre und glüh' und verzehre sich,
Bis es langsam zur Wüste, zu Asche versengt,
So, Angiolina! so lieb ich dich.

IX.

Die Blume bricht des Nordwinds Hauch,
Der Schmerz an meinem Herzen frißt;
Ob glänzender dein Elend auch,
Ich weiß, daß du doch elend bist.

Mein Herz, das heiß für dich gepocht,
Birgt einen Schatz von reinem Gold;

Du hätt'st zu heben ihn vermocht,
Du aber hast es nicht gewollt.

Wir könnten beide glücklich sein;
Du weißt es wohl und willst es nicht.
O mög' es nimmer dich gereun!
Leb wohl! Dies sei dein letzt Gedicht.

X.

Vorüber ist der schöne Jugendtrug,
Da dämmernd erst, doch süß, wie Sang der Lerchen,
Ich eine Zauberwelt im Busen trug,
Der ersten Liebe kaum verstandne Märchen.

Wie anders jetzt! An meinem durst'gen Mund,
Vom Wein der Liebe schäumend, schwebt der Becher;
Ich aber trink ihn gierig bis zum Grund,
Und heitre Lieder sing ich seliger Zecher!

Wohl troff von Wonne meines Lebens Mai,
Von Veilchenduft und süßem Minnekosen;
Doch da der Lenz, der schöne Lenz vorbei,
Bekränz ich mir das Haupt mit jungen Rosen.

XI.

Ich bin so müd, als ging's mit mir zur Neige;
Der Herbsthauch deiner Seele hat entblättert
Die einst so üppig frühlingsgrünen Zweige,
Durch die die Lerche Poesie geschmettert.

O, du bist hart! Was konnte dich bewegen,
Die junge Welt in meiner Brust zu morden?
Einst war dein Wort ein milder Gottessegen;
Wir waren reich; nun sind wir elend worden.

Ein einzig Wort von dir war zaubermächtig;
Die Lieder, die in meiner Seele ruhten,
Der Dichtung Lichtstrom, hell und farbenprächtig,
Begann so reich, so voll hervorzufluten.

O, sprich es noch ein Mal! Du kannst nur wollen,
So wird mein Herz sich willig dir erschließen,
Und sieh! Aus meiner Seele Tiefen rollen
Die schönsten Perlen wieder dir zu Füßen.

XII.

ERSTE LIEBE

Des Lebens Frühlingsblütendrang,
O süßer Duft, o holder Mai,
O blaue Luft, o Jugendklang,
Ach, wie schon lang seid ihr vorbei!

Ein froher Geist hat mich beseelt
Wie milder Morgensonnenschein,
Mir spiegelte die ganze Welt
In ihrem Aug sich klar und rein.

Saß oft mit ihr im hohen Gras,
Den Lieblingsdichter in der Hand;
Draus sollt ich ihr erklären, was
Ich selber wohl noch nicht verstand.

Wenn, eine Nymphe schlank und fein,
Sie an der Silberquelle stand,
So quälte mich des Durstes Pein,
Schnell eilt ich an der Quelle Rand.

Aus ihrem Krug ein frischer Trank,
Des Auges Blick erlabte mich,
Wofür ich wiederum zum Dank
Mit schön Rebekka sie verglich.

In einem Hause wohnten wir,
Uns schied nur eine dünne Wand;
Drauf schrieb die ersten Verse ihr,
Die ich erfand, die schwanke Hand.

Was ich geschrieben und gefühlt,
Die Zeit hat es schon längst gebleicht,
Und meinen Busen schmerzdurchwühlt
Ein herbstlich kalter Wind durchstreicht.

Des Lebens Frühlingsblütendrang,
O süßer Duft, o holder Mai,
O blaue Luft, o Jugendklang,
Ach, wie schon lang seid ihr vorbei!

Und die Erinnerung davon,
Die mir im wunden Herzen lebt,
Ist eines Glöckleins Silberton,
Der über einer Wahlstatt schwebt.

SEELIEDER

I.

Es brennet heiß des Mittags Glut,
Der Weih sich hoch im Aether wiegt,
Und über blauer Wellen Flut
Die leicht beschwingte Schwalbe fliegt.

Und schüchtern aus dem Schilfrohr schaut,
Das rings vor ihrer Schönheit bebt,
Die Lilie, eine zarte Braut,
Um die ein bunter Falter schwebt.

Ein Knabe schaukelt sich im Kahn,
Der von dem grünen Strande flieht,
Und seine Spuren kreuzt der Schwan,
Der durch die hellen Wogen zieht.

Wie sich Natur in holder Pracht
So sanft, so zahm und milde stellt!
Hat doch der Sturm erst gestern Nacht
Ein Schiff an steilem Fels zerschellt!

Nun sieht man Silberwölkchen ziehn,
Getragen von des Zephyrs Wehn;
Er säuselt fromm und sanft dahin,
So ganz als wäre nichts geschehn.

Des Himmels blau und rein Gebild
Schaut lächelnd auf das Wrack im See;
So schaut ihr Auge blau und mild
Herab auf meines Herzens Weh.

II.

DIE KAPELLE AM STRANDE

Langsam und kaum vernehmbar teilt
Die wellenlose Flut der Kiel; —
In meiner Seele zittert nach
Der Ton von einem Saitenspiel.

Horch! Dieser sanft gedämpfte Laut,
Der Erd' und Himmel mild versöhnt,
Das Abendläuten ist's, das fern
Von der Kapelle niedertönt.

Bescheiden von dem Felsgrund sieht
Sie übers Meer so endlos weit; —
So schauet wohl ein fromm Gemüt
Hinüber in die Ewigkeit.

III.

DER WALDSEE

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See!
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt aus dem keuschen Busen dir zu tauchen.

Hier wirft kein Fischer seine Angelschnur,
Kein Kahn wird je durch deine Fluten gleiten!
Gleich einer Dithyrambe der Natur
Rauscht nur der Wald durch diese Einsamkeiten!

Wildrosen streun dir Weihrauch, ihr Arom
Die schlanken Tannen, die dich rings umragen,
Und die, wie Säulen einen mächt'gen Dom,
Ob sich des Himmels blau Gewölbe tragen.

Einst kannt ich eine Seele, ernst, voll Ruh,
Die sich der Welt verschloß mit sieben Siegeln,
Die, rein und tief, geschaffen schien wie du,
Nur um den Himmel in sich abzuspiegeln.

WALDLIEDER

I.

LIEDERFRÜHLING

Der Lenz ist da,
Und fern und nah
Gibt's neue Weisen und Lieder
Wie einst Merlin,
So lausch ich hin,
Und alles schreib ich nieder.

Hoch in der Luft
Schmettert und ruft
Früh schon der Sang der Lerchen;
Wie er schwillt und stirbt,
Wie die Grille zirpt
In der Wiese ihr schnurrig Märchen,

Was die Schlange klug
Ihre Kinder frug,
Die im Sonnenlichte schillern,
Was Hänfling und Fink
Im Fluge flink
Einander zwitschern und trillern,

Was die Amsel auch
Erzählt im Strauch,
Was die Drossel klagt dem Hollunder,
Was den Rosen all
Flötet die Nachtigall,
Die lieblichsten Sagen und Wunder,

Was die Vögel gewußt,
Die voll Wanderlust
Aus dem Süden erst gekommen,
Was im Walde tief
An Märchen schlief,
Hab alles, hab alles vernommen!

Hab es abgelauscht,
Was lenzberauscht
Die Glockenblumen läuten,
Lieder und Melodien,
Wie Merlin
Kann ich sie deuten.

II.

WALDFRIEDEN

An einem hellen Frühlingstag,
In einer stillen Morgenstunde
Tönt mir der Lerche froher Schlag
Wie eine süße Liebeskunde.

Der Himmel blau, die Luft weht lind
Und buhlt ums junge Laub der Birken;
Der Frühling sendet sein Gesind,
Den Teppich der Natur zu wirken.

Der Schlehdorn steht in vollem Blust,
Von duftigem Harz die Föhren triefen —
Und Bilder steigen aus der Brust,
Die lang darin begraben schliefen.

Süß träumt sich's in der Morgenruh
Von einem lenzdurchwehten Haine; . . .
Die Wipfel rauschen leis dazu
Wie eine betende Gemeine.

III.

WILDE ROSEN

Ob dieses Waldbachs lautem Tosen
Weit überhängend ragt ein Ast,
Hinstreuend seine duftige Last
Von aufgeblühten Hagerosen.

Mir ist, vor meiner Seele stünde
Die Jugendzeit, da diesem Bach
Mein Leben glich, das nun gemach
Hinfließt durch stille Wiesengründe.

Damals war es ein wildes Schäumen;
Unstät zerriß ich jedes Band . . .
Manch stilles Glück sah ich am Strand,
Ach! und vermochte nicht zu säumen!

Jedoch zuweilen, sehnsuchtstrunken
Hinströmend ihren duft'gen Hauch,
Sind aufgeblühte Rosen auch
An meine junge Brust gesunken.

IV.

Rings um mich keines Menschen Spur,
Zuweilen ferne Schläge nur
Der Nachtigallen durch die Föhren,
Sonst tiefe Stille weit und breit;
Ich glaub, durch diese Einsamkeit
Den Pulsschlag der Natur zu hören.

V.

Vorüber zürnte das Gewitter,
Noch hallen nach die dumpfen Schläge;
Rings liegen auf dem Waldeswege
Der sturmgeknickten Bäume Splitter.

Hier siehst du noch der Zweige Weinen,
Noch tobt der Waldstrom in Empörung,
Indes schon mild auf die Zerstörung
Der Sonne lichte Strahlen scheinen.

So mag nach tief empfundnen Schmerzen
Ein Strahl des Geistes oft erhellen
Die Trümmer und die wunden Stellen
In einem kranken Menschenherzen.

VI.

Wie ist der Wald verstummt, verlassen!
Wie rings die Bäume sich entkleiden!
Es scheint ein langsam stilles Leiden
Die ganze Schöpfung zu erfassen.

Umsonst in diesen Einsamkeiten
Mag ich auf meine Sänger lauschen,
Ein welkes Blatt mit sanftem Rauschen
Nur hör ich mir zu Füßen gleiten.

Es schickt mir die Natur ein Zeichen,
Dies welke Blatt als stumme Mahnung,
Und eine leise Todesahnung
Fühl ich durch meine Seele schleichen.

VII.

WALDEINSAMKEIT

Deinen süßen, süßen Schauer,
O Waldesruh!
In meine Seele hauche
Und träufle du!
Laß mich träumen die Träume
Der Jugendzeit;
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinsamkeit!

Märzveilchen blühen, es treibt in den Bäumen
Der junge Saft,
Es zwitschern die Vögel, die Wipfel rauschen
Märchenhaft, sagenhaft;
O Geist der Natur, der die Brust mir
Bezaubert und feit,
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinsamkeit!

Feierlich sonntägliche Stille
Und Frühlingszeit,
Kein Mensch, keine Seele
Weit und breit,
Nur ein leiser, leiser Kummer
Ist mein Geleit;
O Frieden, o Ruhe! komm über mich;
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinsamkeit!

VIII.

WALDVÖGELEIN

Waldvögelein, wohin ziehst du?
Nach Süden möcht' ich mit dir!
Waldvögelein, was fliehst du?
Fliehst du vor mir?

Waldesgrün, gleich wie du,
Lieb ich und Sonnenschein,
Bin arm und doch reich wie du,
Waldvögelein!

Wie du empfing auch ich
Wohllaut und Melodein,
Frei, ohne Sold sing auch ich,
Waldvögelein!

Hüpfst du durch Busch und Strauch,
Hast weder Rast noch Ruh,
Hab keine Heimat auch,
Bin unstät wie du!

IX.

HERBSTGEFÜHL

Die ganze Schöpfung steht in Trauer;
Das Laub der Bäume färbt sich gelber,
Und ach! Mir ist, als fühlt' ich selber
Im Herzen kalte Winterschauer.

Wie ringsum alles stirbt und endet!
Bei diesem Welken und Verderben
Fleh ich: O Gott! laß mich nicht sterben,
Eh ich ein schönes Werk vollendet.

WANDERLIEDER

I.

MORGEN

Wie ist es schön, am frühen Tag
Zu wandern und zu schweifen,
Wenn rings umher in Busch und Hag
Die Vögel singen und pfeifen!

Der Himmel blau, die Erde grün,
Die Bäume voll Blütendolden,
Indes von fern im Morgenglühn
Die Alpen sich vergolden.

Vertausche deinen stummen Schmerz
Mit jauchzend frischem Hoffen!
Noch liegt ja, du verlangend Herz,
Die ganze Welt dir offen!

II.

WANDERRAST

Hier ruht sich's gut, hier halt ich Rast,
Der Wind spielt in den Bäumen;
Da mag manch blütenbehangener Ast
Von künftigen Früchten träumen.

Es lispelt ein hüpfend Lenzgedicht
Der Quell zu meinen Füßen;
Maßliebchen und Vergißmeinnicht,
Sie lächeln mich an und grüßen.

Sie lächeln mich an voll Seligkeit
Mit ihren Augen, den frommen . . .
O schöne, goldene Jugendzeit,
Wo bist du hingekommen?

III.

SCHWÜLE

Es brennt die Sonne glühend heiß
Auf Gräser, lechzend und bestaubt,
Hin welkt des Strauches Blütenweiß,
Die Bäume neigen träg ihr Haupt.

So auf der Menschheit, schwer wie Blei,
Liegt unsre Zeit; in Süd und Ost
Nach Freiheit lechzt der Völker Schrei,
Doch ihre Waffen frißt der Rost.

Sieh auf die Not der Kreatur,
O Herr, in dessen Hand die Macht!
Gib ein Gewitter der Natur,
Und gib den Völkern eine Schlacht!

IV.

Mit großen Tropfen sind die Erlen,
Die dunkeln, hier am Bach betaut,
Mit ihrem Sonnenauge schaut
Natur durch diese lichten Perlen.

Fließt auch, wie mild gelöstes Sehnen,
Noch sanft der Regen auf die Au,
Schon ist der Himmel hell und blau; —
So lächelt oft ein Kind durch Tränen.

V.

ABEND

Es dämmert schon; der Wein der Abendröte
Färbt purpurn noch die weißen Wolkenflocken,
Hinsterbend sanft verhallt der Ton der Flöte,
Und fern verklingt der Schall der Herdenglocken.

Im Busch auch schweigt die liederreiche Kehle
Der Drossel; oben funkeln schon die Sterne;
Und schmerzlich süß zieht durch die müde Seele
Die Sehnsucht nach dem Liebchen in der Ferne.

VI.

WANDERLIED

Und wieder jagt mich der Reisetrieb,
Und wandern möcht' ich von Pol zu Pol;
Drum, liebliches Kind, vielsüßes Lieb!
Vielsüßes Lieb, leb wohl!

Noch einmal, gestützt auf den Wanderstab,
Schau ich zurück, schau ich zurück;
Duftige Blüten fallen herab
Und hemmen meinen Blick.

Nun folg ich ohne Reiseziel
Der Vögel Flug, dem Wolkenzug;
Des Schönen hat die Welt so viel,
Hat auch für mich genug.

Und trag ich gleich im leichten Kleid
Kein schimmerndes Gold, kein schimmerndes Gold,
Ist doch manch Herz, manch rosige Maid
Dem wandernden Burschen hold.

Und der Vögel Schlag in Busch und Hag,
Das Waldesdunkel, der Sonnenschein,
Und der klingende, singende Frühlingstag
Ist alles, ist alles mein!

VII.

ZUM ENGEL

Drei rüstige Burschen, frisch und jung,
Durchzogen wir Dörfchen und Städtchen;
Wir fanden der blühenden Freuden genung,
Viel rosige Frauen und Mädchen.

Vielrosige Fraun und vielkühler Wein,
Das war unser größtes Verlangen;
In manchem Wirtshaus wohl kehrten wir ein,
Hier blieben wir endlich hangen.

Der Engel nicht auf dem Wirtshausschild
Mit seinem Lilienstengel,
Uns hält hier zurück ein lebendiges Bild,
Ein kleiner, gefälliger Engel.

Und Stunde, Tag und Woche verstreicht
In Kosen und Küssen und Scherzen;
Der Vater macht uns die Beutel so leicht,
Die Tochter so schwer die Herzen.

VIII.

EGLANTINE

Wie der Sturmwind, der über die Heide pfeift
Ohne Rast, ohne Ruh, ohne sichere Statt,
So mein heißer Sinn über die Erde schweift,
So mein Herz, das keinen Freund, keine Heimat hat!
Die sanfte, blaue Blume im wogenden Korn,
Die zahme Blume ist nicht für mich — —
Eine wilde Rose liebe ich
Mit scharfem Dorn.

Ich grüß dich, du trotzig, schwarzäugig Kind!
Du liebst die Liebe, ich liebe den Schmerz;
Mein Sinn ist wie der brausende Wind,
Ein wilde Rose sei dein Herz, —
Drin lodre die Liebe, drin laure der Zorn;
Einen Kuß, einen Kuß mir gib!
Eine wilde Rose sei unsere Lieb'
Mit scharfem Dorn!

Mein Sinn ist wie der brausende Wind . . .
Was soll dein Zürnen, was soll dein Harm?
Wo ist dein Trotz? — laß los, mein Kind!
Laß los den weißen, den schwellenden Arm!
Frische Morgenluft meine glühende Stirne küßt;
Dem schäumenden Renner den hetzenden Sporn! . . .
Eine wilde Rose mein Leben ist
Mit scharfem Dorn.

IX.

NEAPEL

1.

Den Vesuv, doch ohne Feuer,
Seh ich, aber leider solo;
Auf dem vielberühmten Molo
Wandl' ich ohne Abenteuer.

Auch Gesindel hier, doch ohne
Jene genialen Funken;
Hie und da nur schlafestrunken
Grinst mich an der Lazzarone.

In der Ferne, meerumschlungen,
Ragt dort Capris felsig Eiland,
Wo Sirenen hausten weiland,
Und wo Platen jüngst gesungen.

Eine Barke zieht vom Stapel;
Gähnend schau ich die Gesichter,
Zum Beweis, daß selbst ein Dichter
Sich gelangweilt in Neapel.

EINLADUNG

2.

Komm, verlaß das Land, das trübe!
Unterm Himmel von Italien
Wollen wir im Wein der Liebe
Feiern unsre Bacchanalien.

Uns zu Häupten dunkle Pinien,
Blaues Meer zu unsern Füßen,
Will ich diese Wellenlinien
Deiner schönen Glieder küssen.

Unter schatt'gem Lorbeerstrauche
Brechen wir uns deutsche Lilien,
Während süße Balsamhauche
Wehn herüber von Sizilien.

Komm, o komme bald, du kleine
Zage deutsche Zitterpappel,
Komm in die Orangenhaine
An dem Golfe von Neapel!

LAZZARONI 3.

Nicht allein in Rathaussälen
Zwischen Akten voll von Schimmel,
Hier auch unter blauem Himmel
Wo sich Land und Meer vermählen,

Kann man seine Zeit verdehnen,
Philosophisch voll Behagen
Welten in dem Busen tragen
Und ein All sich selber wähnen.

Hier auch kann man müßig lungern
Und mit Träumen sich erquicken;
Nicht in kleinen Republiken
Braucht ein Dichter zu verhungern.

X.

BEI NERVI

In diesen Silberhainen von Oliven
Hab ich die Heilung aller meiner Wunden
Und auch die heitre Lösung nun gefunden
Von meines Lebens ernsten Hieroglyphen.

Unstät und finster war ich einst im Norden; —
Wie dieser Himmel fließen nun die Tage
Mir blau und sonnig hin, und selbst die Klage
Ist mir zu lieblicher Musik geworden.

LIEDER VON DER RIVIERA

I.

IN EIN ALBUM

Genua! es geht die Rede,
Ohne Fische sei dein Meer
Und dein Land an Bäumen leer,
Deine Männer senza fede.

Wären Wahrheit diese Lügen,
Würde reichlich zum Ersatz
Schon der eine seltne Schatz
Deiner schönen Fraun genügen.

II.

AN ANGIOLINA

Wandle schön und ohne Makel
Durch des Lebens Garten hin!
Vor dir tragend eine Fackel
Schwebe mein Gesang dahin.

Einer Gottheit baut man Tempel,
Die dem Menschen nie erschien,
Doch dir ward der reinste Stempel
Göttlicher Gestalt verliehn.

Alte Sagen, sie berichten
Mit geheimnisvollem Laut:
Auf sein Leben muß verzichten,
Wer das Heiligste erschaut!

Diesen Zoll mit Wonnebeben,
Meine Seele warf ich hin;
Doch ein neu geweihtes Leben
Hast du, Hohe! mir verliehn.

Wandle stolz und ohne Makel
Schönheit strahlend wandle hin;
Vor dir tragend eine Fackel
Schwebe mein Gesang dahin.

III.

FÜR MUSIK

(Sampierdarena.)

Wenn des Leuchtturms milde Helle
Überströmt die Meereswelle,
Wenn der Sterne schimmernd Heer
Ausstellt seine ersten Wachen,
Dann, o Leben! treibt mein Nachen
Heiter übers goldne Meer.

Reiche Ladung dann zum Molo
Lenkt der braune Barcajuolo,
Während ihm zur sichern Ruh
Winkt vom Hafen die Lanterne;
Doch mich locken schönre Sterne
Einem süßern Ziele zu.

Wie Geräusch des Wellenschlages
Leis verhallt der Lärm des Tages,
Die Gewerke schlummern ein,
Stumm die Darsena, der Bagno; —

Aber drüben am Bisagno
Wacht und harrt die Liebe mein.

Nimmer schreckt mich Flut noch Brandung,
Herrlich die verwegne Landung
Lohnt sie, wenn ich bei ihr bin;
Niemals größre Wonnen fand er,
Wenn die Sehnsucht zog Leander
Zu der schönsten Sestierin.

IV.

Der Rose gleich, die noch im Samt
Der Knospe gestern lag verschlossen
Und heut schon hoch emporgeflammt,
Ist uns die Liebe aufgeschossen.

Heut blüht sie noch; drum nimm und gib!
Schon morgen kann ihr Duft entschweben;
Dann wird dein Herzblut selbst, mein Lieb,
Die welkende nicht mehr beleben!

V.

MITTAGSRUHE

Mit schattigem Kastanienwalde
Senkt sich vom Apennin die Schlucht;
Limonen schmücken vorn die Halde,
Und Öl und Wein umkränzt die Bucht;

Ein dunkles Kloster liegt zur Seite,
Der Weg von Blüten überschneit,
Vor uns dehnt sich des Meeres Weite,
Ein Sinnbild der Unendlichkeit.

Es greift die Welt mit keiner Kunde
In unsern Frieden störend ein,
Wir zählen weder Tag noch Stunde,
Das ist ein süß Begrabensein.
Das ist ein seliges Verbluten,
Dem unsre Seelen sich geweiht;
Natur wälzt ihre Wollustfluten
Lautlos in unsre Einsamkeit.

VI.

WIE SCHÖN BIST DU!

Oft hab ich dich abends beim Beten belauscht,
Wenn im alten Kloster die Orgel gerauscht;
Drunten am Strand der Leuchtturm glomm;
Hier die deine, draußen des Meeres Ruh;
Dann ahnt ich, wie fromm,
Wie fromm bist du!

Wenn, wie die Glocke, berührt vom Windhauch kaum,
Deine schlummernde Seele anschlägt im Traum,
Lächelnd umspielt dein Mündchen fein,
Wie ein Falter flattert den Blumen zu,
Dann fühl ich, wie rein,
Wie rein bist du!

Und wenn du am Morgen, die Locken los,
Jubelnd, reifschwellende Früchte im Schoß,
Herabsteigst von den Olivenhöhn,
Geschürzt das Kleid, taufeucht den kleinen Schuh,
Dann beb ich, wie schön,
Wie schön bist du!

VII.

„O du glaubst wohl nicht an Heilige,
Denn auf deiner Stirn, der bleichen,
Zuckt ein Zug hier, wie ein dunkel,
Gottesleugnend Fragezeichen.

Glaubst wohl auch nicht, daß der Ablaß
Menschen rein von Sünden wasche,
Zweifelst gar wohl am Catino
Und des Täufers heiliger Asche?"

„Laß, mein süßes Kind! die Heiligen
Und des Glaubens Hieroglyphe,
Laß mir die von deutschen Dichtern
Breitgetretenen Motive!

Den Catino und des Täufers
Asche — laß mir all den Plunder!
Doch ich bitte dich, erkläre
Lieber mir ein größer Wunder:

Wie ich, arm, verkannt und traurig,
Als ein Bettler kam aus Norden,
Und nun plötzlich reich und glücklich
Wie ein König bin geworden;

Wie ich, der an tausend Wunden
Litt, nun plötzlich neugeboren
Wieder mich durch dich gefunden,
Als ich selbst mich gab verloren."

VIII.

Wie ein kristallner Bergesquell
Hinmurmelt über braunen Kieseln,
Fliehn uns die Tage silberhell,
Wir lassen sie vorüberrieseln.

Sonntäglich feierliche Ruh
Gießt uns Natur aus voller Schale;
Die alten Wunden heilen zu
Und neckend zählen wir die Male.

Nur, daß ich oft mich fragen muß:
Genügt dir dieser träge Frieden?
Hat bloß zu wonnigem Genuß
Ein Gott dir so viel Kraft beschieden?

Sind diese Kränze, dieses Grün,
Die Rosen, die dein Haupt umlodern,
Nicht Blumen, die auf Gräbern blühn,
Drin eingesargte Tote modern?

Ist nicht, im angestrengten Krampf
Der Zeit die Kräfte sich zu stählen
Und mitzukämpfen jenen Kampf
Der Menschheit — Pflicht begabter Seelen?

Und wenn, uns mahnend an die Welt,
Die fernab liegt von diesem Eden,
Ein Fremder sich zu uns gesellt,
Dann wag ich kaum, mit ihm zu reden.

Solch Menschenantlitz kommt mir vor,
Wie eine vorwurfsvolle Frage.
— Und sinnend fahr ich dann empor
Und denke der Tannhäusersage.

IX.

Mein Lieb erzählt, wenn im Verenden
Dem Meer ihr Gold die Sonne lieh,
Oft alte Sagen und Legenden;
Zu leichten Weisen wandl' ich sie.
Ihr schenk ich das zum Lied erblühte,
Berauschend wie ein duftiger Wein.
Dann wird für meine Liederblüte
Die Blüte ihres Mundes mein.

Einst brachen wilde Sarazenen
Verheerend ein in dieses Land,
Die schönsten Fraun trotz Flehn und Tränen
Weg schleppten sie vom Heimatstrand.
Doch holten kecke junge Leute
Die Räuber und Geraubten ein.
So raubt ich sie, doch diese Beute,
Gelobt sie, bleibe ewig mein.

Auf Schiffen, Krieger und Verkäufer,
So zogen ihre Ahnen aus,
Die Asche brachten sie vom Täufer,
Die wunderwirkende, nach Haus.
Doch blieb es tote Asche eben,
Wenn auch gefaßt in goldnen Schrein;
Ihr ward ein wunderwirkend Leben
Und dieses Leben wurde mein.

Einst tauschte diese milden Auen
Colombo mit der hohen See
Und litt und kämpfte im Vertrauen
Auf eine mächtige Idee;
Lang irrt' er durch die Wasserwüste,
Nach Ländern suchend, die nicht sein,
Doch eine Welt an dieser Küste
Hab ich entdeckt, die einzig mein.

X.

ZUM ANGELUS

Was auch die Brust
Dir gottbewußt,
O Mensch! durchbebt,
Gebet erhebt,
Verklärt, verschönt,
Des Tages Schluß . . .
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Du, dem die Welt
Das Herz vergällt,
Komm du hieher,
Der hoffnungsleer,
Verkannt, verhöhnt,
Voll Überdruß —
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Der leichte Wind
Entschlummert lind,
Es küßt am Strand
Sich Meer und Land,
Die Brandung stöhnt
Dumpfleisen Gruß . . .
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

Der Liebeshauch
Ist Beten auch,
Den — wie ins All
Die Nachtigall —
Dein Herz versöhnt
Ausströmen muß —
Die Glocke tönt
Zum Angelus.

XI.

LUCCIOLE

Schön ist die Nacht, wenn leuchtenden Gewands
Durch die Limonen und Oliven hin
In leichtem Tanz

Die Lucciole sich suchen und sich fliehn,
Aufblitzend in dem dunklen Blätterkranz.
Ist's Lieb, ist's Lust, was ihnen hat verliehn
Den lichten Glanz?

Ich weiß es nicht, doch, o wie sehr gefällt
Die Schar mir, die zum Leben, das hier blüht,
Die Leuchte hält!
So hat ja auch im eigenen Gemüt
Manch dunkle Stelle dieser kleinen Welt,
Manch blühende, von Lust und Lieb erglüht,
Mein Lied erhellt.

Löscht auch der Morgen schon das kurze Sein
Der kleinen Wesen aus, es duftet fort
Und blüht der Hain;
Jedoch, wenn einst mein Lied, das lichte Wort
Erstirbt und auslöscht dieser flüchtige Schein,
So wird's, daß meiner Seele Lenz verdorrt,
Ein Zeichen sein.

XII.

NACH EINEM LIGURISCHEN VOLKSLIED

Mein Liebster keck ist ein Matros!
Er kämpft mit Wind und Wasserhos,
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Von seinem Schiff und meiner Brust
Band er die Taue los.

Ich zöge gern mit Herz und Hand
Das flüchtige Schiff zurück zum Strand;
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Doch meine Sehnsucht treibt es nur,
Es flieht schon weit vom Land.

Mein Liebster spannt das Segel quer;
Wie rauscht sein Kiel durchs wilde Meer!
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Ich weiß nicht, bringt ihn wiederum
Ein guter Wind mir her.

Was baut ich auch, ein töricht Kind,
Auf Häuser, die entführt der Wind!
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Nun wein ich mir die Wangen blaß
Und meine Augen blind.

Mein Liebster steuert südenwärts
Die Flut empfindet nicht den Schmerz;
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Er führt so kräft'gen Ruderschlag
Und jeder trifft mein Herz.

Schlag er das Meer nur immerhin,
Das treulos ist und falsch von Sinn!
— Das Schiff zieht in die Ferne —
Doch warum schlägt er auch dies Herz,
Das niemand liebt, als ihn?

XIII.

DAS MÄDCHEN VON RECCO

Dort stand die herrliche Gestalt am Strand;
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,
So der Bizotto ihren Leib umwand,
Ein Duftgewand,
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hin zog ein Schiff. Ein Jüngling stand am Mast,
Er jubelte und schaute kaum zurück;
Es schien, als fühlt' er sich erleichtert fast
Von einer Last,
Als träumte er von einem künft'gen Glück.

Sie aber wandte hastig sich, sie kam;
Welch schlanker, welch harmonisch schöner Leib!
Auf ihrem Antlitz mischten wundersam
Sich Zorn und Scham;
Halb war sie Kind noch, halb ein blühend Weib.

Fern trieb sein Schiff. Vor seinem Auge stand
Die reiche Welt, ein täuschend Farbenspiel,
Indes hier eine Perl' aus seiner Hand
Ihm in den Sand,
Vielleicht die einz'ge seines Lebens fiel.

Es dunkelte; — die Brandung jauchzte wild.
Am fremden Strande schritt ich sinnend hin;
Mein trotz'ger Sinn ward weich gestimmt und mild
Von diesem Bild;
Mir war's, als läg ein ganzes Leben drin.

XIV.

IM STURM

Ein unsichtbares Ungetüm,
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der all des Meeres Ungestüm
An Korsikas Gestade warf.

In dunkeln Wirbeln schnob der Dampf
Ohnmächtig brausend aus dem Schlot;
Das eine Rad war außer Kampf,
Und auf der Seite lag das Boot.

Das war ein namenloser Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geschrei!
Ich aber stand auf dem Verdeck
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund —
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,
So lang ich für so manches Pfund
Saumselig noch sein Schuldner bin.

AUF GRÄBERN

Es ist ein unbarmherziger Gott,
Der diese Bahn den Armen wies,
Der auf das Kind des Elends noch
Den Fluch geworfen des Genies.

AUF DEN TOD EINES JUNGEN DICHTERS

1.

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnet dein Poet!
Der Sturmwind nur ist sein Gesell,
Der rauh durch die Mansarde weht.

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
Das ist sein einziges Gerät;
Ein Fluch auf seine Armut ist
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet; —
Er hüllte sich in diesen Fluch,
Der ihn erwärmt mit heißem Haß,
Ein Mantel — jetzt sein Leichentuch.

2.

Sie kam zu ihm in stiller Nacht,
In lichter, gottgeweihter Stund;
Sie schlang um ihn die Arme sacht,
Und küßt' ihn leise auf den Mund.

Wie eine keusche, hohe Braut
Mit reinem Feuer liebt' er sie;
Von seinen trunknen Lippen taut
Der Perlenquell der Poesie.

Der Zeisig lockt', die Lerche schlug,
Und um ihn duftete der Lenz;
— Da schreckt die Not, die Not ihn auf,
Der ekle Kampf um Existenz.

Und seine Braut soll dienen gehn,
Die Muse, dieses edle Weib,
Als Freudendirn auf offnem Markt
Feil bieten ihren schönen Leib?

Nein, nimmermehr! Ha, wie der Zorn
Auf seiner Stirne da geloht!
Groß war sein Stolz, groß wie sein Geist,
Doch größer, größer war die Not. —

Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch,
O Volk, da wohnte dein Poet;
Ein Fluch auf seine Armut war
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Der Nahrungssorge ekler Wurm
Schlang würgend sich um sein Genick;
So litt dein Kind, so starb dein Kind,
Du Volk der freien Republik!

Und wieder ruht er in der Truh,
Ein funkelnd reiner Diamant,
Ein lichter, gottestrunkner Geist,
Den seine Heimat nie gekannt.

AUF EINE TOTE

Ha! dieser Reize reicher Überfluß
Ist schon so frühe in den Staub gesunken!
Es hat der kalte Tod mit seinem Kuß
Schon deiner Seele heißen Wein getrunken!

Noch einmal seh ich diesen Körper an,
Halb voll Bewundrung, halb voll stummer Rührung,
Den die Natur verschwendrisch angetan
Mit jeder Schönheit weiblicher Verführung.

Ihr, die ihr nie in der Natur noch last,
Seht diese Blüte, früh geknickt vom Baume,
An der dies Leben wild vorbei gerast,
Gleich einem kurzen, heißen Fiebertraume.

Sie treten zischelnd an den Totenschrein
Und werfen, voll von stummem Eigenruhme,
Herzlos auf die Gefallne Stein um Stein
Und höhnen diese früh geknickte Blume.

Sie wissen nicht, was eine Kreatur,
Der für des Lebens Brandung nur als Steuer
Die Leidenschaft verliehn von der Natur
Und deren Seele ein verzehrend Feuer,

Ein maßlos Lieben, das kein Namen nennt,
Das im Momente eines Flammenkusses
Die Welt umarmt und zu verzehren brennt
Die ganze Summe irdischen Genusses.

Sie wissen's nicht; sie leben christlich-kühl,
Fromm spekulierend auf jenseitige Löhnung,
Nach temperiertem Schicklichkeitsgefühl
Und nach dem Stundenplane der Gewöhnung.

Sie wissen's nicht, die jede Woche gleich
Zweimal geliebt nach ihren Ehepflichten,
Und die am Sonntag nach dem Himmelreich
Den Blick mit obligater Rührung richten.

Sie wissen's nicht; sie kennen nicht die Qual
Der Leidenschaft und ihre wilden Gluten,
Die diesen leicht zerbrechlichen Pokal
Des Menschenleibes schäumend überfluten.

Ich aber starr auf diesen Tempel hin,
Der, früh entweiht, verfallen der Vernichtung;
Und um den Leib der schönen Sünderin
Werf' ich den Purpurmantel meiner Dichtung.

AM GRABE EINES KINDES

Dem Armen, der in Not und Jammer,
Dem Reichen in der goldnen Kammer,
Uns allen naht der Tod und schwingt
Den Hammer,
Und was im Herzen klagt und singt,
Verklingt.

Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebt, was er erfinde:

Sein Tun und Denken sind nur Rauch
Im Winde; —
Der höchste Ruhm, was ist er auch?
Ein Hauch!

Will ich damit den Schmerz vergleichen,
Die Not, der Hoffnung junge Leichen,
Fühl ich den Mut zum Leben fast
Entweichen:
Dann wünsch ich oft von so viel Last
Mir Rast.

Wohl denen, die zu Grabe wallen
Beim Sang der Jugendnachtigallen,
Die, eh aufs blonde Haupt der Schnee
Gefallen,
Des Lebens Ziel erreicht, noch eh
Sein Weh.

AVE MARIA

Mit ihren Wonneschauern naht sie sacht,
Auf leichten Sohlen schleicht sie mild einher,
Die sanfte Zauberkönigin, die Nacht,
Und ihres Sternenmantels stille Pracht
Ausspannt sie langsam übers Mittelmeer. —
Vom Kirchlein, einsam auf dem Fels am Strand,
Weht leises Läuten über Meer und Land;
Sonst alles still; — nur durch das Schilf spielt lind
Der Abendwind.
Ave Maria!

Nun lehnt der braune Schiffer stumm am Mast,
Und sinnend starrt er in die offne See;
Er denkt der Seinen bei der Abendrast,
Und ihn, des Meeres stäten, rauhen Gast,
Erfaßt ein banges, ungewohntes Weh.
Ob er sie wiedersehen wird, ob nicht,
Die ferne Heimat, ach! er weiß es nicht;
Er betet leis — und Tränen rieseln lind —
Für Weib und Kind:
Ave Maria!

Der finstere Bandit im Apennin
Läßt ruhn die Beute, die er heut geraubt;
Das Abendläuten, fremd ergreift es ihn;
Er schlägt das Kreuz, liegt reuig auf den Knien,
Geneigt sein trotziges, verfemtes Haupt.
Des Tages Sorgen warf er über Bord;
Die Hände, die noch blutig sind von Mord,
Er streckt sie himmelwärts; — durch seine Seele geht
Ein stumm Gebet:
Ave Maria!

Ich aber steure lässig meinen Kahn;
Des Weltengeistes Odem lausch ich stumm,
Und meine Seele taucht, ein weißer Schwan,
Sich in der Sehnsucht stillen Ozean;
Die Liebe sei mein Evangelium; —
Im Norden fern im engen Kämmerlein
Weint jetzt ein blondes Kind und denket mein;
Die jedes Glück, die mir den Frieden lieh
Und Poesie,
Sei gegrüßt, Marie!

DEN MORALISTEN

Seht, schon kam der Frühling wieder —
Knosp und Blüten, seid mir sittlich,
Hört nicht auf verbuhlte Lieder,
Laßt mir unenthüllt die Glieder!
Doch sie öffnen ihre Mieder,
Ihre knappen, unerbittlich.

Jene Falter, jene losen —
Welch Ereignis, welch Ereignis!
Wie sie schwärmen, wie sie kosen
Um verrufene junge Rosen,
Jene kleinen Heimatlosen
Ohne Paß und Sittenzeugnis!

Mag's euch immerhin mißfallen,
Frömmler, Narren und Philister!
Doch zensurfrei laß ich schallen
Meines Herzens Nachtigallen;
Denn ich weiß ja, trotz euch allen
Sind Natur und Kunst Geschwister.

Kuppelt immerhin zu Pärchen
Eure zahmen, dürftigen Jamben,
In Legenden sucht und Märchen
Eure Sittlichkeit zu pferchen;
In die Lüfte, wie die Lerchen,
Schleudr' ich meine Dithyramben.

DES KINDES ABENDGEBET

Der Tag ist um,
Und wiederum
Hat deine Macht
Dein Kind bewacht.
Und fort und fort
Bet ich zu dir:
O Herr, mein Hort!
Sei du mit mir.

In deiner Hut,
Wie bin ich gut!
Kein Vögelein
Ist dir zu klein,
Mein Kindeswort
Dringt auch zu dir:
O Herr, mein Hort!
Sei du mit mir.

Dich fleh ich an,
Zeig mir die Bahn;
Laß fromm und rein
Mein Leben sein.

An jedem Ort
Steh ich vor dir:
O Herr, mein Hort!
Sei du mit mir.

ENTSAGUNG

Fast ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunsch, ein Hoffen von mir abgetrennt;
Die Seele, welcher Wohllaut einst entschwebte,
Ist worden ein mißstimmtes Instrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit seinem Pflug,
Ich schau zurück, ein Mann, und lächle heiter;
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch teilnahmloser fast als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm ich nicht dies heiße Lodern
Der Brust, die immer für die Heimat schlug;
Gib ihr, doch lerne, nichts von ihr zu fodern;
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

O Ruhm! wie lange hab ich ohn' Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt;
Das volle Leben tauscht ich an den Schatten,
Den ich als wesenlos zu spät erkannt.
Wen einmal nur die Macht des Flügelschlages
Des Lieds beseligend nach oben trug,
Der kann verschmähn die Kränze eines Tages;
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Die Liebe, die mich frühe angezogen
Mit allem Zauber, diese Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein bestes Selbst betrogen,
Und meine schönste Jugend nahm sie hin;
Doch Kenntnis auch vom innersten Gemüte
Verlieh mir dieser liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht; fahr hin, du welke Blüte!
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

Wo ist das Glück? Mir ward es nie beschieden,
Auch hab ich nie gebuhlt um seinen Kuß,
Und nie gekannt die Weisheit, die zufrieden
Mit träger Ruh und flüchtigem Genuß.
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen,
Ihr ward die Lust am Dasein, mir ein Zug
Des Geistes, der einst Odem gab den Dingen —
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

So sei mir denn, o Einsamkeit! willkommen,
Mach mich tatkräftig, willensstark, gesund;
Der Trieb zum Höchsten blieb mir unbenommen;
Frisch auf, mein Herz! und wuchern laß dein Pfund!
Wirf weit von dir das klagende Erinnern
An eine Welt, die dir nur Wunden schlug!
Trägst du nicht eine eigne Welt im Innern?
Mein stolzes Herz! sei du dir selbst genug.

LIEDER
DER SPÄTEN ZEIT
(1869—1876)

DER LIEDER VON DER RIVIERA
ZWEITER KREIS

I.

Es flüstert in den Zypressen
Am verfallenen Gartentor;
Nie kann, wer dich einmal besessen,
Vergessen,
Was er an dir verlor.

Es weht um die Lauben, die düstern,
Wie verhaltene Sehnsucht nach dir,
Ich höre ein Grüßen und Flüstern,
So lüstern,
Als wohntest du noch hier.

II.

Es ist nicht vieles verwandelt,
Die Dinge gehn ihren Lauf;
Es sprossen, wo du gewandelt,
Noch immer Rosen auf.

Ihr blühenden, wilden Rosen,
Eure Blätter unter Liebkosen
Meerüber entführt der Wind,
So wie uns unter Verlangen
Und süßem Gewähren vergangen
Die glücklichsten Tage sind.

III.

Der Atem will mir stocken,
Mein Kind, mir ist so bang . . .
Hörst du das Kichern und Locken
Wie fernen Sirenengesang?

„Ich hör nur den Ölwald rauschen,
Und fernhin tost das Meer." —
Deine glühenden Küsse berauschen
Die Sinne mir allzusehr.

IV.

Die Frühlingsstürme pflügen
Und furchen durchs Meer sich Pfad;
In großen Atemzügen
Brandet die Flut ans Gestad.

Die Planken sind ausgehoben,
Die Pfähle sind weggerafft;
Wie schön ist das Meer im Toben
Entfesselter Leidenschaft!

So pocht an meinem Herzen
Dein Busen wellenbewegt . . .
Es muß ein starkes Herz sein,
Das so viel Glück erträgt.

V.

Leb wohl, zerfallne Vigne,
Einst rosen- und weinumlaubt!
Was schüttelst du, greise Pinie,
Zum Abschied so trüb das Haupt?

Ein Schwarm von wilden Bienen
Zieht summend aus und ein,
Und selbst aus den Ruinen
Erblüht ein neues Sein.

Und ob du auch entschwunden,
Du märchenhafte Zeit —
Ich habe mich wieder gefunden,
Seit ich mich von ihr befreit.

Von Mut und kühnem Hoffen
Ist jeder Puls geschwellt . . .
Wo Herz und Auge offen,
Ist offen auch die Welt.

Doch du, die ich einst besessen,
Fahr hin, ich ward ein Mann
Und lernt ein Weib vergessen,
Das mich verraten kann.

VI.

AM MEERE

Der Hauch, der die schäumende
Meerflut erregt,
O wie er das träumende
Herz mir bewegt!

Es wälzen sich Hügel
Von Wogen daher;
O wüchsen mir Flügel,
Ich flög' über Meer!

Einst hört ich durch tosendes
Branden der Flut
Zuerst dein liebkosendes:
„Bist du mir gut?"
Und denk ich der Zeiten,
So fühl ich gerührt
Die heimlichsten Saiten
Der Seele berührt.

Schon glühn, überm dunkelnden
Ufer entfacht,
Hoch oben die funkelnden
Leuchten der Nacht;
Dort strahlt im Gewimmel
Der glänzendste Stern . . .
Doch du und der Himmel,
Wie seid ihr so fern!

TRINKLIEDER

I.

LENZLIED

Dem Pulte, den Bücherschränken
Enteil geschwind!
Laß alles Grübeln und Denken,
Als das, wo unter den Schenken
Die besten sind!

Die Frühlingswinde, sie kosen
Und wehn gelind . . .
Uns mahnen die Falter, die losen,
Daß uns Mädchenherzen und Rosen
Erschlossen sind!

Und triffst du in Blütenlauben
Ein reizend Kind,
Und läßt es sich Küsse rauben,
Beweis ihm, daß, die da glauben,
Noch selig sind.

Doch hörst du den Bogen klingen
Des Gotts, der blind,
Entfalte zum Fluge die Schwingen,
Die Dichtern und Schmetterlingen
Verliehen sind!

II.

Greift zum Becher und laßt das Schelten!
Die Welt ist blind.
Sie frägt, was die Menschen gelten,
Nicht, was sie sind!

Uns aber laßt zechen und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen derer, die noch dem Schönen
Ergeben sind!

Und bei den Posaunenstößen,
Die eitel Wind,
Laßt uns lachen über Größen,
Die keine sind!

III.

IN DER SCHENKE

Nicht auf den Schülerbänken,
Hier hören wir Kolleg,
Es führt allein durch Schenken
Zur Wissenschaft der Weg.
Vom Professorenstuhle
Ist alle Weisheit blaß . . .
Hier ist die hohe Schule . . .
In vino veritas!

„Geh hin", sprach mein Herr Vater,
„Werd ein gelehrtes Haus,
Und sauf der alma mater
Die Milch der Weisheit aus!"

Doch find ich höh're Klarheit
In diesem goldnen Naß . . .
Kommt, die ihr forscht nach Wahrheit! . . .
In vino veritas!

Das hergebrachte Wissen
Schlagt, Freunde, aus dem Sinn!
Verbessert die Prämissen:
Ich trinke — Schluß: ich bin!
Entlauft den Fuchtelruten,
Schwört allem Schlechten Haß
Und haltet euch am Guten! . . .
In vino veritas!

Hier quillt, euch auszurüsten
Mit echtem Mannesstolz,
Des Geistes Milch aus Brüsten
Von deutschem Eichenholz.
Und leeren sich die Krüge,
Legt euch ans Mutterfaß!
Trinkt, bis vertilgt die Lüge — —
In vino veritas!

VI.

IM KLOSTERKELLER

1.

Hier scheidet die Klosterpforte
Dich ab vom Weltgewühl;
An diesem gottseligen Orte
Wie ist es schattig und kühl!

In diesen wölbigen Hallen
Wie ist es kühl und frisch!
Ich sitze mit Wohlgefallen
Am gastlichen Klostertisch.

Die Fratres erwidern in feister
Zufriedenheit meinen Gruß;
Mit dem Klosterkellermeister
Steh ich auf vertrautestem Fuß.

Er ähnelt ein wenig Sankt Peter;
Und tritt er durchs Kellertor,
Süßduftend steigt wie Äther
Die Blume des Weins empor.

2.

Jüngst weilten wir lange zu zweien
Im dunkeln Kellergelaß;
Da standen in langen Reihen
Ehrwürdig Faß an Faß.

Und als ich, kostend wie Kenner,
Manch prüfenden Trunk getan,
Da starrten die Dunkelmänner
Verdächtig und drohend mich an.

Die alten und die jungen,
Sie schienen tief empört
Und sprachen in fremden Zungen,
Wie ich sie noch nie gehört.

Da ward geschrien und gestammelt
Von Trichtern, Bütten, Gefäß,
Beinah, als wäre versammelt
Ein Philologenkongreß.

Doch Stille dem Streit, der begonnen,
Gebot ein gigantisches Faß;
Es lauschten Oxhoft und Tonnen
Seinem tiefen, dröhnenden Baß.

Da sprach es und rief mich bei Namen —
Mir standen die Haare zu Berg —:
„Du, von dem ungläubigen Samen,
Hör mich, du vernünftelnder Zwerg!

Ihr lästert und schreit nach Reformen
Und rüttelt am Glauben dreist
Und sprecht von den toten Formen
Und dem allesbelebenden Geist.

Und erscheint euch einmal der Urgeist
In unverfälschter Gestalt,
Der reine, echte Naturgeist,
Verliert ihr allen Halt!" — —

Und weiter in diesem Stile
Ging's fort in geläufigem Fluß . . .
So stand einst, vor dem Konzile
Der hülflose Ketzer Huß.

Des Wortes beredteste Meister
Umstürmten mich da zu Hauf . . .
Mir war, als stünden die Geister
Der alten Propheten auf.

Ich zog voll Ehrfurcht die Mütze
Und schlotterte mit dem Knie
Und sprach: „Ich bedarf einer Stütze . . .
Wo aber find ich sie?

Die Kirchenväter schnarchen,
Es schimmelt der Pentateuch . . .
Ihr gewaltigen Patriarchen,
Ich halte mich an euch!"

V.

Freiheit, unter deinem Flügel
Soll das deutsche Volk gedeihn!
Halte du die Wacht am Rhein,
Schütze seine Rebenhügel!

Preise jeder die Erkorne! . . .
Lieblich, rosenduftumhaucht
Aus dem vollen Kelche taucht
Kypria, die Schaumgeborne.

Dieses volle Glas zu stürzen,
Stoßet an mit hellem Klang!
Freiheit, Liebe und Gesang
Sollen uns das Leben würzen.

VI.

TRIOLETTE

1.

Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen,
Besingt die Liebe und den Wein!
Die Glut der Rosen ist entglommen
Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen;

Und finden wir — genau genommen —
Die beiden auch nur selten rein . . .
Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen,
Besingt die Liebe und den Wein!

Trinkt, Freunde, küßt und schenket ein!
Die holde Täuschung sei willkommen!
Ein Rätsel ist des Menschen Sein;
Drum, Freunde, küßt und schenket ein!
Das Glück ist Wahn, die Tugend Schein,
Und nur die Freude ist vollkommen . . .
Drum, Freunde, küßt und schenket ein!
Die holde Täuschung sei willkommen!

2.

Den vollen Becher in den Händen
Und in den Armen schöne Fraun,
Vom Ernst der Zeit sich wegzuwenden,
Den vollen Becher in den Händen,
Schönheitberauscht an Weingeländen
Liebkosen, zechen, Hütten baun . . .
Den vollen Becher in den Händen
Und in den Armen schöne Fraun:

Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Was einem Weisen wohl behagt.
Ein unverdorbenes Getränke,
Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Das Höchste . . . Tempel sei die Schenke;
Drin zecht und küsset unverzagt! . . .
Das ist, wofern ich's recht bedenke,
Was einem Weisen wohl behagt.

3.

Wer nicht solch Leben sich erkor
Soll fürder nicht zu uns gehören;
Denn wahrlich den Verstand verlor,
Wer nicht solch Leben sich erkor.
Und ist er selber nicht ein Tor,
So sucht er andre zu betören —
Wer nicht solch Leben sich erkor,
Soll fürder nicht zu uns gehören.

VII.

Lang sucht ich den Pfad zum höchsten Ziel
Und konnt ihn nicht erkunden;
Der Wahn zerfloß, der Schleier fiel . . .
Ich hab das Asyl
Einer trefflichen Schenke gefunden.

Die Meister der Schule, sie kleben am Wort,
Der Geist ist ihnen entschwunden,
Die Form ist noch da, der Gedanke ist fort . . .
Ich habe den Hort
Der wahren Erkenntnis gefunden.

Spricht der Rebe heiliger Geist dich an,
Laß fröhlich ihn dir munden!
Umarm sie, wenn schöne Frauen dir nahn:
Und der Alkoran
Ist mit der Bibel verbunden!

VIII.

IM SÜDEN

Nun bringt mir Wein im Griechenkrug,
Im irdnen Kruge, schöngehenkelt,
Geschmückt mit dem Trojanerzug:
Quadriga, Rosse schlankgeschenkelt,
Ein heidnisch Bild, von keinem Zug
Des Christentumes angekränkelt!

Kein Pramnier ist's, wie ihn einst rein
Vor Troja schlürfte der Neleier;
Kein lesbischer, kein Chierwein,
Wie ihn auf Ithaka die Freier
Gestürzt im lärmenden Verein
Beim Klang der Phorminx und der Leier.

Doch ist's ein Wein, den längs der Flut
Trinakrias die Kolonisten
Der Griechen pflanzten, den die Glut
Des Südens an den sonnigen Küsten
Gereift, ein feurig, heidnisch Blut,
Noch ungetauft von frommen Christen.

Und nun die Ilias Homers!
Und laßt mich euern Jammer meiden!
Wie perlt der Wein, wie wogt der Vers!
Wie froh genießt man mit den beiden
Den Wert des geistigen Verkehrs
Mit diesen ungetauften Heiden!

IX.

EVOË

Dieser Geist des neuen Weines
Löst die Zunge wunderbar;
Nüchtern ist die Zeit, doch eines,
Evoë . . . ist allen klar:
Das die Blume dieses Weines
Zeugte, war ein gutes Jahr:
Evoë! ein gutes Jahr!

Evoë dem Gott, der Reben
Uns zur Freude ließ gedeihn!
Strahlend in das trunkne Theben
Zog der Thyrsusschwinger ein.
Laßt die alten Götter leben,
Evoë! beim jungen Wein,
Evoë! beim jungen Wein!

Evoë! ein Schwarm Mänaden,
Um das Haupt den Efeukranz,
Folgte jauchzend seinen Pfaden
Unter Beckenschall und Tanz.
Naht auch diesen Stromgestaden,
Heitre Götter Griechenlands,
Evoë! mit Spiel und Tanz!

Fern dem Hader um den Glauben,
Drum die Menge heut sich rauft,
Hier, wo Frohsinn unter Lauben
Sich mit Küssen Ablaß kauft,
Strömt der heilige Geist der Trauben
Evoë! uns ungetauft,
Evoë! uns ungetauft.

Freu' sich jeder der Geladnen,
Den ein schöner Arm umflicht!
Als der Gott der grambeladnen
Welt erheitert' das Gesicht,
Lehnt' auch er an Ariadnen
Sein ambrosisch Gleichgewicht,
Evoë! und wankte nicht.
Evoë!

Evoë! . . . Von allen Losen
Wählt das schönste auf der Welt,
Wer im Arm ein Weib zum Kosen,
In der Faust den Becher hält;
Daß er, wandelnd über Rosen —
Wenn er sinkt — auf Rosen fällt,
Evoë . . . auf Rosen fällt.

Komm, Lyäus, Sorgenbrecher,
Über die Höhen, über die See,
Eh das Alter noch dem Zecher
Auf den Scheitel streut den Schnee!
Kränzt das Haupt und füllt die Becher! . . .
Evoë! Evan! Evoë!
Evoë!

X.

TRINKLIED EINES FAHRENDEN LANDSKNECHTS

Das Land in hellen Haufen
Durchziehn wir wohlgemut
Mit Balgen und mit Raufen;

Nach beidem schmeckt das Saufen,
Saufen, Saufen
Uns noch einmal so gut.
Den Gang zur Kirche lenke
Der Heuchler und der Tor:
Es zieht den Weg zur Schenke
Ein frommer Landsknecht vor . . .
Schließt auf, Herr Wirt, die Küche
Und auch das Kellertor!

Viel lieber sind dem Zecher
Als Kelch und als Monstranz
Das Huhn am Spieß, der Becher . . .
Drei Würfel sind dem Zecher,
Zecher, Zecher
Der wahre Rosenkranz.
Kein Pfaffe macht indessen
Uns mit der Hölle schwer;
Wir lesen selber Messen
Und halten Christenlehr . . .
Herr Wirt, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Sprach Christus nicht zum Reichen:
„Verkaufe, was du hast,
Das sei des Heils ein Zeichen!"
Ich denke just desgleichen,
Gleichen, gleichen:
„Versaufe, was du hast!"
Es kommt des Reichen Seele
Ins Himmelreich so schwer,

Als wie ein Trupp Kamele
Durch einer Nadel Öhr . . .
Herr Wirt, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Im Glaubensstreit befehden
Sich jetzt um Alt und Neu
Der Kaiser und die Schweden,
Indes ich selbst mich jeden,
Jeden, jeden,
Mich jeden Jahrgangs freu;
Wenn andre, treu dem Alten,
In grimmem Lutherhaß
Zur Mutterkirche halten,
Halt ich am Mutterfaß . . .
Herr Wirt, noch eine Kanne
Von diesem edlen Naß!

Beneidenswerten Loses
Im wohnlichen Gebiet
Des kühlen Wellenschoßes
Blieb Pharao, als Moses,
Moses, Moses,
Aufs Trockene geriet.
Wär' jenes Los doch meines,
Und wär' das rote Meer
Ein Meer voll roten Weines!
Ich söff' es tapfer leer.
Herr Wirt, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Den Glauben muß man schätzen,
Mit dem ein jedes Kind
Selbst Berge kann versetzen . . .

Das Wunder muß man schätzen,
Schätzen, schätzen,
Wenn es Weinberge sind.
O frommer Wunderglaube,
Laß wachsen mir zur Stund
Die Kananitertraube
Wohl in den durstigen Mund! . . .
Wein her, Herr Wirt, die Kanne
Ist leer bis auf den Grund!

DIE ZERFALLENE VIGNE

1.

Du grüne, blühende Wildnis
Voll Nachtigallenruf,
Die einst ein Frauenbildnis
Zum Eden Gottes schuf,

Du altes Landhaus, in Reben
Und Feigenbäumen versteckt . . .
Als damals zu neuem Leben
Das schönste Weib dich erweckt,

Wie plätscherten da die Bronnen,
Wie goß auf dieses Haus
Eine Fülle verschwiegener Wonnen
Liebe und Jugend aus!

Ihr, zum Asyl der Tauben
Kytherens auserwählt,
Ihr schattigen, heimlichen Lauben,
Wie seid ihr nun entseelt!

Umsonst ist all mein Lauschen
Nach Herrin und Gesind . . .
Verschlafene Wipfel rauschen
Leise im Morgenwind.

Umsonst ist all mein Rufen . . .
Das Echo höhnt mich rings . . .
Auf den zerbröckelnden Stufen
Schläft eine verwitterte Sphinx.

2.

Als ob es heute wäre,
So denk ich noch daran . . .
Über dem purpurnen Meere
Schaukelte mein Kahn.

Ich kämpfte mit Wind und Welle
Und spähte nach dem Strand,
Bis ich die umbuschte Kapelle
Und das einsame Kloster fand.

Verstohlen anzulegen,
Sucht ich die stille Bucht;
Mein Herz schlug dir entgegen
Voll Lieb und Eifersucht.

Die Nacht war weich und lüstern,
Und vom Limonenhang
Scholl süßes Mädchenflüstern
Und rauschender Gesang.

Ich hörte die eigenen Lieder . . .
Verlockend im Dämmerschein
Glänzten die weißen Glieder
Der Götterbilder im Hain.

Und als nach kecker Landung
Ich heimlich dann erschien . . .
In griechischer Gewandung,
Wie einst die Lesbierin,

Die Priesterin der Musen,
Sangst du: „Die Nacht bricht ein,
Vor Sehnsucht wogt mein Busen,
Doch weh! ich bin allein!"

Die Laute war dir entfallen,
Als du mich gesehen kaum . . .
Es schlugen die Nachtigallen,
Sie schlugen wie im Traum.

3.

Wo blühender Gärten Teppich
Umsäumte des Rasens Samt,
Da üben jetzt Schlingkraut und Eppich
Ihr Totengräberamt.

Ihr Marmorleiber, ihr schlanken,
Nun liegt ihr im Gras und Gesträuch;
Es klammern die Brombeerranken
Die Arme verlangend um euch!

Hier Trümmer von Götterbildern,
Dort sinkendes Gebälk,
Die Lorbeergruppen verwildern,
Die Rosenhaine sind welk.

An Säulen und Marmorknäufen
Rings der Verwüstung Spur;
Wohin du siehst, es häufen
Sich Schutt und Trümmer nur.

Der Satyr, der einst mit Grinsen
Die sträubende Nymphe liebkost,
Hier liegt er, umwuchert von Binsen,
Verstümmelt und übermoost.

Der Knabe mit dem Drachen,
Dem einst ein Silberquell
Entsprudelt aus dem Rachen,
Er stürzte vom Felsgestell.

Aus Muschelkiefern gähnen
Die Grotten; versiegt im Gestein,
Versandet sind die Fontänen,
Der Triton nickte ein.

Nur eine Quelle mit Zaudern
Rieselt noch durchs Gebüsch . . .
Die Wellen plätschern und plaudern,
Sie plaudern so träumerisch.

Die eine erzählt der andern
Von einem entschwundenen Glück;
Die Wellen wandern und wandern,
Und keine kehrt zurück.

BLÄTTERFALL

Leise, windverwehte Lieder,
Mögt ihr fallen in den Sand!
Blätter seid ihr eines Baumes,
Welcher nie in Blüten stand.

Welke, windverwehte Blätter,
Boten naher Winterruh,
Fallet sacht! Ihr deckt die Gräber
Mancher toten Hoffnung zu.

DU, SCHÖN WIE DIE GÖTTIN

Du, schön wie die Göttin,
Vom Meere geboren,
An die ich auf ewig
Den Frieden verloren,

Den Frieden des Herzens,
Die köstlichsten Stunden
Verloren und beide
Nicht wieder gefunden, —

Ich selber verloren,
Verdammt, dich zu suchen,
Muß ewig dich lieben
Und möchte dir fluchen.

NOCH LIEGST DU IM SINN MIR

Noch liegst du im Sinn mir,
Noch hab ich dich gerne,
Du Süße, du Holde,
Du Eine, du Ferne.

Noch hab ich dich gerne,
Du Holde, du Eine,
Um die ich die Stunden
Des Schlafes verweine,

Verweine die Nächte,
Verträume die Tage,
Um die ich das Elend
Des Lebens ertrage.

Den Tod im Gemüte
Ertrag ich das Leben . . .
Du hast mich vergiftet,
Ich hab dir vergeben.

UNTER DES DORFES LINDEN

Unter des Dorfes Linden
Reiht sich zum Tanze die Schar;
Jubelnd im Suchen und Finden
Rings um den Spielmann, den blinden,
Drehen sich Paar um Paar.

Aber am buschigen Raine,
Ferne dem festlichen Schall,
Wandeln wir träumend alleine . . .
Drüben im Buchenhaine
Flötet die Nachtigall.

UNTER DEN ABENDGLOCKEN

Der Westwind streichelt die Locken
Schauernder Bäume; wie Schnee
Fallen die Blütenflocken . . .
Klänge der Abendglocken
Zittern über den See.

Oben im Wolkenlosen
Wandelt der Mond den Lauf
Einsam . . . Doch unter Kosen
Gehen hier unten Rosen,
Rosen und Lieder auf.

HOLDE, BRAUNE AUGENSTERNE . . .

Holde, braune Augensterne
Mit dem Zauber unergründet,
O, ich früg' euch gar zu gerne,
Was der Mund mir nie verkündet!

Wenn ihr blicket in die meinen
Wie die Augen sanfter Tauben,
Sagt, wie könnt ihr ruhig scheinen
Und doch mir die Ruhe rauben?

AUF EINE ITALIENERIN

Nach dem Takte fremder Lieder
Schwebst du lieblich hin im Tanz;
Dieses Ebenmaß der Glieder
Fesselt meine Sinne ganz;

Diese Locken, diese dunkeln,
Dieser Glieder stramme Kraft,
Und im Auge dieses Funkeln
Einer trunknen Leidenschaft.

Aber Maß und Anmut zügeln
Die Begier, sie schweigt besiegt,
Wenn dein Wesen sich auf Flügeln
Seines eignen Wohllauts wiegt.

MEIN KIND, DAS IST DER GRUND DES ÜBELS

Mein Kind, das ist der Grund des Übels:
Ich kann bei dir nicht stündlich sein;
Sonst kämst du nicht auf den Gedanken,
Das Küssen könne sündlich sein.

Das Gegenteil will ich beweisen;
Doch soll die Wirkung gründlich sein,
So muß vor allem das Verfahren
Wiewohl geheim, doch mündlich sein.

TANZLIED

Des Goldbauern Hiesel,
Dem ging es recht schlecht;
Er liebte die Liesel,
Die Liesel den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Hatt' Taler, die echt;
Er gab sie der Liesel,
Sie gab sie dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Sagt', daß er sie möcht';
Da lachte die Liesel
Und küßte den Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Hat alles verzecht;
Da ließ ihn die Liesel
Und ging zu dem Knecht.

Des Goldbauern Hiesel
Ward dennoch gerächt;
So wie ihn die Liesel,
Verriet sie der Knecht.

MÄDCHENLIED

Im Schmuck des Lenzes stehn die Aun,
Es trieft die Welt von Maienlust,
Und Sträuße winden holde Fraun
Und Mädchen sich aus Blatt und Blust.

Und auch in meiner Brust erstehn
Viel tausend Blumen mannigfach;
Sie blühen, duften und vergehn
Und keine Seele frägt danach.

LAIS

Liebliches Mädchen, das gleich der Libelle
Immer von Blume zu Blume sich wiegt,
Das, wie vom Busen der Welle die Welle,
Treulos sich trennt und an andre sich schmiegt,

Liebliches Mädchen, das jenen mit Blicken,
Diesen mit Seufzern, von ihm nur gehört,
Jenen mit Lächeln und diesen mit Nicken
Oder dem Drucke des Händchens betört:

Wie im Triumphe an Ketten von Rosen
Ziehst du dir nach den vergötternden Schwarm,
Fesselst mit Küssen und lockest mit Kosen,
Diesem am Herzen und jenem im Arm.

Spielend mit Banden, im Taumel gebunden,
Sorglos gelöst und mit Leichtsinn geknüpft,
Mögest du nimmer erleben die Stunden,
Da dir das Szepter der Schönheit entschlüpft.

Möge die Parze dir nahn mit der Schere,
Eh du entnüchtert in bitterem Tausch
Büßest mit endlosen Qualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Rausch.

MIGNON

Buntbeblümte Wiesen dehnen
Fernhin sich, die Luft weht lind;
Auf umsonnten Wolkenkähnen
Kam der Lenz ins Land geschwind . . .
Buntbeblümte Wiesen dehnen
Fernhin sich, die Luft weht lind.

Laß mein Haupt an deines lehnen,
Rühr die Harfe, holdes Kind!

Lieblich wie Gesang von Schwänen
Klagt ihr Ton im Abendwind . . .
Laß mein Haupt an deines lehnen,
Rühr die Harfe, holdes Kind!

Zages Hoffen, süßes Wähnen
Schwellt die Seele mir gelind;
Banges, langverhaltnes Sehnen
Löst sich; Quellen rieseln lind . . .
Ach, ich weiß nicht, ob es Tränen,
Oder ob es Lieder sind.

LEBEWOHL

Noch einmal laß, du holde Fei,
In meinem Arm dich wiegen!
Das war ein wundersamer Mai,
So süß und so verschwiegen.

Ich kann es nicht; doch könnt' ich's auch,
Ich möchte dich nicht halten,
Da sich im ersten Frühlingshauch
Die Schwingen dir entfalten.

Leb wohl! Leb wohl! Die tiefste Kluft
Liegt zwischen unsern Pfaden;
Es ist dein Los, in Glanz und Duft
Des Glückes dich zu baden.

Leb wohl! Leb wohl! Das Band zerriß,
Gewoben aus eitel Wonne . . .
Mein Leben liegt in Finsternis,
Du bist ein Kind der Sonne.

IN DEN ALPEN

Ich bin allein. Die Alpen gähnen
Mich an aus trübem Nebelgrau . . .
Könnt' ich mein Haupt noch einmal lehnen
An deinen Busen, schöne Frau!

Es braust der Wind, es rauscht die Welle;
Ich aber hab nicht Rast noch Ruh.
Es sprudelt meines Lebens Quelle
Dem Meere deiner Liebe zu.

TROST IM LEIDE

Nun laß das Lamentieren
Und halte Maß!
Man kann nicht mehr verlieren,
Als man besaß.

Wer einst mit vollen Armen
So reiches Glück
Umschloß, kann nie verarmen,
Denkt er zurück.

Wer so genoß der Wonne,
So lang er jung,
Den wärmt wie eine Sonne
Erinnerung.

RESIGNATION

Schwer erkauft ist dieser Gleichmut,
Den du oft an mir gelobt;
Denn des Lebens Bitterkeiten
Hab ich bis zum Grund erprobt.

Keiner hat vor Schaugerichten
Dieser Welt wie ich gedarbt;
Doch die Wünsche sind erstorben,
Und die Wunden sind vernarbt.

Von den ferngesteckten Zielen
Bin ich mehr als je entfernt;
Doch das Lachen und das Weinen,
Beides hab ich längst verlernt.

Sind doch diese Weisen selber,
Leicht empfunden, schlicht gereimt,
Karges Grün nur, das den Gräbern
Toter Hoffnungen entkeimt.

HEISSES HERZ, O LERN ERTRAGEN

Heißes Herz, o lern ertragen,
Was dir Bittres widerfuhr;
Denn ein schmerzliches Entsagen
Ist dies kurze Dasein nur.

Alle Sehnsucht ruft vergebens
Wie ein Ach, im Wind verhaucht,
Einem Glück, das in des Lebens
Dunkeln Strom hinabgetaucht.

Aber trifft von deinem Munde
Nur ein flüchtig Wort mein Ohr,
Dann ersetzt mir die Sekunde,
Was in Jahren ich verlor.

SCHWERMUT

Fraget nicht, was mich so eigen
Oft selbst im Genuß des Schönen
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,
Tanz und Reigen
Mich versenkt in jähes Schweigen.

Wie vor schweren Ungewittern
Bange Ahnung lähmt das Leben,
Fühl ich mit geheimem Beben
Diesen bittern
Schmerz durch meine Seele zittern.

's ist ein Gram. Er sitzt tief innen
In der Brust, mein Sein verdüsternd,
Ewig seine Klagen flüsternd,
Kein Beginnen
Treibt den Lästigen von hinnen.

Diesen Gram, den nimmersatten,
Hofft ich oft im Rausch des Kusses,
Unter Blüten des Genusses
Zu bestatten,
Doch er folgt mir wie mein Schatten.

Ob die schönsten Rosenmunde
Freundlich mir entgegenblühen,
Ob die eignen Lippen glühen,
Tief im Grunde
Meines Herzens klafft die Wunde.

Ja, es reißt mich weg in stummer
Nacht von schön gewölbten Busen;
Selbst der reine Kuß der Musen
Wiegt den Kummer
Nur minutenlang in Schlummer.

Mag mich aufwärts das Gefieder
Angebornen Wohllauts tragen,
Immer kehrt im leisen Klagen
Meiner Lieder
Jener Ton der Wehmut wieder.

Laßt den Trost! er ist vergebens;
Denn ich fürchte, was so bange
Mich beschleicht sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verfehlten Lebens.

SEHNSUCHT

Seit ich ein Mal dich umfangen,
Bin ich um so mehr verwaist;
Ach, vergebens
In des Lebens
Strudel stürz ich; denn gefangen
Hält dein Zauber meinen Geist.
Seit ich ein Mal dich umfangen,
Bin ich um so mehr verwaist.

Oft in ungestümem Sehnen
Heben meine Schwingen sich;
Doch mit leisen
Schlägen kreisen,
Wie ein Zug von wilden Schwänen,
Die Gedanken nur um dich.
Oft mit ungestümem Sehnen
Heben meine Schwingen sich.

Ob mich auch die Welt entsagen,
Die Vernunft entsagen heißt,
Eine Brücke
Meinem Glücke
Pflegen Träume nachts zu schlagen,
Bis der Tag den Wahn zerreißt,
Und die Welt mich dir entsagen,
Die Vernunft entsagen heißt.

WIDERHALL

Was weckst du mich auf in der tauigen Nacht,
Du sehnsuchtflötende Nachtigall?
Nun ist mit deinem melodischen Schall
Auch ein Widerhall
Aus den Tagen des Glücks erwacht.

Wie heute schlugst du im Lindenbaum . . .
Ich herzte und küßte mein rosiges Kind;
Die Saiten der Liebe, sie rauschten gelind
Wie Harfen im Wind . . .
O seliger Maientraum!

Und als ich gekommen nach manchem Jahr,
Da schwammen in Tränen die Äugelein blau,
Der Lenz in dem Herzen, der Lenz auf der Au
War hin, weil ein Tau
Auf beide gefallen war.

Was lockst du mich wieder mit dunkler Gewalt,
Mit Lügen von Lieb und von Maienlust,
Da längst doch verdorrt in der eigenen Brust
Der schwellende Blust
Und die jubelnden Lieder verhallt.

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter . . . Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst
Und das flüchtige Leben ein Traum.

REUE

Wohl, wem früh schon der Befreier
Tod sich naht, wem — Hölderlin
Oder Lenau gleich — die Schleier
Sanfter Nacht den Geist umziehn!

Manchen, der — noch jung an Jahren —
Jede Gunst des Glücks erfuhr,
Sah ich welk, mit grauen Haaren,
Und das eine blieb ihm nur:

Auf ein Leben ohne Taten
Tief beschämt zurückzuschaun . . .
Müd, enttäuscht, verkannt, verraten
Und entnervt vom Kuß der Fraun.

1.

O Frühlingshauch, o Liederlust,
Wie liegt ihr mir im Gemüte!
Kaum prangen Busch und Baum im Blust,
Steht auch mein Herz in Blüte.

Mein Herz ist wie ein grüner Hag,
Das ist ein Zwitschern und Schallen . . .
Da nisten die lustigen Finken am Tag
Und abends die Nachtigallen.

2.

Die Ströme ziehn zum fernen Meer,
Die Wolken am Himmel fliehen,
Und wenn ich ein flüchtiges Vöglein wär',
So möcht' ich mit ihnen ziehen.

Und bin ich kein Vogel in der Luft,
So lernt ich doch pfeifen und singen;
Und kommt der Lenz mit Klang und Duft,
Dann mein ich, es wüchsen mir Schwingen.

Und kann ich auch nicht über Wald und Heid,
Über Seen und Berge schweben,
So kann ich mich doch über das kleine Leid
Des kleinlichen Lebens erheben.

3.

Ich bin ein Spielmann von Beruf;
Mein Leben ist Singen und Wandern.
Als Gott, der Herr, die Welt erschuf,
Da gab er sie den andern.

Doch, was das Gemüt des Menschen bewegt,
Ich kann es singen und sagen,
Kann den Lenz, der im eigenen Herzen sich regt,
Hinaus in die Lande tragen.

4.

Und wieder nehm ich die Harfe zur Hand
Und singe vor Toren und Türen;
Mich drängt's, auch im fernen Vaterland
Die goldenen Saiten zu rühren.

Was frommt mir der Beifall der Fraun und die Gunst
Der Kenner, die hier mir lauschen?
Es weiß ein vollendeter Meister der Kunst
Auch ein nüchternes Volk zu berauschen.

5.

Und wird mein Lied mit dem tönenden Reim,
Das ich lernte in fremden Landen,
Und werden die klagenden Laute daheim
Vom verständigen Volk nicht verstanden,

Und spricht es: „Der lachende Frohsinn gebricht
Deinen künstlichen Akkorden,
Das sind die Weisen des Volkes nicht,
Du bist uns fremd geworden . . ."

Dann häng ich an den nächsten Baum
Mein Spiel, und bläst der scharfe
Gebirgswind, dann rührt sich wie im Traum
Und von selber tönt die Harfe.

Ich lieg im Gras und rege kein Glied;
Erst flüstern kaum hörbar die Saiten . . .
Dann wächst es und rauscht wie ein Heldenlied,
Ein Lied aus der Väter Zeiten.

Ob Land und See auch Jahre lang
Mich von der Heimat trennen,
Man wird mein eigenes Herz an dem Klang
Meiner Harfe wieder erkennen.

6.

Mein Herz ist wie ein Saitenspiel.
Sie haben gar vieles gemeinsam;
Sie haben der freundlichen Gönner viel,
Und dennoch sind beide einsam.

Was beide Schlimmes auch erlebt,
Es hat sie nicht verbittert;
Und wenn sie hie und da gebebt,
Ist's, weil sie vor Wohllaut gezittert.

Es haben sich um schnöden Lohn
Die beiden nie verdungen;
Doch beiden ist im Leben schon
Manch eine Saite gesprungen.

Nie suchten sie auf des Königs Saal,
Viel eher des Dorfes Linde;
Doch beider Wohllaut ist manchmal
Auch spurlos verklungen im Winde.

Wenn stumm das Herz den Gram erträgt,
Die Harfe pflegt ihn zu klagen . . .
Das hat seine Gründe; denn jenes schlägt,
Und diese wird geschlagen.

Die Harfe ist von schlichtem Holz,
Mein Herz ist voll von Leide.
Doch unabhängig, frei und stolz
Und rein im Ton sind beide.

IM VOLKSTON

Dort, wo die Wellen schäumen
Am äußersten Seeesend,
Dort steht zwischen Apfelbäumen
Ein Haus und ein freundlich Geländ.

Ein Mädchen mit blonden Haaren
Wird weilen in der Näh,
Das wird dich herüber fahren
Wohl über den blauen See.

Und lacht sie fröhlich und heiter
Und blühn ihr die Wangen rot,
Dann sag ihr von mir nichts weiter,
Als daß ich schon lange tot.

Doch siehst du ihr Mündchen beben,
Und trübt sich ihr Auge klar,
Dann sag ihr, ich sei noch am Leben
Und komme zurück übers Jahr.

Und senkt sie den Blick, den frommen,
Und stottert sie scheu und verwirrt . . .
Dann sag ihr, ich sei schon gekommen
Und sitze beim Schwanenwirt.

SÜDLICHER ÜBERDRUSS

Ihr Helden, ruhm- und tatenreich,
Ihr Normannenfürsten, ihr kecken,
Als ihr gründetet dieses sizilische Reich,
Was war't ihr für herrliche Recken!

Und du, o gefürchteter Genserich,
Ihr kühnen Vandalenhorden,
Was seid ihr im tropischen Himmelsstrich
Für schnöde Memmen geworden!

Die Mannkraft, mit der ihr die Reiche nahmt
Und mit schneidigem Schwerteshiebe
Ins Joch bogt die Völker, sie ist erlahmt
In den üppigen Kämpfen der Liebe.

Ihr lerntet Flöten- und Saitenspiel,
Und lerntet die Weiber küssen!
Drum habt ihr nach ruhmvoll errungenem Ziel
Auch so schmachvoll enden müssen.

Ihr laget üppigen Frauen im Schoß
Und seuftzet Liebesgedichte;
Drum findet sich auch kein tragischer Los
In der ganzen Weltgeschichte.

Auch du, o deutsche Ritterschaft,
Ihr markigen Hohenstaufen,
Verlort im Welschland die beste Kraft
Und verlerntet das Herrschen und Raufen.

Die Gärten des Südens, sie duften zu stark,
Hier lispeln zu süß die Töne
Der Liebe, das frißt sich wie Gift ins Mark
Der gewaltigen Nordlandssöhne.

O Weib, schließ deinen Sirenenmund,
Und die Glieder laß unentkleidet . . .
Mir ist in der Seele tiefstem Grund
Dieser südliche Zauber verleidet.

AUFSCHLUSS

Du hältst die Dichter, liebes Kind,
Für schnöde Atheisten;
Doch viele unter ihnen sind
Ganz gut katholische Christen

Sie wissen nicht bloß die Mutter Marie
In ihrem Kultus zu schätzen,
Sie fallen in gläubiger Andacht aufs Knie
Vor allen Göttern und Götzen.

Wo nur ein Fürstengünstling zu sehn,
Nahn solche Priester des Schönen
Bäuchlings und lassen mit Augenverdrehn
Ihr: „Ora pro nobis!" ertönen.

Doch gibt's noch Dinge, die schlimmer sind,
Als solche Litaneien . . .
Gib mir den Arm! Wir sprechen, mein Kind,
Am besten darüber im Freien!

WIR UND SIE

Zwar meinen die Heuchler und Frommen,
Und ziehen ein scheel Gesicht,
Daß sie in den Himmel kommen,
Wir aber nicht.

Wir sind mit dem Diesseits zufrieden,
Ich und mein reizend Kind,
Und freun uns, daß wir hinieden
Schon selig sind.

Denn möchten wir einst erhalten
Im Himmel den schönsten Ort,
Und erschienen die Frömmlergestalten:
Wir zögen fort,

Und sprächen: „Geruh uns beide,
O Petrus, dahin zu tun,
Wo Anakreon der Heide
Und Sappho ruhn!

Und führte der Weg zu diesen
Durchs schwärzeste Höllentor,
Wir ziehn ihn den Paradiesen
Der Mucker vor."

MEIN HAUSVERSTAND

(Todesanzeige.)

Freunde, da dem nimmersatten
Tod der Zwerg verfiel als Beute,
Der mir stets gefolgt bis heute,
Wie mein Schatten,
Kommt, damit wir ihn bestatten.

Schwer gebüßt hat das besagte
Opfer dieses Todesfalles,
Daß es stets mich über alles,
Eh ich fragte,
Naseweis zu tadeln wagte.

Wenn die Welt mich hoch gepriesen,
Ward ironisch zwar der Flegel;
Doch er hat sich in der Regel
Neben diesen
Fehlern recht honett erwiesen.

Ging ich aus auf Abenteuer,
Harrt' er mein mit trüber Miene,
Kam ich, saß er am Kamine
Wie ein treuer
Diener da und schürte Feuer.

Seine Grobheit jüngst verriet er,
Als ich heimkam spät vom Schmause,
Und ich rief: „Bin ich im Hause
Nicht Gebieter?"
„Ja", sprach er, „doch ich bin Mieter!"

Da er so begann zu pochen,
Warf ich ihn in meinem Hasse
Ohne weiters auf die Gasse,
Daß die Knochen
Des Genickes ihm gebrochen.

Auf der Straße mit dem Besen
Stand ein Weib und rang die Hände,
Schrie und heulte ohne Ende:
Dieses Wesen
Sei mein Hausverstand gewesen.

„Sei's!" sprach ich; „er hätte, dächt' ich,
Doch des Lebens schwerste Thesen
Kaum gelöst; sein ganzes Wesen
War zu schmächtig
Und die Welt zu niederträchtig."

LERCHEN UND UNKEN

Maientau, im Frühlicht schillernd,
Blitzt auf Wiesen und Gehegen,
Und die Lerche wirft sich trillernd
Dem Gestirn des Tags entgegen.
Hörst du ihre Melodie?
Tirili . . . tirili . . .
Reines Tones, ohne Fehle
Jauchzt die wohllautmächtige Kehle
Tirili . . .
In die Lüfte schmettert sie
Allen Jubel ihrer Seele:
Tirili, tirili, tirili!

Prahlend, daß auch ihm die Götter
Schwingen und Gesang verliehen,
Ahmt ein tongewandter Spötter
Neidisch nach die Melodieen;
Aber wie er immer schrie:
Tirili . . . tirili . . .
Wie er auch sich immer quäle,
Was er auch zusammenstehle,
Tirili . . .
Dieser Ton gelingt ihm nie,
Dieser süße Ton voll Seele:
Tirili, tirili, tirili!

Wieder tönt's wie Lenztriumphe,
Hoffnungsfreudig, mailusttrunken:
Tirili . . . tirili . . .

Aufgeweckt im nahen Sumpfe
Eifern Wasserfrosch und Unken:
„Was soll diese Melodie?
Tirili . . . tirili . . .
Undeutsch klingen Text und Noten
Dieser fremden Frühlingsboten —
Tirili . . .
National sei der Geschmack
Aller wahren Patrioten . . .
Quak, quak, quak!"

Chor:

Undeutsch klingen Text und Noten
Dieser fremden Frühlingsboten,
Die ja doch in unsern Zonen
Nur als Sommerfrischler wohnen . . .
Singt im Nationalgeschmack
Den Päan der Autochthonen:
Quak, quak, quak!

TRAUER

1.

Ein unbezwingbar dunkler Hang
Läßt oft durch dornverschlungne Pfade
Mich einsam schweifen Tage lang
Am schilfumsäumten Seegestade.

Rings Wald und Moor. Wie schwül die Luft!
Die Wildnis hier, wie abgelegen!
Gleich einer dunkelgrünen Gruft
Gähnt schweigend mir der See entgegen.

Ein Wasserhuhn huscht scheu empor
Und duckt sich wieder unterm Schilfe:
Gedehnt und klagend tönt vom Moor
Ein Laut oft, wie ein Ruf um Hilfe.

Ein Geier schwebt mit schrillem Pfiff
Hoch über meinem Haupt im Blauen . . .
Am Strande liegt ein leckes Schiff,
Wie eine Leiche anzuschauen.

Und fernher, kalt und feierlich,
Starrt das Gebirg mit seinen Gletschern;
Es spiegelt in den Wellen sich,
Die ums versunkne Pfahldorf plätschern.

2.

Schon ein Mal in der Sommerzeit
Hab ich in meinen Jugendjahren,
Von seiner wilden Einsamkeit
Durchschauert, diesen See befahren.

Ich starrte träumerisch am Bug
Ins Bodenlose; doch am Ruder,
Aufrecht, den schlanken Kahn im Flug
Hinjagend, stand mein jüngrer Bruder.

Ein Jüngling, ganz nach meiner Wahl,
Mit starkem Wollen, kühnem Streben;
Mein eigen Leben tausendmal
Hätt' ich für seines hingegeben.

Wie stand er da, ein Bild der Kraft!
Und mußte doch, von plumpen Händen
Des rohen Zufalls hingerafft,
So früh, so jäh und ruhmlos enden!

Euch hab ich oft in meinem Gram
Beneidet, deren fromm Empfinden
Das, was der Tod hienieden nahm,
Im Jenseits wieder hofft zu finden.

Ihr lebt im schönen Wahne fort . . .
Euch ward ein Trost . . . Ich kenne keinen,
Als an dem menschenleersten Ort
Den liebsten Toten zu beweinen.

THALATTA

1.

Wie süß ist's, von wonnigen
Lüften umhaucht,
Den Blick in den sonnigen
Äther getaucht,

Entflohen dem eiligen,
Hastigen Tun,
Am Busen des heiligen
Meeres zu ruhn!

Das Herz, wie auf schaukelnden
Wellen der Kiel
Hintreibend, den gaukelnden
Träumen ein Spiel,

Wie süß, dem verflachenden
Treiben entschlüpft,
Ringsher wie von lachenden
Kindern umhüpft,

Umkost, von unzähligen
Armen umschmiegt,
Umplätschert, in seligen
Frieden gewiegt,

Wie süß ist's, beschaulichen
Sinns, wenn sie ruht,
Zu lauschen der traulichen
Plaudernden Flut!

2.

Doch furchtbar im prächtigen
Zürnen erhebt
Die Flut sich, von mächtigen
Stürmen belebt.

Wie groß stimmt die fühlende
Brust dann, wie hehr
Das länderumspülende
Ewige Meer,

Das herrisch den faltigen
Mantel entrollt,
Den Strand mit gewaltigen
Wogen umgrollt,

Und aufweckt zerstäubenden,
Wogenden Schwalls
Den allesbetäubenden
Donner des Alls.

Jetzt öffnet es brüllenden
Tons bis zum Grund
Den schreckenerfüllenden
Gierigen Schlund,

Und heischt mit umklammernden
Armen voll Groll
Vom Menschen, dem jammernden,
Löhnung und Zoll,

Und trotzig den schäumenden
Wallenden Gischt
Ins Antlitz dem Säumenden
Wirft es und zischt,

Und fordert mit gellender
Stimme sein Recht,
Ein fesselzerschellender
Dräuender Knecht,

Und nimmt den erkorenen
Raub mit Gewalt . . .
Der sterblich Geborenen
Notschrei verhallt . . .

Doch speit es aus nächtlichen
Tiefen den Graus
Der Leichen verächtlichen
Hohns wieder aus,

Und wirft dem bekümmerten
Eigner am Strand
Den Rest der zertrümmerten
Jachten ans Land,

Und birgt die begrabenen
Schätze und zeigt
Noch lang im erhabenen
Zorn sich und schweigt,

Und beugt um den schuldigen
Sklaventribut
Aufs neu den geduldigen
Nacken der Flut.

LENZFRÜHE

Lang seufzt ich vergebens . . .
Es war mir im Drang
Und Unmut des Lebens
Verstummt der Gesang.

Nun bauen die Sänger
Des Waldes ihr Nest;
Nun halten mich länger
Die Sorgen nicht fest.

Die Sorgen, die eisig
Das Herz mir umschnürt,
Hat alle der Zeisig
Und Buchfink entführt.

Welch üppiges Blühen
In Wald und Geheg!
Die Qualen und Mühen,
Nun jauchz ich sie weg!

Frühauf aus dem Bette,
Durch Wald und Gesträuch . . .
Ich pfeif um die Wette,
Ihr Vögel, mit euch!

Ich singe und pfeife,
So wie mir's gefällt,
Durchschwärme, durchschweife
Die lachende Welt . . .

Und sättige wieder
Des Herzens Begier . . .
Auch hab ich ja Lieder
Und Flügel wie ihr!

WALDSTURM

Es blasen und rasen
Die Winde daher,
Erfassen die Massen
Des Walds wie ein Meer,
Umtoben hoch oben
Dem Adler den Horst,
Umheulen die Säulen
Im stämmigen Forst,
Zerzausen mit Brausen,
Was niedrig und dicht,
Und schonen die Kronen-
Gewaltigen nicht.

Nun einen den Kleinen
Sich Große zum Rat,
Zu wehren den schweren
Gefahren im Staat.
Die Tannen verbannen
Jetzt Hoffart und Trutz;
Die Linden empfinden
Bedürfnis nach Schutz,
Es suchen die Buchen
Stütze und Halt,
Es wiegt sie und biegt sie
Des Windes Gewalt;
Die Eichen, sie reichen
Trotz fürstlichem Stand
Dem niederen, biederen
Pöbel die Hand.
Sie fassen und lassen,
Im Sturmesgetos
Geschüttelt, gerüttelt,
Mit Seufzen sich los;
Sie recken und strecken
Aufs neu das Geäst,
Die Wipfel und Gipfel,
Sie halten sich fest.
Und alle, vom Falle
Gemeinsam bedroht,
Sie jammern und klammern
Sich an in der Not.
Doch scheidet und meidet
Sich alles im Reich
Des Waldes, sobald es
Gerettet, sogleich.

Die Wipfel und Gipfel,
Der Busch und der Baum,
Sie trennen sich . . . kennen sich,
Grüßen sich kaum.
Die Eichen zum Zeichen
Der Macht, wie zuvor,
Sie ragen und tragen
Die Kronen empor.
Es richten die Fichten
Sich vornehm und kühl
Nach oben, gehoben
Vom Standesgefühl.
Und jeder, der weder
Geknickt noch zerfetzt,
Hebt wieder die Glieder
Und brüstet sich jetzt
So protzig und trotzig
In herrischem Stolz
Und dehnt sich und wähnt sich
Aus besserem Holz.

Ich sehe mit Wehe
Im Los des Vereins
Der Wildnis ein Bildnis
Des menschlichen Seins.

EPISTELN UND ZEITGEDICHTE

EPISTELN

I.

DEUTSCHES DICHTERLOS

(An einen jungen Poeten)

Noch träumst du von den Kränzen des Ruhms
Einer glänzenden Carriere,
Du Kandidat des Märtyrtums
Der deutschen Dichtermisere.

An eines Abgrunds blumigem Saum
Tänzelst du harmlos den Reigen;
Dir wachsen Wunder an jedem Baum,
Dein Himmel hängt voll Geigen.

Du sendest die Erstlinge aus; dir glüht
Die Wange; du weinst in süßer
Erwartung . . . ein Blatt für „Geist und Gemüt"
Behält sie als Lückenbüßer.

Du ladest dich bei den Göttern zu Gast
Und erhebst dich übers Gesindel
In kühnem Begeisterungsflug; dich erfaßt
Der bekannte Unsterblichkeitsschwindel.

So schwärmst du . . . Jahre gehn herum;
Du erschienst, in Goldschnitt gebunden,
So wirksam verlegt, daß das Publikum
Dich nimmermehr gefunden.

Doch ja; man bittet dich dort und hier
Zum Tee . . . Du vernimmst ein Gewimmer;
Es wispert mit oder ohne Klavier
Deine Verse ein Frauenzimmer.

Der Hofrat gähnt . . . Der Bankier ruft:
„Nicht übel!" Die Gattin: „Wahrhaft
Beautyful!" Doch der Weihrauchduft
Ist mehr berauschend als nahrhaft.

Und wenn die Weihrauchwolken verwehn
Und der Beifall hysterischer Frauen,
Dann wirst du allmählich Dinge sehn,
Die dich nur mäßig erbauen.

Du hoffst noch immer; indes mit der Zeit
Die Schwingen den Dienst versagen;
Du fühlst eine seltsame Nüchternheit
Im Kopf und besonders — im Magen.

Wohl kann man als Intrigant mit List
Noch deutsche Höfchen umlungern;
Doch wenn du wirklich ein Dichter bist,
Dann wirst du auch wirklich verhungern.

Zwar, wie es verschiedene Pflanzen hat
Im deutschen Dichtergarten,
So gibt es, bist du lebenssatt,
Auch verschiedene Todesarten.

Und wenn du gestorben — was immer dein Teil:
Not, Selbstmord, Gemütsvergiftung —
Dein Bildnis bringt das Organ des Herrn Keil,
Dich begräbt die Schillerstiftung.

Und schlüge noch das teutsche Herz
Des alten Ludwig von Bayern,
Du würdest in Marmor oder in Erz
Deine Auferstehung feiern.

Herr Ludewig und sein Künstlertraum,
Sie wurden beide zu Staube;
Die Jungfer Marlitt beherrscht den Raum
In den Spalten der Gartenlaube.

Und befaßt sich die Schillerstiftung nicht mehr
Mit deutschen Dichterschatten,
Dann lebt noch ein Rezensentenheer . . .
Das wird dich sicher bestatten.

So sicher: Kein Hahn wird nach dir schrein,
Es schweigen alle Trompeten . . .
Du brauchst deshalb nicht in den „Verein
Für prunklose Bestattung" zu treten.

II.

EINEM FREUNDE

Bilder von dem heutigen Stande
Der Kultur im deutschen Lande,
Winke wünschest du mitunter . . .
Danke schön! es steht recht munter.

Seit die Literarfabriken
Unsern Schönheitssinn erquicken,
Feiern Dichter und Verfasser;
Denn ihr Handwerk geht am Wasser.

Geht am Wasser, geht am Dampfe . . .
In dem großen Bildungskampfe
Stehen nebst des Geistes Essen
Fünfzehntausend Dampfdruckpressen.

Diese Monstredampfmaschinen
Muß ein Mohrenvolk bedienen,
Daß es unsrer Bildungsmutter
Presse nicht gebricht an Futter.

Zwar ich habe ihrer Pressen
Pferdekräftezahl vergessen —
Leipzig, Stuttgart, Hildburghausen —
Doch ich denke dran mit Grausen,

Was in Deutschland die Verleger
Als der „wahren Bildung" Träger
Mit so vielen Pferdekräften
Leisten in Kulturgeschäften.

Alles wird mit Dampf betrieben,
Nur gedruckt, nicht mehr geschrieben;
Unsre Literaten-Mohren
Sind ja nur zum Druck geboren.

Einst, wenn der Kulturbediente
Deutschlands ganz entwöhnt der Tinte,
Bricht dem Sprichwort auch die Spitze
Daß er „in der Tinte sitze."

III.

AVE IMPERATOR, MORITURI TE SALUTANT!

Du schilderst der Dichter Misere so groß;
Doch find ich ihr Schicksal nicht schlechter
Als etwa das bekannte Los
Der berühmten römischen Fechter.

Mit Menschen und Tieren kämpften sie,
Im Tod noch die Schmerzen verhehlend;
Uns aber verfolgen nur Critici,
Die Not und das lumpige Elend.

Drum bekränze dein Haupt und salbe den Leib
Und schärfe die Spitze der Feder,
Und zieh getrost zum Zeitvertreib
Der Nation vom Leder!

Noch ist es Zeit; besinn dich indes!
Geschlossen ist noch die Schranke . . .
Morari inter homines
Wär' auch ein schöner Gedanke.

Jedoch ich kenne deine Begier
Nach Ruhm . . . vox sua lena
Fuit; . . . so öffnet sich denn vor dir
Die deutsche Dichterarena.

Du trittst hinein, du schaust dich um
Nach Cäsarn und siehst sie mit nichten;
So wirst du ans deutsche Publikum
Den Gruß der Sterbenden richten.

Statt von Togaträgern wirst du fixiert
Von Rezensenten, mißstimmten;
„Euch grüßen", stotterst du etwas geniert,
„Die zu rühmlichem Tode Bestimmten."

Der Kampf beginnt. Zwar bedroht dich kein Tier,
Nicht Löwe, noch Hyäne;
Du fichtst mit dem Schicksal. Doch zeigt es sich schier
So schnöd oft und grausam wie jene.

Sieh zu, daß du wider das schlimmste Geschick
Dich immer mit Anmut verteidigst,
Und daß du den schönheitsbedürftigen Blick
Der Menge nicht beleidigst!

Zeig weder Schmerzen noch Verdruß
Und klage nicht pathetisch!
Der Anblick der Qualen ist kein Genuß,
Der Jammer ist nicht ästhetisch.

Und hast du endlich mit Mut oder List
Das Scheusal glücklich gebändigt,
Und jauchzt dir die Menge Beifall, und ist
Der erste Kampf geendigt:

Dann bewundern dich Frauen mit Blicken der Gunst
Und werfen dir Rosen zu Füßen;
Dann nahen dir auch die Genossen der Kunst,
Deine Gegner, das Handwerk zu grüßen.

Sie kommen aus keiner Fechterschul,
Von keinem berühmten Lanisten;
Sie kommen gewöhnlich vom Schreiberstuhl,
Aus der Bande der Journalisten.

Von Logik verstehn diese Fechter nicht viel,
Ihre Gründe sind selten triftig;
Doch führen sie meist einen wirksamen Stil,
Einen Stil, der recht spitz ist und giftig.

Und nun beginnt der andre Strauß,
Der Vielkampf mit deinen Kollegen;
Sie sehen so freundlich und harmlos aus
Und treten dir heimlich entgegen.

Und hast du den einen und andern erst
Geworfen, so fleht er dich bäuchlings
Um Schonung; doch wenn du den Rücken ihm kehrst,
Durchspießt dich der Tapfere meuchlings.

Sie nahn dir mit Schmeicheln und möchten doch nur
Dich unversehens erdolchen . . .
Mein Freund, das ist eine heikle Mensur;
Drum nimm dich in acht vor den Strolchen!

Trifft einer dich ins Herz hinein,
Zeig's nicht in deinen Zügen,
Und gib dir vor der Welt den Schein,
Als empfändst du das tiefste Vergnügen!

Ficht stolz und schön! Mit leichtem Sinn
Empfange jede Wunde,
Und sprudelt dein Blut, dein Herzblut hin,
Laß es sprudeln mit lachendem Munde!

Doch hast du mit Kühnheit, mit Eleganz
Und Anmut im Muskelspiele
Dich sattsam bewährt im Waffentanz,
Und warfst du der Gegner viele,

Und stieg das Int'resse, das du geweckt,
In wachsender Entfaltung,
Dann, Teuerster, kommt erst der Haupteffekt,
Das „Sterben in schöner Haltung."

In diesem Punkt erst offenbart
Sich der Meister auch hier zu Lande
Wegen der eigentümlichen Todesart,
Die üblich bei unserm Stande.

Drum entsag dem Genuß und entbehre das Brot
Und übe dich bei Zeiten!
Ein graziöser Hungertod
Hat stets seine Schwierigkeiten.

AN **

Freund, in allzuhohem Stile
Dichtest du nun schon seit Jahren;
Ach, du könntest dir ersparen
Diese schönen Hochgefühle!

Die Gedanken auszureifen,
Widerspricht schon längst der Mode.
Als ein lachender Rhapsode
Lerne Welt und Zeit begreifen!

Beide wirst du, statt mit Klagen
Oder ethischer Betrachtung,
Nur in schweigender Verachtung
Oder mit Humor ertragen.

MAHNUNG

Richte dich empor, in strammer
Haltung schlage deine Klinge!
Kämpfe, tobe; aber singe
Nicht in solchem Katzenjammer!

Hast du allzu tief die Sorgen
Und die Not der Zeit empfunden,
O, so halte deine Wunden
Vor dem Spott der Welt verborgen!

Ihrem schadenfrohen Blicke
Zeige deine ganze Würde!
Wird dir allzu schwer die Bürde
Und erliegst du dem Geschicke:

Biete deine Brust, die bloße,
Trotzend ihrem Hohngelächter,
Als ein eleganter Fechter
Stolz und schön dem Todesstoße!

AN EINEN FREUND

Nimm dieses Leben nicht so ernst!
Possierlich ist's im allgemeinen . . .
Je besser du es kennen lernst,
Je muntrer wird es dir erscheinen.

Kein Drama ist's im großen Stil,
Wie du dir denkst, mit Schuld und Sühne;
Es ist ein derbes Possenspiel
Auf einer Dilettantenbühne.

Zwar wär's nicht halb so jämmerlich,
Wenn nur die Leute besser spielten,
Und wenn die Lustigmacher sich
Nicht immerdar für Helden hielten.

AUF MELCHIOR MEYR

Du spannst an der Gedankenspule,
Und keinem Wurme tatst du weh;
Noch stammte aus der alten Schule
Dein philosophisch A-B-C.

Die schreiendsten Konflikte gütlich
Zu schlichten, warest du gewöhnt;
Wie hat sich alles so gemütlich
Bei dir umarmt, ergänzt, versöhnt!

Du fandest alles wohl „hienieden"
Und „jenseits" alles wohl bestellt;
Du lebtest mit dir selbst in Frieden,
In Frieden hin mit „Gott und Welt."

Nur ein Mal schien dir fast zu trocken
Der Ton, und ein politisch Buch
Schriebst du, beinahe selbst erschrocken
Ob dem vermessenen Versuch.

Den Geistern, welche „stets verneinten",
In deiner frommen Art zu nahn,
Riskiertest du die wohlgemeinten
„Gespräche mit dem Grobian."

Da kam und schloß die milde Lippe,
Die gläubige, dir für immer fest
Der Grobian mit seiner Hippe,
Der gar nicht mit sich sprechen läßt.

FEUDALER JAMMER

Tempora mutantur.

Hans Rechberg trank ennetbirgischen Wein,
War munter und guter Dinge;
Er sprach zu Thomas von Falkenstein:
„Du schlägst eine gute Klinge!

Du schlägst eine Klinge . . . im ganzen Land
Kann keiner mit dir sich messen,
Und dennoch verlorst du unter der Hand
Die Schlösser, so du besessen!"

Doch dieser sprach in jähem Grimm
Und stürzte seinen Humpen:
„Beim heiligen Georg! die Zeit ist schlimm . . .
Und niemand mag mir pumpen.

Vom Stegreif lebt sich's auch nur schlecht,
Wir brauchen Tafft und Zindel,
Und frech vom Leder zieht der Knecht
Und das schnöde Krämergesindel.

Die Zeit ist schlimm . . . mir vergeht der Geschmack
Am Wegelagern und Balgen . . .
Ich wollte, das Bauern- und Bürgerpack,
Es hinge am höchsten Galgen.

Kein fröhlicher Krieg ist mehr im Land,
Kein Geschäft mehr hinter der Hecke . . .
Ich glaube, es wachsen unserm Stand
Über den Kopf die Pfeffersäcke!"

Und Rechberg sprach: „Fast hast du recht,
Die Not der Zeit ist bitter!
Doch bleibt das Volk stets ein dienstbar Geschlecht,
Wir bleiben stets Grafen und Ritter.

Und wie es zu allen Zeiten geschah,
Geschieht es zu allen Zeiten:
Die Klugheit der einen ist dazu da,
Auf der Dummheit der andern zu reiten.

Laß Schätze sie häufen und pflügen das Land,
Laß sie schaffen und sammeln wie Bienen! . . .
Wir leben als privilegierter Stand
Nur um so muntrer aus ihnen.

Laß ihnen die Mühsal, laß ihnen den Schmutz,
Laß sie knacken die härteren Nüsse
Des Daseins! . . . uns bleiben der adlige Trutz
Und die feineren Lebensgenüsse!

Und wenn man das Volk nicht zu ködern mehr weiß,
Dann wird das Haar geschoren:
Wir machen als Pfaffen die Hölle ihm heiß
Und ziehn ihm das Fell über die Ohren!"

EINE MUNTERE ALTERNATIVE

Du Mann der doktrinären Zunft,
Entscheide dich . . . klar stehn die Dinge:
Hier brennt die Fackel der Vernunft,
Dort sind die dreißig Silberlinge.

Dort dräut der Bann des Vatikans,
Und hier der Hammer, ihn zu sprengen;
Hier winkt das Kreuz des Pöbelwahns
Und dort der Strick, dich dran zu hängen.

AUF GEGENSEITIGKEIT

Wir leben in einer praktischen Zeit,
Und alles treibt sich gewerblich;
Vermittelst Gegenseitigkeit
Wird jeder Lump unsterblich.

Drum, wenn du meinem Stern vertraust,
So wollen wir uns vereinen.
Wofern du meinen Juden haust,
So hau ich auch den deinen.

Wenn du recht emsig darüber streichst,
So ähnelt dem Golde das Messing,
Und wenn du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich ich dich mit Lessing.

ZEITGEDICHTE

I.

Ihr, die ihr tapfer zogt vom Leder
Und die ihr nach geschlagnen Schlachten
So artig seid, nicht zu verachten,
Was ich geleistet mit der Feder,

Verlangt nicht, daß in matten Bildern
Ich diese Zeit von Blut und Eisen
Mit meinen leichten Liederweisen
Jemals versuche nachzuschildern.

Hätt' ich selbst mit euch die Gefahren
Geteilt bei dieser Schilderhebung,
Wie ich für Deutschlands Neubelebung
Im Kampfe stand seit fünfzehn Jahren:

Wie könnt' ich wähnen, im Gedichte
Mit Worten je hinanzureichen
An Taten, welche ihresgleichen
Nicht finden in der Weltgeschichte?

II.

Kaum senkt der müde Krieg die Sichel,
Steht für ein stattlich Völkerhaus
Das Baugerüste da; der Michel
Trat seine Knabenschuhe aus.

Hielt auch entzweit seit langen Jahren
Euch eigner Zwist und fremder Neid,
Ein Jahr des Ruhms und der Gefahren
Bewies euch, daß ihr Brüder seid.

Und Süd und Nord, so lang geschieden,
Erkennen froh, seit sie gesellt,
Daß dieser deutsche Völkerfrieden
Den Frieden sichert aller Welt.

III.

Der Chassepot schweigt, die Mitrailleuse,
Zerfetzt ist eines Thrones Samt . . .
Kein Gum und keine Petroleuse
Pfuscht in der Klio heilig Amt.

Und wieder walten Treu und Glaube,
Von keinem welschen Trug entstellt . . .
Der deutsche Geist tritt aus dem Staube
Und setzt sich auf den Thron der Welt.

IN ERZÄHLENDEM TONE

(STUDIEN, ROMANZEN, BALLADEN)

AUS DER FRÜHEN ZEIT

DIE GEFANGENEN JUDEN

(Psalm 137)

Am Euphrat lagerten die Scharen.
Die schönsten Frauen ehedem,
Jetzt bleich, mit aufgelösten Haaren,
Die Stirn gefurcht, doch nicht von Jahren,
Sie klagten um Jerusalem.
Sie hatten nichts, den Leib zu kleiden,
Und ihre Tränen flossen lind;
Die Harfen hingen an den Weiden,
Und durch die Saiten strich der Wind.

„Fluch euch, die unsre Söhne mähten!
Was haben wir, o Herr! verfehlt?
Einst sandtest du uns doch Propheten;
Was willst du nun dein Volk zertreten,
Das Volk, das du dir auserwählt?
Der Väter Land gibst du den Heiden;
Wohin, Jehova! soll dein Kind?"
Die Harfen hingen an den Weiden,
Und durch die Saiten strich der Wind.

Da rauscht es leis in Schilf und Halmen,
Da weht es her von Hain und Fels,
Rings zog ein Flüstern durch die Palmen;
Da beteten und sangen Psalmen
Die flüchtigen Kinder Israels.
„Heil denen, Heil! die treu im Leiden
Dem Glauben ihrer Väter sind!"
Die Harfen hingen an den Weiden,
Und durch die Saiten strich der Wind.

DAS MÄDCHEN VON DEBRECZIN

„Du braunes Mädchen von Debreczin
Deine Augen von dunklem Feuer glühn,
Dein Mündchen blühend rot und klein
Muß süßer noch als Honig sein!"

„„Und wenn meine Augen wie Feuer glühn,
Noch heißer glüht es im Herzen drin,
Und wenn mein Mund von Honig fließt,
Warum wird der Honig nicht weggeküßt?""

„Du braunes Mädchen von Debreczin!
Meine Pferde auf fetter Weide ziehn,
Viele Leute sind mein und viel reiches Land;
Das alles gäb' ich um deine Hand!"

„„Wohl habt ihr Land und Leute viel,
Und es freut mich, daß ich euch wohlgefiel,
Doch frei wie der Wind über die Heide jagt,
Werd nimmer ich eines Herren Magd!""

Und matt und müde im Sonnenbrand
Durchzieht eine Bande spielend das Land.

Die braune Maid von Debreczin
Schlägt funkelnden Blicks das Tamburin.

Auf dem Rücken trägt sie ihr jüngstes Kind,
Und frei über die Heide streicht der Wind.

WEIBERTREUE

Don Alfonso! Don Alfonso!
Brauner Ritter von Kastilien!
Sag, was trägst du in dem Schilde
Und am Helme weiße Lilien?

„Weiße Lilien, weiße Lilien,
Das sind meiner Dame Zeichen,
Die an Reinheit und an Treue
In Kastilien ohne gleichen!"

Weibertreue, Don Alfonso!
Ist ein Wahn, bei meiner Ehre!
Denn so keusch ist keine Lilie,
Daß sie nicht zu brechen wäre.

„Eine weiße Lilie kenn ich,
Welche nimmermehr zu brechen;
Eine blanke Klinge weiß ich,
Die bereit, den Schimpf zu rächen!"

Auf des Spaniers Schilde blühen
Seines Blutes rote Rosen;
In den Armen seiner Dame
Ruht ein Herzog der Franzosen.

DIE ROSE

(Nach einem Grimmschen Märchen)

„Sieh, als heut morgen beim Hahnenschrei
Ich, Holz zu lesen, ging in den Wald,
Kam ein schönes, fremdes Kind alsbald
Und trug mir das Holz herbei.

Mütterchen! Wie heißt das Kind?
Seine Wangen rosig, das Gesichtchen rund,
Sein Haar blondlockig, lächelnd der Mund,
Seine Augen wie Veilchen sind.

Mütterchen! Die Knospe hier
Gab mir das schöne, fremde Kind,
Sprechend: ‚Wenn erschlossen zur Rose sind
Die Blätter, komm ich zu dir!'"

Verwundert schüttelt das Mütterlein
Ungläubig hin und her den Kopf;
Mit Wasser füllt es einen Topf
Und stellt die Knospe ein.

Und einst, als auf die nahen Höhn
Den Purpur warf das Morgenrot,
Da lag das Kind, geküßt vom Tod,
In seinem Bette, bleich und schön

Und sieh! Erblüht in voller Pracht
War aus der Knospe auch die Ros;
So wurden ihrer Hüllen los
Zwei Blumenseelen über Nacht.

VOR CREMONA

(Nach Tacitus hist. III, 22—26)

Vor Cremona wälzt die Schlacht sich, die kein Cäsar hat geboten,
Legt, ein Leichentuch, die Nacht sich auf die Sterbenden und Toten,
Hüllt die Kämpfer, daß im Dunkeln Freund und Feind erliegt den Streichen,

Nur die goldnen Adler funkeln, der Getrennten gleiche Zeichen;
Dicht Kohorte an Kohorte, gleiche Waffen zum Verheeren,
Und der beiden Losungsworte sind bekannt in beiden Heeren.
Wogend hin und her gewaltig, unentscheidend, wütend, gräßlich
Rast Vernichtung vielgestaltig, schwillt das Blutbad unermeßlich,
Mischt Tribunen, Centurionen, Krieger, Troß im Todeskrampfe, —
An die dreizehn Legionen morden sich im Bruderkampfe.
Und der Mond geht auf; die Nachtbahn schleicht er hin in Ruh, in träger,
Dem Gemetzel auf dem Schlachtplan nur ein bleicher Fackelträger,
Wirft der Flavianer Schatten lang aufs Feld hin, wie Giganten,
Auf den Feind den Strahl, den matten, dem Verderben zugewandten.
Und es naht das Licht der Sonnen; heftiger wird der Kampf erneuert;
Die ermüdeten Kolonnen hat Anton aufs neu befeuert.
Siegend dringt er vor, durchbrechend rings den Feind und ihn umschlingend;
Dieser wankt, doch würgend, rächend und manipelweise ringend.
Wo sich Mut und Ruhmdurst paaren mit der Kunst, der vielgelernten,

Bei den schlachtgewohnten Scharen hält der Tod die reichsten Ernten.
Die Legion der Galbianer, rachefordernd, heiß, verwegen,
Stellt der Hort der Vitellianer, stellt die rapax sich entgegen.
In der Hand die blutige Wehre, ebenbürt'ge Gegner suchend,
Fällt die Blüte beider Heere, ruhmlos, selbst verflucht und fluchend.
Plötzlich hat, als wär' geendet Kampf und Mord in rascher Wandlung,
Aller Blick' auf sich gewendet eines Kriegers seltne Handlung.
Gramgebeugt das Haupt, das bleiche, gräbt ein Grab er im Gefilde;
Auf der Schulter eine Leiche trägt und deckt er mit dem Schilde.
„Seinen eignen Vater morden!" ruft er, — „o nicht mir, ihr Manen,
Zürnt, daß es Verbrechen worden, treu zu bleiben seinen Fahnen!
O wie oft soll sich erneuern diese Schmach noch, Römerbürger!
Daß am Bruder, daß am teuern Vater wird der Sohn zum Würger!
Daß ein Wütrich Imperator sei für wenige Kalenden,
Müssen für den Triumphator Römer so durch Römer enden?
Mannkraft ward uns, zum Berufe, Rom zu schützen vor Barbaren;
Doch man wirft sie hin als Stufe zu dem Throne der Cäsaren.

Fluch dem Bürgerkrieg! seit Sulla hieß mit Bruderblut uns färben;
Fluch ihm, denn an dieser Skylla wirst du, hohes Rom, verderben!"
Also klagend mit dem Schwerte, mit dem blanken Wurfspieß hat er
Aufgewühlt die blutige Erde, senkt hinein den toten Vater;
Und bewundernd, fluchend, grausend stehn Besiegte da und Sieger,
Selber schmerzbewegt an tausend um den schmerzbewegten Krieger.
„Brüder sind wir hier und dorten!" wie ein Blitz bei dem Gedanken
Zuckt es rings durch die Kohorten, und die Legionen schwanken.
Doch, ein Schlachtgott, zu den Siegern eilt Anton, die Reihn zu ordnen,
Wiederum zu grimmen Tigern wandelnd die fast Menschgewordnen.
Prätorianer, Hilfsvolk, Reiter spornt er an mit Donnerworten, —
Über Leichenhaufen weiter rast das Morden der Kohorten. —

AUS DER SPÄTEN ZEIT

CANNÄ

Die Schlacht war aus. Der Punier Heer mit Cymbeln und mit Paukenschall
Umtoste wie ein brausend Meer den Schlachtenlenker Hannibal.

Und über Cannäs Felder ritt er vor dem Heergefolg und Troß;
Auf Römerleichen Schritt für Schritt trat sein numidisch Lieblingsroß.

Die Hand an seines Schwertes Knauf beschaut der Feldherr Mann um Mann.
Oft blitzt sein Auge leuchtend auf; doch niemand ahnte, was er sann.

Und siehe . . . Mitten im Gefild, bei toten Feinden, nah dem Fluß
Liegt tot auf dem geborstnen Schild der Römer Stolz, Ämilius.

Und der Barkide steigt vom Pferd, neigt sich zur Leiche, tief gerührt,
Und spricht: Hier brach das beste Schwert, das eine Römerfaust geführt.

Kantabrer, auf! Noch diesen Tag setzt mit dem Toten übern Strom.
Bestatten seinen Konsul mag mit Ehren das gebeugte Rom.

Voll Haß und bittrer Feindschaft stand ich kämpfend wider ihn im Feld.
Nun reich ich ihm versöhnt die Hand. Den toten Helden ehrt ein Held.

So sprach er, und sein scheuend Tier bestieg der Punier wiederum,
Und wieder übers Schlachtrevier ritt er, in sich gekehrt und stumm.

Vom Punierlager, fern und dumpf, mit Zinkenschall und Tubaton
Den Feldherrn grüßend im Triumph aufjauchzt die heilige Legion.

Die Hand an seines Schwertes Knauf, sieht er die Toten, Mann um Mann.
Oft blitzt sein Auge leuchtend auf; doch niemand wußte, was er sann.

Nur einmal, wie vom Geist Homers bewegt, sprach er zu Sosilos
Der Ilias berühmten Vers vom Blätterfall und Menschenlos.

HERR HEINRICH, GRAF VON TOGGENBURG

Herr Heinrich, Graf von Toggenburg
Macht manchen scharfen Ritt;
Doch wie ein Schatten reitet stets
Des Herzens Unrast mit.

„Ich verstieß mein Gemahl; ich erschlug im Zorn
Meinen Knappen im tiefen Tann —
Verloren hab ich das treuste Weib,
Verloren den treusten Mann!

Ich stiftete der Messen viel;
Mit Muschelhut und Stab,
Ein Büßender im Pilgergewand,
Zog ich zum heiligen Grab.

Manch Kloster hab ich reich beschenkt,
Hab gebaut einen stattlichen Dom;
Dafür sprach mich von Sünden frei
Der heilige Vater in Rom.

Nun wär' ich der Verdammung quitt,
Wovon der Pfaffe spricht;
Doch trag ich die Hölle in meiner Brust,
Und dieser entrinn ich nicht.

Was hilft mir Kreuzfahrt, was der Papst,
Der binden und lösen kann? . . .
Verloren hab ich das treuste Weib,
Verloren den treusten Mann.

DER THAN VON DUNBAR

(Schottisch)

ROBIN

I.

Robin, der Than von Dunbarschloß,
Der schwingt sich auf sein gutes Roß
Und sagt: „So lang noch frei die Hand,
Soll sie kämpfen gegen Engelland.
Leb wohl, Lady Anna!"

Das ist der Than von Dunbarschloß;
Es brach sein Schwert, es sank sein Roß.
Auf seinem Rücken schnürt ein Strang
Die Hände; er tut den letzten Gang.
„Leb wohl, Lady Anna!"

„Lady Anna, wie ist die Welt so reich,
Dein Herz so treu, dein Arm so weich!
Wie bin ich jung, und wie süß ist dein Mund,
Und wie bitter ist die Todesstund!
Leb wohl, Lady Anna!"

Der Scherif harrt; zu Kilmarnock
Vom Dome läutet und jammert die Glock;
Und wenn sie verklungen bang und schrill,
Steht Robins Herz für immer still . . .
„Leb wohl, Lady Anna!"

LADY ANNA 2.

Im Klosterhof zu Kilmarnock,
Da sieht man die Nonnen ziehen;
Es duftet der Weihrauch, es läutet die Glock,
Lady Anna liegt auf den Knieen.

Sie kniet und seufzt: „Herr Jesus Christ,
Nach dir steht mein Verlangen.
Gebenedeiter, wolle mich
Als deine Braut empfangen!

Erbarm dich mein! Nur du allein
Kannst all mein Leid ermessen;
Ich will dir dienen, doch werd ich nie
Meines ersten Gemahls vergessen!

Ich will dir dienen Tag und Nacht
Mit Beten, Fasten und Weinen;
Doch wird in deinem Bildnis stets
Sein eignes Bild mir erscheinen.

Nun sei, das er so sehr geliebt,
Dies goldne Haar geschoren!
Ich habe der Welt, der schnöden Welt,
Für immer abgeschworen.

Ich schwur ihr ab und werde nie
Nach ihr zurückverlangen.
Sie hat dich gekreuzigt, Herr Jesus Christ!
Und ihn hat sie gehangen.

ROMAN

1.

Mir ist, als wär' es gestern . . .
Es duftete süß der Mai;
Du lehntest mit deinen Schwestern
Am Söller der alten Bastei.

Ich wagte, froh erschrocken,
Mich kaum in deine Näh;
Es fielen die Blütenflocken;
Es dämmerte überm See.

Wir sahen die Alpen ragen,
Wir schauten hinaus ins Land . . .
Du ließest mir unter Zagen
Deine kleine weiße Hand.

2.

Nun halt ich die Hände wieder,
Die eben am Klavier
Begleitet die süßesten Lieder —
Es waren Lieder von mir.

Wir sprechen vom Theater,
Redouten und Konzert . . .
„Wie befindet sich der Herr Vater?
Was machen die Schwestern wert?"

„Die Schwestern, groß geworden,
Heirateten alle samt.
Der Vater bekam einen Orden
Und ist noch immer im Amt.

„Der Bruder, dessen Wesen
Leichtsinnig, der seit je
Ein Tunichtgut gewesen,
Er ist jetzt bei der Armee."

So plaudern wir und scherzen
Und scheiden tief gerührt . . .
Nur was uns einst lag am Herzen,
Das lassen wir unberührt.

3.

Da liegt im Schatten der Linden
Einsam das Gotteshaus . . .
Glockenklang mit den Winden
Zittert ins Land hinaus.

Es sprudeln und plätschern die Bronnen
Wohl um die alte Abtei . . .
Im Klostergarten die Nonnen
Wandeln zwei um zwei.

Die Eine, die mich betrachtet
Senkt tiefer den Schleier aufs Kleid;
Doch tiefer noch umnachtet
Die Seele mir Reu und Leid.

SONETTE

I.

I.

AN FRÄULEIN VON E . . .

Siehst du so freundlich dort die Rose winken?
Sie scheint, umhüllt von duft'gem Silbertau,
Die Lüfte einzuatmen, lind und lau,
Die vollste Morgenwonnelust zu trinken.

Der Mittag naht, die Sonnenstrahlen blinken
So brennend heiß hernieder auf die Au;
Das zarte Grün, sie wandeln es in Grau; —
Sieh dort verdorrt zur Erd die Rose sinken!

O halte fest des Glaubens süßen Traum,
Der, wie der Tau im Kelch der Rose, ruht
In deinem reinen, kindlichen Gemüt!

O pflücke nie von der Erkenntnis Baum!
Der Trieb des Forschens sengt wie Sonnenglut,
Von der des Lebens Blumenreiz verblüht.

II.

AN —

(Mit Liedern)

Mein Streben war ein ewiges Verneinen.
Ich wußte nichts zu schaffen, nichts zu bauen;
Untätig schweift ich tagelang in rauhen
Pfadlosen Gegenden, in dunkeln Hainen.

Und oftmals mußt ich weinen, bitter weinen,
Sah ich mit braunem Antlitz, busch'gen Brauen
Vergnügt den Hölzer seine Tannen hauen;
Dem wurde ein Beruf; ich hatte keinen.

Da kamst du und du gabst mir eine Richtung.
Du wußtest meine Seele wach zu küssen;
Aufschloßst du sie mit einem Mosesstabe.

Und hoch auf sprudelte der Quell der Dichtung.
Drum leg ich diese Schöpfung dir zu Füßen;
Es ist nur Rückerstattung deiner Gabe.

III.

AN —

Ich weiß es wohl, wie du in deinem Schoße
Wie ein verwöhntes Kind mich stets geborgen;
Dein Antlitz ist ein lichter Frühlingsmorgen,
Und deine Stimme ist mir Lenzgekose.

Der Leiden wurden viele dir zum Lose,
Doch hast du mir verschwiegen deine Sorgen;
Den Dorn im Herzen hältst du stets verborgen
Und bietest lächelnd mir die duft'ge Rose.

Um deine Huld und Großmut zu erwidern,
Setz ich ein Denkmal, nicht in Stein und Erzen,
Nein, unvergänglich dir in meinen Liedern.

Ich sah dich groß im Glücke wie in Schmerzen!
Und daß dich niemand jemals mög' erniedern,
Ward dir der Thron in einem Dichterherzen.

IV.

O Weib! Die Seele du von meinem Leben,
Den müden Schwimmer auf bewegten Wogen
Hast du herauf an deine Brust gezogen,
Hast alles, eine Zukunft ihm gegeben.

Nur ein unsterblich Lied, dich zu erheben,
Nur einen jener hochgewölbten Bogen,
Durch die in Rom Triumphatoren zogen,
Möcht ich dir baun, doch ist umsonst mein Streben.

Du drückst mich an die Brust und schweigst und lächelst
Mit einem Blick, drin Huld und Mitleid liegt,
Als ob ein krankes Kind im Arm du hättest.

Indes du Kühlung meiner Stirne fächelst
Und mir das Haar, das um die Schläfe fliegt,
Mit weicher Sammethand liebkosend glättest.

V.

EIN WORT

Ein ganzer Himmel war mir einst beschieden,
Als deinen schönen Leib mein Arm umfangen;
Der Frühling blühte, und die Lerchen sangen,
In dies bewegte Herz ergoß sich Frieden.

Ein einzig Wort, — o hättest du's vermieden! —
Du sprachst es aus, und alle Bande sprangen,
Die liebend unsre Seelen einst umschlangen,
Und ach! — auf ewig sind wir nun geschieden.

Zwar wird auf mich, den fürder Nimmerfrohen,
Noch manche Qual der heißen Sehnsucht lauern,
Bis dein geliebtes Bild mir ganz entflohen.

Einsam, verwaist, wird meine Seele trauern,
Vergleichbar jenen Blumen, die beim rohen
Berühren in sich selbst zusammenschauern.

VI.

AN —

Wie in den Abgrund sieht ein Kind mit Zagen,
So sieh dies Herz, zerrissen und voll Wunden,
Ein Herz, das einst das höchste Glück empfunden;
Komm, sieh, und lern dein eigen Leid ertragen.

Sieh diesen Geist, der einst in schöneren Tagen
So hoch gestrebt, so stolz und ungebunden,
Im Staube nun, vom Schicksal überwunden,
Wie eine Eiche, die der Blitz erschlagen.

Und wirst du einst in spätern Zeiten dich,
Ausruhend an des Glückes klaren Quellen,
Entsinnen meiner, der dir längst verblich:

Dann, wie um Leichensteine Immortellen,
Dann werden zur Erinnerung an mich
Sich Tränen deines Mitleids wohl gesellen. —

VII.

NEUER FRÜHLING

In alten Zeiten bei des Mais Beginnen
Erbaute man ein Schloß mit Turm und Graben,
Das Jünglinge mit Kampf und Sturm umgaben,
Und Jungfraun standen wehrend auf den Zinnen.

Nach außen warf man Blumen und nach innen;
Und endlich boten, wenn sie sich ergaben,
Die Jungfraun Kuß und Rose einem Knaben,
Ein Lösegeld, dem keine konnt entrinnen.

Wie lang bekämpf ich so dich schon, du Lose!
Mit meinen Liedern, Blumen zu vergleichen,
Die reichlich blühn in diesem Dichterschoße.

Doch wann wird deine Kampflust einmal weichen?
Wann endlich wirst du küssend mir die Rose,
Die schöne Rose deines Herzens reichen?

VIII.

AN —

Einst hab ich fest an meine Kraft geglaubt.
Wie hat der Ehrgeiz diese Brust durchwühlt!
Die Schläfe hab ich pochen oft gefühlt,
Als wäre sie von einem Kranz umlaubt.

Der grüne Baum der Hoffnung ist entlaubt.
Die Liebe ist's, die jetzt die Ruh mir stiehlt,
Wenn deine weiße Hand die Stirn mir kühlt,
Und in dem Schoß dir liegt mein krankes Haupt.

Wohl fahr ich wie im Traume oft empor:
„Verträumt die Jugendzeit, die hinter mir —
Wie weit das Ziel, das ich mir einst erkor!"

Doch schau ich in dein lieblich Auge dir,
Dann miß ich gern die Welt, die ich verlor;
Ich habe dich, den Himmel ja dafür!

II.

I.

AN EINEN FREUND

Ich kenne diese reisigen Berserker,
Die die Arena unsrer Zeit betreten,
Die Menschheit zu erlösen, als Athleten,
Aus dem Bestehenden, dem großen Kerker.

Es haben diese Zukunfts-Feuerwerker
Ein Schlagwort oder zwei stets als Raketen;
Der aber ist der erste der Propheten,
Dem das Organ der Stimme etwas stärker.

Nur schweigende Verachtung sei die Brüstung,
Die ehrne, dieses Volks dich zu erwehren;
Sogar ihr Haß lohnt nicht sich der Entrüstung.

Doch wolle ja nicht selbst dich drum entehren
Und deinen Geist in blanker Waffenrüstung
Gar wider eine gute Sache kehren.

II.

Das hat am Volk, das man so oft gepriesen,
Zuweilen ernstlich mich verzweifeln lassen,
Daß, wie mir scheint, die Mündigkeit der Massen,
Noch die Geschichte keiner Zeit bewiesen.

Und wenig Heil erwart ich nur von diesen,
Die mit selbsüchtigem Zweck den untern Klassen
Den Weihrauch streuend, stets auf Markt und Gassen
In ihre Jerichoposaunen bliesen.

Es muß ein fest Vertrauen zu dem Lichte
In meiner Brust sein, daß ich, solche Schreier
Von Profession seit je im Angesichte,

Daß ich doch unentwegt, trotz der Geschichte,
Trotz dem Gesindel dieser Weltbefreier
Die Blicke gläubig auf die Zukunft richte.

III.

UNSRE ZEITRICHTUNG

Nicht, daß ich dies Bestreben nicht erfasse,
Des Stoffs sich, der Materie zu bedienen;
Schon brach der Geist mit Dampf und Eisenschienen
Der Bildung und der Freiheit eine Gasse.

Nur das Extrem der Zeit ist's, das ich hasse!
Die Menschheit ward, so hat mir oft geschienen,
Zu einem ungeheuern Schwarm von Bienen.
Utilität! das ist der Ruf der Masse.

So durch ein Leben, das den Tieren eigen,
Erwerb, Krieg, Kinderzeugung und so weiter,
Bringt ihr das Edelste in euch zum Schweigen,

Wenn nicht, wie euch die heitern Griechen zeigen,
Auch euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,
Drauf Götter zu den Menschen niedersteigen.

IV.

Mein ganzes Leben war ein reges Fechten!
Gern säh' ich einst den Völkermorgen tagen,
Und habe stets trotz Freund und Feind getragen
Der Freiheit Fahne hoch in meiner Rechten.

Doch keinen Lorbeer mag ich jenen flechten,
Die Uniformen für des Herzens Schlagen
Zuschneiden und zur Ebne abzutragen
Das Große und Erhabene gedächten.

In edlem Streben mag an allem Hohen
Sich gern mein Aug und meine Seele weiden,
Doch widerstrebt mein Sinn dem Niedern, Rohen,

Und jene Haufen such ich stets zu meiden,
Wo Zwerge sich gebärden wie Heroen,
Und wo sich Buben mit dem Purpur kleiden.

V.

SELBSTKRITIK

Einst spann ich aus Systemen, aus konfusen,
Das bißchen Wolle am Gelehrtenrocken,
Bis mich die Zeit mit ihren Sturmesglocken
Erkennen ließ den Gott in meinem Busen.

Das Herz belauscht ich unter schlichten Blusen.
Ich ließ mich gern von Lenz und Blütenflocken
Und vom Sirenensang des Ruhmes locken
Und hing berauscht am Nacken holder Musen.

Ein weites Feld lag meinem Streben offen:
Ich rang nach Schönheit, Anmut, Formenreinheit;
Groß war mein Mut, zu groß vielleicht mein Hoffen.

Zwar ich erhob mich über die Gemeinheit;
Doch fehlt mir, der ich reich an Plan und Stoffen,
Die wahre Kunstvollendung, Maß und Einheit.

VI.

Lang irrt ich in gefährlicher Verblendung:
Freiheit in allem! rief ich stets entschlossen,
Indes die Ströme meiner Seele flossen
In ungebundner üppiger Verschwendung.

Denn spät erst wurde jene Kunstvollendung,
Das Ebenmaß der Griechen mir erschlossen,
In das sich ihr erhabner Geist ergossen;
Da, wenn auch spät, erkannt ich meine Sendung.

Zwar ward mir's schwer, als selbst aus ihren Betten
Die Zeit austrat, aus regellosen Tönen
Mich in den Schoß der reinen Kunst zu retten.

Auch jetzt noch ist dem Kampf und Waffendröhnen
Mein Ohr nicht taub; jedoch mit Blumenketten
Hält mich umwunden das Gesetz des Schönen

VII.

ZURUF

Was tatest du, so muß ein Freund dich fragen,
Mit dem dir reichlich zuerteilten Pfunde?
Was tatest du, was schufst du bis zur Stunde,
Um stets die Welt des Undanks anzuklagen?

Wähnst du vielleicht dich quitt, und abgetragen
Die Schuld, die jegliches Talent im Grunde
Der Welt entrichten soll, weil eine Wunde
Dir hie und da ein Bube hat geschlagen?

Auf, wecke neu den Mut, den halb verlornen,
Und gib uns, was in schlummerlosen Nächten
Dir aufgeblüht, die Rosen samt den Dornen!

Dir ward ja, daß du rangest nach dem Rechten,
Als günstig Zeichen nur, dich anzuspornen,
Des Pöbels Feindschaft und der Haß der Schlechten.

VIII.

AN ZWEI MEINER UNIVERSITÄTSLEHRER

Was wär' ich worden unter eurer Pflege?
So frag ich oft; doch ein unnennbar Lieben
Hat vor dem Bild der Schönheit mich getrieben,
Daß ich das Haupt an ihren Busen lege.

Und sinnend ging ich meine eignen Wege;
Doch ist, was ich geträumt, geschwärmt, geschrieben,
Mir die Erinnerung an euch geblieben,
Die ich der Perle gleich im Innern hege.

Einst hat ein Strahl der Hoffnung mich getroffen
Noch fänd' ich euer Herz, säh' ich euch wieder,
Vielleicht dem eurer würdigen Schüler offen.

Wie schlag ich nun verschämt die Augen nieder;
Denn nichts blieb mir, als ein getäuschtes Hoffen,
Ein brechend Herz und eine Handvoll Lieder.

IX.

UNMUT

(An einen Freund)

Du sahst mich schwelgen oft im Tonregister,
Mich stolz gebärden, trotzig und unbändig,
Wenn ich nach Herzenslust sie eigenhändig
Gezüchtigt, jene Lumpen und Philister.

Nun ward ich zahm, fast wie ein Dorfmagister,
Und nüchtern und prosaisch und verständig;
Bescheidne Arbeit lieb ich unabwendig
Und Ruhe, die froh wechselnden Geschwister.

Der Ruf des Ruhms mit dem Sirenenschalle
Lockt mich nicht mehr. Es hangen längst die guten
Tonwaffen ungebraucht in meiner Halle.

Soviel ich kann, dräng ich die Wohllautsfluten
Zurück zur Seele und bedaure alle,
Die sich für diese Krämerwelt verbluten.

III.

I.

AUF MEINE GROSSMUTTER

Wie floß von deiner Lippe milde Güte!
Bei deinem Beten senkte sich der Glaube
Einst friedespendend, eine weiße Taube,
Hernieder auf mein kindliches Gemüte.

Was damals sanft in meinem Busen glühte,
Ward nun dem Geier der Vernunft zum Raube,
Und hingewelkt ist mir im Wüstenstaube
Des Lebens jede frische Jugendblüte.

Einst liebtest du mich, o laß dich bewegen!
Gib einmal noch in stiller Abendstunde
Mir des Gebetes frommen Kindersegen!

Doch, ach! zu tief ist meines Herzens Wunde;
Das schöne Land der Kindheit zu entlegen,
Und du — liegst längst verscharrt im kühlen Grunde!

II.

WAS MIR BLEIBT

Wo seid ihr, Hoffnungen und Phantasieen,
Die ich gehegt in sommernächt'gen Stunden?
Nicht eine hat Erfüllung je gefunden,
Nicht eine Saat ist je zur Frucht gediehen.

Einst lockte mich mit süßen Melodieen
Die Nixe Liebe; ihre herbsten Wunden,
Doch ihre Wonnen nie hab ich empfunden,
Und meine schönsten Lebensjahre fliehen.

Doch ob auch alle Sterne mir verglommen,
Auf die ich einst gebaut, kein weibisch Klagen
Soll fürder mehr aus meinem Munde kommen.

Ich lernte mich gedulden und ertragen;
Blieb ja das Eine doch mir unbenommen:
Die Lieder, die mich stets nach oben tragen.

III.

BEGEISTERUNG

Begeisterung! du Pulsschlag des Poeten,
Wie lieb ich dich! Du sandtest strahlenprächtig
In diese Seele, trüb und mitternächtig,
Oft des Gedankens leuchtende Kometen.

Euch wird sie, jene Gottheit der Propheten,
Ihr Nüchternen, die ihr so klug bedächtig
Das volle Leben abteilt karg und schmächtig,
Nie aus dem Flammenbusch entgegentreten!

Laßt euch den Plunder des Alltagsgewandes
Nur immerhin von der Gewohnheit schürzen,
Trinkt Wasser, freut euch eures kleinen Tandes!

Ich will — und sollt es auch mein Leben kürzen —
Dies trockne Brot hausbackenen Verstandes,
Begeisterung! mit deinem Wein stets würzen.

IV.

LEIDENSCHAFT

Was immer mir die Feindschaft unterschoben,
Mein einziges Verbrechen ist dies Feuer
Der Leidenschaften, die in immer neuer
Empörung wild durch meine Adern toben.

Oft schien mir diese Glut gesandt von oben;
In jeder Brandung war sie mir ein Steuer,
Und ihre Flammen waren oft mir teuer,
Wenn mich mein Los mit kaltem Reif umwoben.

In meines Lebens Buch die meisten Zeilen
Schrieb sie; sie hieß mich arm und unstät schweifen
Und schlug mir Wunden, welche kaum mehr heilen.

Doch ließ sie auch Erhabnes in mir reifen,
Ja, an das Göttliche ließ sie zuweilen
Die Schwingen meiner trunknen Seele streifen.

V.

DAS GENIE

(Veranlaßt durch ein Sonett von Emil Deschamps)

1.

Ich lese sinnend das Sonett zuweilen,
Mit dem an Camoëns sich Tasso wendet
Und ihm vom Ruhm der Zeit die Hälfte spendet,
Wie in ein Reich zwei Könige sich teilen.

Doch beide hat das Los mit gift'gen Pfeilen
Verfolgt, da dieser sein Gedicht vollendet
Im Irrenhaus und jener ihm gesendet
Aus dem Spitale seine Antwortzeilen.

Wie mancher mißt sich heut mit diesen Riesen
Und will verkannt, wie Tasso unterdrückt sein,
Und elend gleich dem großen Portugiesen!

Doch scheint mir, daß die Ähnlichkeit mit diesen,
Daß der Beruf durch Hungern und Verrücktsein
Und Verseschreiben keineswegs bewiesen.

2.

Und doch ward das Genie von jenem greisen
Bettler von Chios bis zu unsern Tagen
Verkannt, gehetzt von Hunger, Not und Plagen,
Wie die Annalen jedes Volks beweisen.

Vielleicht die größten Dichter sind's und Weisen,
Die ungekannt dem Elend unterlagen
Und unerforscht wie die erhabnen Fragen
Der goldnen Sterne, die am Himmel kreisen.

Doch sind's nicht jene lärmenden Genossen,
Die ihre Schmerzen aus beredtem Munde
Auf Markt und Gassen vor der Welt ergossen.

Nicht kokettierend mit der eignen Wunde,
Nein, stolz und trotzig in sich selbst verschlossen
Und lautlos gehn die Besten oft zugrunde.

VI.

CONCEPTIO IMMACULATA

O Christenheit, wie bist du in Bedrängnis,
Da hier die Landesväter dir, die Pfaffen
Dir droben eine Polizei geschaffen
Und dir das Leben machen zum Gefängnis!

Ist denn ein ewiger Rückschritt dein Verhängnis?
Kaum ließ man dich den heil'gen Rock begaffen,
So ziehst du wieder mit den Glaubenswaffen
Zum Streit ob der jungfräulichen Empfängnis.

Wie möcht' ich da den Heiden, der erlauchten
Herrschaft des Schönen, jenen Griechen rufen,
Die selbst in Stein unsterblich Leben hauchten,

Die huldigend nur vor den Thronesstufen
Der Kunst gekniet und, wenn sie deren brauchten,
Sich selber ihre heitern Götter schufen!

VII.

Schön ist's, wenn Tauben gleich die heitern Stunden
Mit weißem Fittig uns vorüberschweben;
Doch hab ich, den das Unglück oft umgeben,
Im Schmerz den höhern, edlern Reiz gefunden.

Wie lieb ich ihn! — nicht jene kleinen Wunden,
Nein, den erhabnen Schmerz, dies heil'ge Beben,
Bei dem ich reiner, deutlicher das Leben
Des Gottes in der eignen Brust empfunden.

Denn immer fühl ich, daß auch mir nicht fehle
Die Weihe, wenn mein Lied selbst in so schlimmen
Und düstern Tagen rieselt aus der Seele.

Wem in der Brust der Dichtung Funken glimmen,
Der gleicht der Nachtigall, des Waldes Kehle,
Die Schmerz und Lust zu gleichem Wohllaut stimmen.

VIII.

NACH SÜDEN

Wie haß ich diesen kalt vernünft'gen Norden,
Wo triste Menschen nur sich um mich reihen,
Die neidisch mein Talent mir nie verzeihen,
Und die mir meine schönsten Träume morden!

Die Poesie mit ihren Glutakkorden,
Nie wird sie ganz mich hier zum Dichter weihen,
Hier, wo der Lorbeer nimmer kann gedeihen,
Wo keine Hoffnung je mir wahr geworden.

Und wenn sie alle Würden auf mich lüden,
Ich möchte nicht bei diesen Menschen weilen,
Die meine Seele bis zum Tod ermüden.

Der letzte Zweifel muß sich nun zerteilen,
Ob ich ein Dichter sei; drum auf, nach Süden!
Dies stete Heimweh meiner Brust zu heilen.

IX.

EINLADUNG

(Am Genfersee)

Hier liegt Natur in ihrer Größe offen;
Vor dieser kolossalen Alpenkette,
Die sich erhebt aus blauem Wogenbette,
Steh ich verstummend, wie vom Schlag getroffen.

Verzweifelnd läßt vor solchen mächt'gen Stoffen
Der größte Meister sinken die Palette,
Und ich, ein Schüler noch, soll im Sonette,
Was jener aufgibt, zu erreichen hoffen?

Nein, komm du selbst, um diese Welt zu schauen!
Ich will das Gold der Rebe dir kredenzen,
Das reichlich quillt auf diesen milden Auen.

Und wenn in Abendglut die Alpen glänzen,
Will ich des Liedes Wohllaut niedertauen
In deine Seele — und dein Haupt bekränzen.

IV. NEUERE DICHTER

I.

AUF PLATEN

Von jugendlichem Feuer irrgeleitet
Bin ich erst kalt an dir vorbeigegangen,
Dem man in ungerechtem Unterfangen
Die Palme der Vollendung oft bestreitet.

Dir, dem nur Anmut von der Lippe gleitet,
Dir ist die Kunst als Frühling aufgegangen,
Darüber du, wenn deine Weisen klangen,
Den milden Griechenhimmel hingebreitet.

Zwar keiner wird an Wohllaut dich erreichen;
Doch, ob dich jede Formvollendung kröne,
Nie ließest du den Geist dem Körper weichen.

Denn, mag man auch die Reinheit deiner Töne
Antiken Marmorbildern oft vergleichen,
Ist immer ihre Seele doch das Schöne.

II.

AUF UHLAND

Wie staunt ich einst in meinen Schülertagen,
Wenn Türme, Schlösser, hochgewölbte Hallen,
Wenn Saitenspiel, Turnier und Waffenschallen
In deinem Buche vor mir offen lagen!

Wie liebt ich jene weichen Sängerklagen
Der Troubadours, die Ritter und Vasallen,
Die rotbekreuzt zum heil'gen Grabe wallen,
Wie lauscht ich gierig all den Heldensagen!

Heut les ich am Gestad Sorrents dich wieder;
Die königliche Sonne mit dem reichen
Purpurnen Mantel steigt ins Meer hernieder.

Und Heimweh fühl ich meine Brust beschleichen,
Denn durch die frische Lenzluft deiner Lieder
Ist mir, als hör' ich Rauschen deutscher Eichen.

III.

AUF FREILIGRATH

(Nach dem Erscheinen seiner Zeitgedichte)

Wie? du verläß'st die Zedern und die Palmen
Und deine braunen Scheiks und deine Chane,
Den gelben Wüstensand, die Ottomane?
Auch du singst revolutionäre Psalmen?

Wo Barrikaden stehn, Wachtfeuer qualmen,
Statt mit dem Dolch und mit dem Yatagane
In deutscher Wehr, auf deutschem Schlachtenplane
Erscheinst auch du, Tyrannen zu zermalmen?

Traun! Schön ist's für den Kenner, anzuschauen,
Wie voll du schlägst, wie kräftig deine Quarten;
Nur sind sie leider in die Luft gehauen.

Umsonst steigst du herab von deinen Warten!
So lang die Kunst, ein gutes Bier zu brauen,
Der Michel kennt, so wird er nicht entarten.

VI.

AUF HEINE

1.

Anmut'ge Märchen wunderbaren Klanges,
Naive Weisen dir vom Munde quellen,
Drin Liebe sich und Spott und Witz gesellen;
Das sind die Seelen deines Zaubersanges.

Doch oft auch zuckt ein Weh, ein schrilles, banges,
Wie Mövenschrei ob dunkelblauen Wellen;
Dazwischen blüht der Lotos, und Gazellen
Beschauen sich im stillen, heil'gen Ganges.

Den schlanken Nixen gleichen deine Lieder,
Den zauberhaften, die du oft besungen;
Im Mondschein schimmern ihre weißen Glieder.

Wie mancher taucht, von ihrem Sang bezwungen,
Sich in die blaue Flut der Dichtung nieder!
Doch keiner außer dir hat sie umschlungen.

2.

Wer kennt sie nicht, die täglich abgeschmackter
Den sittlichen Verfall der Zeit beweinen!
Sie wollen das Talent dir nicht verneinen,
Doch Würde und moralischen Charakter.

Sie finden es obszön, daß selbst in nackter
Schönheit die Götter des Olymps erscheinen;
Apollo sollte Hosen tragen, meinen
All diese ethisch-kritischen Kalfakter.

Doch, eine schlanke, lose Bajadere,
Hat deine Muse spielend dies Gelichter
Vernichtet mit des Witzes scharfer Wehre.

Wann endlich ahnt dies Volk der Afterrichter,
Daß nur das Plumpe und Gedankenleere
Im Reich des Schönen Sünde sei dem Dichter!

V.

AUF LENAU

Die Nacht ist still, die Lüfte wehen linde;
Rings auf der Welt liegt ein elegisch Träumen.
Die Blätter lispeln leis nur an den Bäumen,
Wie Seufzerhauch von einem kranken Kinde.

Ein leuchtender Gedanke, pfeilgeschwinde
Aufzuckt der Blitz; empörte Wogen schäumen;
Hinjagt das Roß des Sturms; wer will es zäumen?
Der Himmel weint, als ob er Schmerz empfinde.

So gilt das stete Klagen deiner Zither
Der Kreatur, die um Erlösung fleht
Und Freiheit heischend pocht am Kerkergitter.

Es ist der Schmerz, der durch die Schöpfung geht
Im Windessäuseln, wie im Ungewitter,
Vom milden Hauch der Poesie umweht.

VI.

AUF BYRON

Du hast gekämpft den Kampf der Kreatur;
Ein andrer Faust, doch tiefer, flammentrunken
Zogst du mit deines Geistes lichten Funken
Der Menschheit eine breite Feuerspur.

Ein Don Juan zugleich, ein Troubadour,
Ob auch beschrieen vom Geschlecht der Unken,
Bist vor der Schönheit du in Staub gesunken
Und glühtest für die weibliche Natur.

So das Geschick bekämpfend und es höhnend,
Warbst du um die zu früh dem Tod geweihte
Schöne Hellas, ein ungestümer Freier.

Da auf dich selber ließ der Tod, versöhnend
Und lösend dein von stetem Widerstreite
Bewegtes Leben, sinken seinen Schleier.

VII.

AUF EMANUEL GEIBEL

Ganz kennst du unsre Zeit, doch fremd der Spaltung
Der wogenden Partein und ihrem Toben
Hast du gewendet deinen Blick nach oben
In selbstbewußter, priesterlicher Haltung.

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben
Und einmal noch auf ihren Thron gehoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Das Lied ist dir wie wenigen gelungen;
Die ernste Weisheit auch ward dir gegeben;
Du hobst den goldnen Schatz der Nibelungen.

Nicht einer Zeit, die rasselt, gilt das Streben
Des Dichters, der für alle Zeit besungen
Das, was unendlich ist im Menschenleben.

V. SCHWEIZER SONETTE

I.

AUS DER FREMDE

Als Kind durchwacht ich oft die Winternächte
Bei alten Sagen, Chroniken, Geschichten,
Die von Helvetiens Helden uns berichten,
Im Frieden schlicht und siegreich im Gefechte.

Wie schlug die Brust für ihre heil'gen Rechte!
Wie wähnt ich, einst in Worten und Gedichten
Ein Denkmal früh'rer Größe aufzurichten
Dem heutigen, verkommenen Geschlechte!

Doch Neid und Roheit suchten stets die Habe
Der Poesie im Busen mir zu mindern
Und zu vergiften meine beste Gabe.

Nur den Triumph soll niemand mir vermindern,
Daß einst die Schweiz erkennt an meinem Grabe:
Hier ruhet eins von meinen treusten Kindern.

II.

1853

1.

Wie vieles hat mich ehemals erbittert
In meiner Heimat, wo man oft mir grollte
Und oft mißkannte, oft nicht kennen wollte
Dies Herz, das nie mit falschem Schein geflittert!

Und als es ob Europa jüngst gewittert,
Als stolz der Donner der Empörung rollte,
Da war's das Ausland, dem ich Beifall zollte,
Das Völkerglück, für das mein Herz gezittert.

Doch seit ob meinem Land die Wolken schweben,
Wie freudig würd' ich nun mit einem Male
All meinen kleinen Feinden dort vergeben,

Könnt' ich nach heißem Kampf beim Abendstrahle
Aushauchen für das Vaterland mein Leben
In einem heimatlichen Alpentale.

2.

Der Pforte weben sie den Totenschleier.
Matt schlägt ihr Puls, und täglich wird sie kränker;
Es harren schon die großen Völkerhenker;
Denn wo ein Aas, da sammeln sich die Geier.

Wo aber ist ein Volk, das stärker, freier
Als wir? Drum auf, ihr Krieger, Dichter, Denker!
Beschwört der Väter Geist als starken Lenker
Zur Freiheitsschlacht, als einer Ahnenfeier!

Daß hier, wo wiederum der heil'ge Friede
Um diese Alpen weht, das Land der Telle,
Das oft gefeiert ward im Heldenliede,

Daß hier den Tempelräubern an der Schwelle
Der Freiheit das Geschlecht der Winkelriede
Ein donnernd Halt in ihre Ohren gelle.

III.

1857

DIE ALTEN EIDGENOSSEN 1.

Im Grütli fing die Freiheit an zu grünen;
Seit jene Feuer auf den Bergen lohten,
Die schnöde Herschbegierde mit dem roten
Herzblut des Adels mußte Östreich sühnen.

Sankt Jakob mahnt an Gräber alter Hünen
Mit seinen stolzen, siegesmüden Toten.
Dem „letzten Ritter" habt ihr Trotz geboten,
Drei Mal vernichtet habt ihr Karl den Kühnen!

Für Freiheit stets ist euer Blut geflossen;
Ihr waret keine klugen Diplomaten,
Doch Männer, derb und wehrhaft und entschlossen.

Nicht auf Kongressen fremder Potentaten
Erwarbt ihr euren Ruhm, ihr Eidgenossen,
Nein, auf euch selbst vertrauend und durch Taten.

2.

Die Zeiten ändern — hab ich oft vernommen —
Die jetzige Schweiz taugt nicht mehr zum Gefechte;
Nur durch die Eifersucht der fremden Mächte
Blieb ihr bis heut die Freiheit unbenommen.

Und, hie und da ein Fleckchen ausgenommen
An ihrer Ehre und an ihrem Rechte,
Wie wirr sich mancher Handel auch verflechte,
Ist sie doch immer leidlich durchgekommen.

Und ist, daß kein Volk siegreich wider alle
Ankämpfen mag, ein Grund denn, daß vor Thronen
Der Sohn der Freiheit schmählich niederfalle?

Noch zeigen euch, was wider Legionen
Ein kleines Volk vermag in euerm Falle,
Die Stämme, die den Kaukasus bewohnen.

3.

AUT-AUT — AN DIE HEUTIGE SCHWEIZ

Es lauert stets der Feind an deinen Toren.
Ein jeder Nachbar gibt dir eine Lehre;
Ein jeder strebt, daß er dein Recht versehre
Und sich an dir erwerbe seine Sporen.

Und du — du fliehst, den sie herauf beschworen,
Den Kampf? Ein Volk, dem Mut gebricht und Wehre,
Sein gutes Recht zu schützen, seine Ehre,
Hat auch das Recht auf Freiheit schon verloren.

Hast du die Kraft, zu wahren, was dein eigen,
Als echte Erbin frühern Heldentumes,
So stehe auf und woll' es endlich zeigen.

Doch fehlt dir jene Kraft, dann heiß sie schweigen,
Die schmetternden Posaunen alten Ruhmes,
Um ohne Prahlen in das Grab zu steigen.

VI. AUS DEM SÜDEN

I.

HEIMWEH

Hier pflegt Natur mit ihren goldnen Auen,
Mit ihrem Himmel, ihren Farbenstiften
Weit eher als die Weisheit trockner Schriften
Die Quellen meiner Seele aufzutauen.

Doch mag ich auch im Geiste Bilder schauen,
Die oft mir die Erinnerung vergiften,
Gern kehrt mein Herz zurück zu jenen Triften,
Zu den geliebten, heimatlichen Gauen.

Im Hochland siehst du dort noch stets die derben
Urenkel Tells, in stromdurchfloßnen Tiefen
Ein reges Volk mit blühenden Gewerben,

Ein Volk, ob alle andern Völker schliefen,
Noch fähig, mit dem Herzblut aufzufärben
Die blasse Schrift in seinen Freiheitsbriefen.

II.

AUS VENEDIG

Venezia, wie bist du tief gesunken!
Herrin des Meeres einst und dreier Reiche,
Nun leblos, eine schöne Marmorleiche,
Um die noch Gold und ird'sche Flitter prunken.

Und deine Kunst! Wie oftmals stand ich trunken
Vor Tizian, dem keiner sich vergleiche,
Bellin und Paul und Palma, deren reiche
Schöpfrische Kräfte lichte Gottesfunken.

Nun ist der Schönheitssinn der hohen Ahnen
Aus seltenen Gemälden nur und Torsen
Zerfallender Paläste noch zu ahnen,

Indessen deines Ruhmes stolze Fahnen
Erst Siegstrophä'n geworden jenem Korsen,
Nun Teppiche dem Fußtritt von Germanen.

III.

AUS ROM

Italien! Welk sind deine Lorbeerranken;
Längst wirft Erinnerung um Romas Mauern,
Die eines Volkes Größe überdauern,
Das Leichentuch elegischer Gedanken.

An deinem Herd, welch ruhmlos kleinlich Zanken,
Indes die Besten im Exile trauern!
An deinen offnen Pforten aber lauern
Die Deutschen auf ein Erbe und die Franken.

Dumpf, wie versteint seh ich dich an den sieben
Grabhügeln jener mächt'gen Söhne schweigen,
Die einst allein die Weltgeschichte schrieben.

Du Niobe, der eine Macht nur eigen,
Der nur der Schönheit Szepter noch geblieben,
Vor dem sich Könige und Völker neigen.

IV.

AUS NEAPEL

1.

O schöne Tage! — da geschmückt mit Kränzen
Dies Winzervolk sich drängt in bunten Ketten
Beim Ton von Tamburin und Kastagnetten
Zu wildbewegten Tarantellatänzen.

O süße Nächte! — wenn die Sterne glänzen,
Mich sanft an eine schöne Brust zu betten
Und mit der Liebe farbigen Paletten
Des Tages fremde Bilder zu ergänzen.

Wohl uns, mein Kind! Hier gibt es keine Rotte
Von Moralisten, die, uns zu belauschen,
Neugierig späht in die umlaubte Grotte.

Und leichter, scheint mir, läßt sich hier berauschen
Der grämliche Verstand vom kleinen Gotte,
Durch den wir selig unsre Seelen tauschen.

2.

Hier siehst du oft an kargem Fischerherde
In diesen Hütten längs den Meeresküsten
Bemüht, ein einfach ländlich Mahl zu rüsten,
Die schönsten Fraun von edelster Gebärde.

Ein Weib, halb nackt, sah ich dort an der Erde,
So ebenmäßig schön wie Griechenbüsten;
Ein Säugling lag an ihren weißen Brüsten,
Ein Anblick, den ich nie vergessen werde.

Es pflegte mit so seliger Gewährung
Ihr Antlitz auf den Liebling sich zu senken,
Mit soviel Demut, Milde und Verklärung,

Daß ich der Christusmutter mußt' gedenken;
Und ich begriff, wie solche Hochverehrung
Ihr schönheitssinnbegabte Völker schenken.

3.

Zwar winkt hier der Genuß gleich Marmorbüsten,
Die lüstern weiß aus dunkeln Hainen lauschen,
Und beut in ewig wechselndem Berauschen
Befriedigung den leisesten Gelüsten.

Doch laß ich täglich längs den reichen Küsten
Vom leichten Winde meine Segel bauschen,
Den offnen Arm der Wollust zu vertauschen,
O Einsamkeit! mit deinen reinen Brüsten.

Erst jetzt begreif ich, wie hier an der Sonne
Der Mensch mit souveränem Hochvergnügen
Sich dehnt, ein Diogen, selbst ohne Tonne.

Fast wähnt der Einzelmensch mit seinen Flügen
In diesem Land, auf das Gott alle Wonne
Bacchantisch ausgoß, selbst sich zu genügen.

V.

SORRENT

Die Stadt, in lautem Taumel wie verloren,
Mich drängt's, daß ich um deinen Reiz sie meide,
Du schön Sorrent, das trotz dem Blütenkleide
Oft ernste Bilder mir heraufbeschworen.

Sorrent, das jenen Tasso einst geboren,
Des Lorbeer troff von unermeßnem Leide,
Das sich, dem Pöbel weichend und dem Neide,
Ein deutscher Pindar zum Asyl erkoren.

Hier lehrt mich das Gedächtnis solcher Dichter,
Daß, wie das Leben auch uns mag umnachten,
Ein stolz Bewußtsein bleibt der beste Richter.

Hier lern ich redlich nach dem Höchsten trachten
Und Lüge, Neid und niederes Gelichter
Und selbst die Schläge des Geschicks verachten.

VI.

IN MESSINA

Von jenen, die zu fremdem Kampfe schritten
Bei Marignano und Novarra schon,
Von jenen, die den Tod um Söldnerlohn
Des schwächlichen sechzehnten Ludwigs litten,

Bis heut hat der Gedanke, daß gestritten
Das Kind der allerfreisten Nation
Um Geld zu jeder Zeit für jeden Thron,
Oft schmerzlich in die Seele mir geschnitten.

Dem Mitleid, der dem Mächt'gen unterliegt;
Doch Schmach dem Freien, der, von Gold geblendet,
Aus eigner Wahl ins Sklavenjoch sich schmiegt,

Und drei Mal Schmach ihm, wenn er so sich schändet,
Daß er, im Schoß der Freiheit einst gewiegt,
Die Waffen wider seine Mutter wendet.

VII.

AUS GENUA

1.

Von diesen braunen, trotzigen Kastellen
Siehst du die stolze, prächt'ge Stadt sich dehnen;
Der Hafen wimmelt, wie von Riesenschwänen,
Von Schiffen, deren weiße Segel schwellen.

Die Küste liegt im Glanz, im morgenhellen,
Colombos Heimat, Voltri, reich an Kähnen;
Hier Pegli mit den Gärten und Fontänen;
Das ferne Korsika entsteigt den Wellen.

Groß stimmt mich diese Pracht, die niegeschaute,
Dies Meer, die reichen Wein- und Ölgelände,
Die Schönheit, die erhabne, kunstgebaute.

Nur manchmal, wenn der Tag sich neigt zu Ende,
Vermiß ich jene heimatlichen Laute
Und eine Seele, die mit mir empfände.

2.

Denkst du des Abends noch, des zauberischen,
Der uns so süß verging und ach! so flüchtig
In jener Kirche, wo uns eifersüchtig
Die Heiligen ansahn aus ihren Nischen?

Und als du später wiederkehrtest zwischen
Den lästigen Verwandten, ernst und züchtig,
Wie eilt' ich, mich, dein rauschend Kleid nur flüchtig
Zu streifen, mit den Betenden zu mischen!

Doch, o des Glücks! da, täuschend die Begleiter,
Du mir die süßen Zeilen zugeschoben
Und Andacht heuchelnd langsam schrittest weiter.

Die Töne stiegen von dem Chore droben
Herab, wie Engel auf der Himmelsleiter; —
Doch meine Seele stieg entzückt nach oben.

DÄMMERUNG

3.

Wie lieb ich jene Zeit, wenn schwach und schwächer
Der Tag verhallt mit seinen lauten Stimmen,
Und wenn im Grau der Dämmerung verschwimmen
Bastei und Aquaedukt und flache Dächer!

Denn, wenn die Nacht ausspannt den dunkeln Fächer,
Darin der Sterne Diamanten glimmen,
Wenn Nachtigallen weich zur Klage stimmen,
Dann, scheuen Schritts, verläßt du die Gemächer.

Ich aber harre dein, wo unter düstern
Weinranken, die die laue Nachtluft würzen,
Mich Marmorsphinxe ansehn weiß und lüstern,

Bis du dich nahst, in meinen Arm zu stürzen,
Und fester nur mit deinem süßen Flüstern
Des eignen Lebens Rätsel mir zu schürzen.

DAS ALTE GENUA 4.

Als einst zum Sturm Jerusalems der Glaube
Europa wappnete, da war dein Sohn
Der Sarazenen Schreck, ein Führer schon
Dem frommen Ritter mit der Eisenhaube.

Doch später, unermeßlich reich vom Raube,
Den Franken sprachst du, sprachst Venedig Hohn,
Dem Griechenkaiser gabst du seinen Thron,
Und Pisa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrschtest über die Tyrrhenerflut,
Im Osten blühten deine Kolonieen,
Chios und Cypern zahlten dir Tribut.

Was du auch unternahmst, es war gediehen,
Und strahlend, im Geleit von Macht und Gut,
Sahst du den Ruhm durch goldne Tore ziehen.

5.

Einst wagte keine Macht mit euch zu ringen;
Man warb um eure seegewohnten Streiter;
Nach außen dehnte voller stets und breiter
Die kleine Handelsrepublik die Schwingen.

Nach fernen Küsten warf sie ihre Schlingen;
Ihr war das Glück, der Sieg war ihr Begleiter;
Sie wagte bis zum Hellespont und weiter
Zum schwarzen Meere herrschend vorzudringen.

Doch innen war sie schwach schon; in Entzweiung
Der Adel; dieses Völkchen von Ligurien
Rang, ungestraft ihr trotzend, nach Befreiung.

Sie aber spielte, schon gepeitscht von Furien
Des Bürgerzwists und wogender Parteiung,
Mit fernen Kronen noch in ihren Kurien.

SEESIEG BEI PONZA

6.

Noch einmal war das Glück euch hold im harten
Seeheldenkampf: zwei Könige in Banden;
Gefangen Prinzen, Paladine, Granden;
Erbeutet Gold und Purpur und Standarten.

Jedoch vergebens des Triumphzugs harrten
Die Euern; heimlich an der Küste landen
Hieß euch Visconti; eure Sonnen schwanden.
Es war die letzte eurer Heldenfahrten.

Pisani hat, ein Rächer der Pisaner,
Verdunkelt schon bei Chioggia euern Glanz,
Auf euern Schultern stehn die Venetianer;

Und euren Kolonien des Morgenlands
In wilden Schwärmen nahn Mohammedaner,
Die der Prophet zum Sturm führt vor Byzanz.

ANDREAS DORIA 7.

Du hoher Römer, überhäuft mit Ehre
Von einem Kaiser, dem du mit der Linken
Gedient, daß deine Rechte dem Versinken
Der in sich selbst zerfallnen Heimat wehre!

Und wie du siegreich herrschtest auf dem Meere,
Schwieg die Parteiwut auch bei deinem Winken;
Selbst Fieschis Stern schien nur bestimmt zu blinken,
Daß sinkend er dein Heldenhaupt verkläre.

Das Recht des niedern Volkes eng begrenzend,
Hast du die starre Satzung umgegossen,
Den Adel durch die Bürger klug ergänzend.

Was nur ein Mensch kann, tatst du unverdrossen,
Und nochmals hob dein Vaterland sich glänzend;
Doch schon von Göttern war sein Fall beschlossen.

8.

Wo, stolzes Genua! sind deine Flotten?
Wo deine Schätze, Helden und Galeeren,
Mit denen du als Fürstin auf den Meeren
Auszogest, die Rivalen auszurotten?

Der Nobili Prachtvillen, Gärten, Grotten,
Niemand bewohnt sie, dem Verfall zu wehren;
Der Wind pfeift durch die Räume, durch die leeren,
Als wollt' er ihres frühern Pompes spotten.

Doch neues Leben füllt des Golfes Schale;
Es schmücken Feigen, Wein und Öl und Pinien
Die Höhn, und neue Bauten schaun zu Tale.

Rings aber von den Forts der Festungslinien
Und hier am Hafen überm Arsenale
Weht zukunftsreich die Flagge von Sardinien.

9.

Von euern Säulenhallen und Geländern
Bog sich die Pracht, die statt des Ruhms geblieben;
Die rüst'ge Mannheit hatte sie vertrieben
Und herrschte üppig nun in Goldgewändern.

Ihr aber, als das Los nicht mehr zu ändern,
Rieft, die der eigne Boden nie getrieben,
Talente, die der Ahnen Taten schrieben,
Und große Meister aus entlegnen Ländern.

Ihr selbst ruht längst im Grabe nun, im stillen;
Die stolze, von den Strömen zweier Täler
Umarmte Stadt dient einem fremden Willen.

Doch eurer Größe schöne Totenmäler,
Die Schätze seltner Kunst, Archive, Villen
Habt ihr zurückgelassen als Erzähler.

10.

Gern mag ich, wenn sie abends sich beleben,
Die Strade nuova hin und Balbi schreiten,
Wo in entseelter Pracht auf beiden Seiten
Verlassene Paläste sich erheben.

Und träumend laß ich euch vorüberschweben,
Im Glanze längst begrabner Herrlichkeiten,
Ihr stolzen Nobili der alten Zeiten,
Und euer üppig, reich bewegtes Leben!

Einst wehten Perlenfächer, goldne Schleppen
Durchrauschten diese pompgeschmückten Säle,
Und Fürsten harrten auf den Marmortreppen;

Indessen trugen keuchende Kamele
Euch Asiens Reichtum her durch ferne Steppen,
Und auf dem Mittelmeer gabt ihr Befehle.

VIII.

AN DIE ITALIENER

Das ist der Fluch, der nie euch die Befreiung
Erringen läßt, daß ihr seit je die Quadern
Des eignen Baus zerstört, euch selbst die Adern
Aufwühltet ohne Schonung und Verzeihung.

Volk, Adel, Pfaff und Laien in Entzweiung,
Der Städte Neid, der Fürsten blutig Hadern,
Statt wider Feinde zogt ihr mit Geschwadern
Zum Brudermord aus kleinlicher Parteiung.

Bei dieser Ketten warnendem Exempel,
Die Genua als Trophä'n von Pisas Hafen
Aufhing an seine Portici und Tempel,

Nicht fremder Feinde Geißeln, die euch trafen,
Nein, solche Ketten drückten euch den Stempel
Der Knechtschaft auf und machten euch zu Sklaven!

IX.

COGOLETTO UND KORSIKA

Zwei Riesen — einer, als nicht mehr zu wecken
Der Heimat Ruhm, der schon zu Grab getragen,
Zog aus in kühnem, unerhörtem Wagen,
Um eine neue Welt sich zu entdecken.

Der andre kam, die alte aufzuschrecken;
Die Völker zogen seinen Siegeswagen,
Der halbe Erdball lag beim Flügelschlagen
Des schlachtenfrohen Aars vor ihm in Schrecken.

Ein Fluch ist jede Größe, möcht' ich klagen;
Zu schlecht ist diese Welt, sie zu belohnen,
Zu klein und neidisch, um sie zu ertragen!

Zwei bleiche Riesenschatten sah ich thronen
Auf diesen Wassern, einen Ketten tragen,
Des andern müder Hand entfallen Kronen.

X.

DAS SCHÖNSTE LOS

(Den bei Novarra Gefallenen)

Die schönsten Seiten oft im Völkerbuche
Scheint unerbittlich eine Hand zu streichen.
Auch du, Italien! trägst die dunkeln Zeichen,
Daß du verfallen diesem großen Fluche.

Doch klag ich nicht um die mit einem Tuche
Bedeckten hoffnungsjungen Brüderleichen,
Die, ihres Stammes Rechte zu erreichen,
Gefallen sind im rühmlichen Versuche.

Vielförmig tritt der schweigende Begleiter,
Der Tod uns an, wenn unsre Frist verfallen,
Und wie er naht, der Weise lächelt heiter.

Das aber ist das schönste Los von allen:
In trotziger Jugendfülle als ein Streiter
Der Freiheit für sein Vaterland zu fallen!

XI.

DIE KUNST

Gesegnet bist du, Kunst! du kannst das Sinnen,
Das schöpf'rische des Weltengeists belauschen,
Die großen Völkerströme hörst du rauschen
Und hörst den Quell im Einzelherzen rinnen.

Und wie des Menschen Dasein und Beginnen
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauschen,
So muß in ewigem Vergehn und Tauschen
Das Größte selbst, das Herrlichste von hinnen.

Du aber mit melodischen Gewalten
Vermagst in Maß und Wort, in Farb und Tönen
Vergangnes neu und dauernd zu gestalten.

Gesegnet bist du, Priesterstand des Schönen!
Dir gab ein Gott, das Flüchtige festzuhalten
Und mit dem Tod das Leben zu versöhnen.

XII.

AUF KLASSISCHEM BODEN

Wenn ich nachfühle mit des Herzens Pochen,
Was Großes einst im Leben und im Dichten
Hier blühte, wenn in leuchtenden Gesichten,
Vergangenheit! dein Geist zu mir gesprochen,

Und ihre Blicke, glanzlos und gebrochen,
Gelangweilt dann die Menschen auf mich richten,
Die ahnungslos zu toten Schätzen schichten
Die toten Reste jener Glanzepochen,

Dann weiß ich nicht, ist mir ein Glück gespendet,
Wenn sich durch schöpferisches Wonnebeben
Der Gott des Schönen gnädig zu mir wendet,

Ist's Fluch, daß mir die Mittel nicht gegeben,
Die das Geschick an jene doch verschwendet,
Um diesem Gott zu opfern und — zu leben.

AUS EINER SAMMLUNG

METRISCHE GYMNASTIK

AN PROFESSOR NESSLER

Du bist ein Feind von ordinären Reimen
Und magst so gern mit dem Sonette spielen,
Mit dem Ghasel und Triolette spielen
In selbsterfundnen arbiträren Reimen.

Wo sich ein andrer quält mit leeren Reimen,
Da seh ich dich mit dieser Kette spielen;
Drum sollst du mit mir um die Wette spielen
In schweren Formen und in schweren Reimen.

Was soll ich mich mit der Gemeinheit messen,
Die Mittelmäßiges zur Norm genommen
Und allzuhoch mag den Pilatus finden?

Nicht will ich mich mit dir an Reinheit messen;
Doch wirst du dies Sonett an Form vollkommen
Und keinen einzigen Hiatus finden.

FRÜHLING

Wenn Tränen aus dem Aug, dem blauen, tauen,
An üppigen Lippen mit Verlangen hangen,
Das bleicht der jugendlichen Wangen Prangen;
Drum wollt' ich nie mehr schöne Frauen schauen.

Mein Haus wollt' ich auf luftigen Auen bauen;
Da ließ ich mich von Liederschlangen fangen,
Die mich zu zärtlichem Umfangen zwangen,
Doch nie mehr wollt' ich diesen Schlauen trauen.

Nun ist der Frühling über Nacht erwacht,
Es lassen sich auf duft'gem Flieder nieder
Waldvöglein, die von Wunderdingen singen.

Nun fürcht ich fast, daß auch die Pracht, entfacht
In meiner Brust, — daß mich die Lieder wieder
Und auch die Fraun in ihren Schlingen fingen.

GHASELEN

DER GHASELEN ERSTER KREIS

I.

Nach Westen zieht der Wind dahin,
Er säuselt lau und lind dahin;
Er folgt dem blauen Strome wohl
Und flieht zu meinem Kind dahin.
Bring meinen Tränenregen ihr
Und einen Gruß geschwind dahin!
Ach, Wolken kommen trüb daher,
Die frohen Tage sind dahin!

II.

AN —

(Mit Daumers Hafis)

Wie wär' es schön, fern von der Welt
Und ihrem Trug und Schein zu sein,
Wo niemand uns mißgönnen würd',
In traulichem Verein zu sein!

Von Rosendüften lind umhaucht
Und süß berauscht von Bülbülsang,
Von Liederhonig nährend uns,
In einem Palmenhain zu sein;

Das unbewölkte Himmelszelt
Des Orientes über uns,
Mit jener üppigen Natur,
Die uns umgäb', allein zu sein;

Wo um den Ölbaum liebend sich
Die dunkle Rebe schlingen würd',
Und wo uns beiden wär' vergönnt,
Ausschließlich dein und mein zu sein,

Dir, engelgleich vergöttert wie
Suleima, die Hafis besang,
Mir selber, hochbeglückt wie er
Durch Lieder, Liebe, Wein zu sein!

III.

DAS GHASEL

(An —)

Am meisten lieb ich ein Ghasel,
Ein morgenländisch rein Ghasel.
Mein liebster Dichter ist Hafis;
Vor allem schön ist sein Ghasel.
Wie bilderreich und üppig ist
Sein Liebes- und sein Wein-Ghasel!
Du klagst, daß du trotz aller Müh
Zustande brächtest kein Ghasel;
Und ist so leicht doch, süßes Kind!
— Sieh, hier ist schon ein klein Ghasel!

IV.

(Nach Hafis)

Blickt, Mönche, mich nicht an so scheel!
Ich weiß, ich habe manchen Fehl:
Nicht Surenweisheit, sondern ihr
Gazellenaug gibt mir Befehl;

Es ist ihr schlanker Lilienleib
Mein Körperheil und Heil der Seel.
Zur Gottheit ward die Schönheit mir,
Und mein Gebet wird zum Ghasel.

V.

Die Moralisten mag ich nicht,
Nach dem Gesindel frag ich nicht!
Verleumdung gab ich nie zurück,
Mit dieser Waffe schlag ich nicht;
Doch wo das Schwert des Geistes blitzt,
Vor solchem Kampfe zag ich nicht;
Stets ging ich meinen eignen Weg,
Und daß ich's tat, beklag ich nicht;
Ein Becher Wein, ein süßes Weib —
Nach allem andern frag ich nicht.

VI.

Komm, küsse mich schnell auf den Mund, mein Lieb!
Komm, küsse die Lippen mir wund, mein Lieb!
Sieh, wie ich so krank bin, so liebekrank, —
O mache mich wieder gesund, mein Lieb!
Doch stahlst du die Seele, was soll mir der Leib?
— So richte denn ganz mich zu Grund, mein Lieb!

VII.

Ist es wohl der Geist der Liebe,
Welcher leise schwebt um mich?
Ist es Poesie, die ihre
Goldnen Fäden webt um mich?

Ist es eine weiße Taube,
Die mein Lager nachts umkreist,
Die mit einem sanften Fächeln
Ihre Flügel hebt um mich?

Ist's ein lieblicher Gedanke
Oder ist's ein Traum von dir?
Ist es wohl der Geist der Liebe,
Welcher leise bebt um mich?

VIII.

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, drin Maß ein jeder Ton und Anmut jede Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb ich sie; — o wüßten die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urteil voll Verblendung ist!

O wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut
hinzustreun
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; schon muß
auf hoher Stufe stehn
Der Dichter, um erst einzusehn, wie fern er der
Vollendung ist.

IX.

Kaum hat den Liedersegen mir
Des Frühlingshimmels Blau gebracht,
Als auch der heißbewegten Brust
Die Mainacht ihren Tau gebracht.

Ich seh zurück auf meine Bahn;
Mit Trümmern ist sie übersät,
Doch hab ich es zur Einheit nie
Und nie zum festen Bau gebracht.

Wohl fühl ich, daß ein großes Werk
Mir noch zu schaffen übrig bleibt,
Und vor der Seele hatt' ich schon
Den Plan zur lichten Schau gebracht.

Da bist du, eine schlanke Fee,
Auf leichter Sohle mir genaht,
Und abermals um die Vernunft
Hast du mich, holde Frau! gebracht.

X.

AN —

Es sehnet sich mein Herze bang, o süße Frau! zu dir;
Drum trägt mich meiner Leier Klang, o süße Frau! zu dir;
Ist meine Liebe vor der Welt und auch vor dir Vergehn,
Nicht widerstehn kann ich dem Drang, o süße Frau! zu dir;
Du bist so kalt! Liebst du mich nicht, so bin ich Haß doch wert,
Dein Haß vielleicht schwächt meinen Hang, o süße Frau! zu dir!
Doch nein! Sei gnädig, laß mir noch den Wahn, du seist mir gut!
Die sich auf Liedesflügeln schwang, o süße Frau! zu dir,
Die Glut für dich, wie Abendrot, wird bald nun untergehn,
Und bald flieht wohl mein Schwanensang, o süße Frau! zu dir.

XI.

AN —

Stumm, traurig wandle ich fortan, wenn du mir ferne bist,
Verwaist und einsam meine Bahn, wenn du mir ferne bist;

Dein Lächeln war mir Frühlingshauch, o Gott! wem wirst du nun
Mit diesem holden Lächeln nahn, wenn du mir ferne bist?
Dein sinnig Auge weilte oft, ein heller Stern, auf mir,
Wen sieht dies Auge lieblich an, wenn du mir ferne bist?
O süße Stunden, da mein Arm um deinen Leib sich schlang!
Wen soll ich küssen und umfahn, wenn du mir ferne bist?
Ich hatte dich, nur dich allein, und muß dich lassen nun;
Ich werd ein ruderloser Kahn, wenn du mir ferne bist;
Ob diesen Kahn die Flut verschlingt, ob er am Fels zerschellt,
Was kümmert's dich, was geht's dich an, wenn du mir ferne bist!

XII.

DIE POESIE

Wie eine Buhlerin umschlang mich leis und sacht die Poesie;
Gefangen hatte mich und willenlos gemacht die Poesie.
Wie oft schon rafft ich alle Kräfte auf, aus ihrem Netz zu fliehn;
Doch immer lockte mich zurück mit Zaubermacht die Poesie.

Jüngst glaubt ich tot sie, als mit schlankgebautem, zierlichem Ghasel
Mich wieder sanft geküßt in einer Sommernacht die Poesie.
Die zarten Formen noch, im Aug noch hat die reiche Phantasie
Noch jener südlich üpp'gen Bilder Farbenpracht die Poesie.
Noch ist sie schön, wie als ich Kind noch war und alle jene Glut
Der Liebe hat im Herzen wieder angefacht die Poesie.
Gleich dem Vampyr umfächelt meine Brust mit leisem Flügelschlag,
Bis um der Jugend beste Kraft sie mich gebracht, die Poesie,
Und der Sirene gleicht, die mich umarmend in den Abgrund zieht,
Indes sie lieblich mir ins blasse Antlitz lacht, die Poesie.

XIII.

AUF DEN TOD MEINES BRUDERS

(Nach Salma Ben Jezid al Djofi, Hamasa II. T.)

Sowie vom Felsen rinnt ein Quell, so rieselt meine Tränenflut,
Und tadelnd frage ich mein Herz: Wo ist dein einst so fester Mut?
Kaum, daß nach langer Trennung wir uns sahn, als zwischen uns der Tod
Geöffnet seines Grabes Schlund, wie ein gereizter Löwe tut.

Ein einz'ger Trost verbleibt mir nur, daß ich ihn sehen
werd einmal,
Ob süß auch dieses Leben ist, ob rasch und heiß
noch rinnt mein Blut.
Wie war mein Bruder jung und schön, wie stolz der
Glieder schlanker Bau!
Verschwendrisch zollte er im Kampf dem Schwert
den schuldigen Tribut!
Er nahte seinen Freunden gern, wenn ihn das Schick-
sal reich begabt,
Und kehrte sich von ihnen ab, war er entblößt und
arm an Gut.

XIV.

DAS HANDGEMENG

(Moallakât)*

Sie drangen an; die Vorhut wich,
Wie eine Herde, die man schreckt;
Doch eine Wolke hat darauf
Mit Hagelschauern sie bedeckt.

Der Lanzen Ton im Blute glich
Dem Regen, wenn er plätschernd fällt;
Der Schwerter Schlag ertönte dumpf,
Wie Ton des Holzes, das man spällt,

Des Bogens straffe Sehne pfiff,
So wie der Wind aus Süden pfeift,
Wenn er die Flut, die eisige,
In seinem jähen Lauf ergreift.

* Arabisches Preisgedicht.

Ein Dunst umzog die Kämpfer, wie
Gewitter, das sich reich entleert,
Indes aus Wolken hie und da
Des Blitzes rasche Zunge fährt.

XV.

(Bei einer Gelegenheit improvisiert)

Das Fest ist eröffnet, die Pauke dröhnt, verliebte Zecher, herein!
Ihr Lumpen und Jünger des Abu Seid, ihr Silbenstecher, herein!
Aufschließet die Schranken, stürmt an, ihr Scheiks, die Berberhengste gespornt,
Und ihr, ihr germanischen Ritter auch, ihr Lanzenbrecher, herein!
Und keiner verlasse den Kampf, eh noch der Wein des Morgenrots blinkt
Wohl über die Kuppeln und Minarets und flachen Dächer herein! —
Vor allem ein Lebehoch dem Hafis, dem Patriarchen der Zunft!
Drum bringe die liebliche Schenkin das Gold gefüllter Becher herein!

XVI.

AM GENFERSEE

1.

Der rauhe Winter schüttelt die Panzerschuppen ab,
Der junge Frühling sendet schon leichte Truppen ab;
Nun schneid ich, da der Lenz mir lebend'ge Stoffe beut,
Vergnügt die Drähte meiner Gedankenpuppen ab.
Natur, sie spiegelt selber auf meiner Seele Grund
Erhabene Gestalten in Formen, Gruppen ab.
So spiegeln sich im Leman, von leichtem Duft umhüllt,
Savoyens Riesenalpen mit ihren Kuppen ab.

MIT FREUNDEN

2.

Freunde! lagert euch im Schatten
Dieser üppigen Platanen;
Windet um die heißen Schläfen
Grünen Efeu und Lianen!

Schenke! spend uns nun des Weines
Flüssig Gold im Überflusse!
Denn wir brauchen reiche Opfer
Zum Gedächtnis hoher Ahnen.

Diesen vollen Becher jenen,
Die im Reich der Kunst, des Geistes,
An der Vorzeit kolossale
Mythische Giganten mahnen:

Goethe! Byron! die den kleinen
Geistern, die seither erstanden,
Wie die Sonne den Planeten
Vorgezeichnet ihre Bahnen.

Hier, wo sie gewandelt, laßt uns
Üben den Gesang und opfern,
Daß zur Dichterweih um unsre
Seelen schweben ihre Manen!

Doch auch wir sind Nachgeborne!
Was wir ziehn, ist spielend Laubwerk,
Das sich rankt um Riesenbauten
Jener mächtigen Titanen.

3.

Auf Savoyens Schneegebirgen liegt das Gold der Morgenröte;
Heil dir, Land, wo einst geschmachtet Matthisson, die weiche Flöte!
Heil dir, Leman! dessen Ufer Voltaire einst entzückt und Rousseau,
Später jenen großen Briten und den deutschen Riesen: Goethe.
Hohe Schatten! mir auch hat einst diese Stirn geküßt die Muse,
Daß der niedre Neid mir nimmer meinen guten Namen töte;

Doch untätig, im Genusse hab ich meine Zeit vergeudet,
Hoffend, daß mir wohl im Traume einst ein Gott den Lorbeer böte.
Oft nun jene großen Dichter mit dem eignen Nichts vergleich ich,
Daß mir Scham und bittre Reue meine blasse Wange röte.

4.

Mit dem Gewinne den Verlust
Muß man vergleichen, eh man spielt,
Und weinen muß man erst, bevor
Mit seinem eignen Weh man spielt.

Ich, der dies Leben ganz erfaßt,
Bin leichtgesinnt und flatterhaft,
Fast wie ein hübsches junges Weib,
Das mit dem alten Ehmann spielt.

Den Blütenregen hab ich gern,
Womit der Lenz mich mild umkost;
Doch lieb ich auch den wilden Sturm,
Der um den rauhen Seemann spielt.

Am meisten lieb ich flüssig Gold,
Gekocht von heißer Sonnenglut,
Wovon der reinste, schönste Strahl
Um das Gestad des Leman spielt.

XVII.

PERSISCHE VIERZEILE

Lenztrunken strömt die Nachtigall den Wohllaut ihrer Kehle hin,
Die Rose streut verschwenderisch den Weihrauch ihrer Seele hin; —
Sprich, Schicksal, das mir lang versagt solch Los, wann geb ich wiederum
An schöne Fraun dies heiße Herz in schmachtendem Ghasele hin?

XVIII.

Einst schrieb ich schlechter Verse viel
Und trieb ein wenig Jus dazu.
Ich liebte damals noch die Welt,
Die Schönheit, den Genuß dazu.

Ich hat eint leicht auflodernd Herz;
Ein hübsches Weib gefiel mir wohl,
Ein schönes Aug, ein schlanker Leib,
Ein kleiner, weißer Fuß dazu.

Ich hab gelebt, ich hab geliebt
Und mach dir keinen Hehl daraus;
Doch fand ich, was ich suchte, nie,
Nur Leere, Überdruß dazu.

Da sah ich dich; — ein Frühlingshauch
Drang durch des Herzens Winter mir;
Mir war ein lichter Sonnenstrahl
Dein Lächeln und dein Gruß dazu.

Und mir gefiel dein stolzer Sinn
Und deine Anmut marmorkalt,
Das feine Lächeln um den Mund
Und deiner Rede Fluß dazu.

Du stolze Frauenkönigin!
Gern bet ich im Ghasel dich an.
Nicht wahr, du liebst doch diese Form,
Den schmeichelhaften Schluß dazu?

Ich seh dich danken schon im Geist.
O mühe dich nicht, holdes Kind!
Schling lieber deinen Arm um mich
Und gib — den ersten Kuß dazu!

XIX.

PERSISCHE VIERZEILE

Nicht milder ist des Mondes Silberlicht, als du,
Und gibt es Engel, sind sie reiner nicht, als du!
Es widert mich die Welt und all ihr Treiben an,
Und nichts kann mich begeistern zum Gedicht, als du!

XX.

AUF DEN JAHRESWECHSEL

Dein soll mein Herz, das heiße, kranke, sein,
Dein ohne Maß und ohne Schranke sein!
Dein, schöne Herrin! sei dies stolze Ich,
Dein soll mein heimlichster Gedanke sein!

Es kömmt das Jahr und flieht. Ich will dir treu,
Ob auch die Welt, die morsche, schwanke, sein.
Ich bin der derbe, starke Eichenstamm,
Du sollst darum die grüne Ranke sein.

XXI.

Mit dir und mit dem Gott der Liebe
Will ich in stetem Bunde leben,
Und glücklicher, als ich, wird keiner
Auf diesem Erdenrunde leben!
Sieh die Natur, wie sie die Fülle
Des Lenzes auf die Welt ergossen,
Drum laß auch uns dem Gotte opfern
Und eine Wonnestunde leben.
O könnt' ich Ewigkeiten pressen
In solche trunkne Augenblicke,
O könnt' ich meine Lebensjahre
In einer Lustsekunde leben!
Den Arm um diesen reinen Tempel
Des Ebenmaßes deiner Glieder,
Am Blütenkelche deiner Lippen
O könnt ich mich zu Grunde leben!
Doch ach, das ist mein einz'ger Kummer:
Ein guter Dichter kann nicht sterben!
Er muß in jedem schönen Herzen,
In jedem schönen Munde leben.

XXII.

SUB ROSA

Daß ich den Mantel hoher Wichtigkeit
In Versen angetan, hat seine Richtigkeit.
Doch niemand weiß, was ich im stillen litt
An dem Bewußtsein meiner Nichtigkeit.

XXIII.

Im sichern Hafen land ich nie;
Mich selber überwand ich nie;
Des Lebens Wechsel sucht ich auf,
Doch seinen Reiz empfand ich nie;
Mein Herzblut rieselt hin im Lied,
Dies wunde Herz verband ich nie.
Wohl hab ich oft geklagt, jedoch
Mein herbstes Weh gestand ich nie:
Die Schönheit, die ich früh geliebt,
Die göttliche, umwand ich nie;
Da wollt ich folgen der Vernunft,
Doch ihren Wink verstand ich nie;
Wie viel ich in der Welt erstrebt,
Den Stein der Weisen fand ich nie.

XXIV.

DAS MENSCHENLEBEN

Einst hielt ich für ein blühendes,
Ein gottbeseelt Gedicht das Leben;

Mir schien ein schönes, reiches Recht
Und eine ernste Pflicht das Leben,

Der Nerv, der Pulsschlag alles Seins,
Die Seele, die die Welt bewegte;
Mir war der Tod ein grauses Nichts,
Ein hellauflodernd Licht das Leben;

Noch wucherten, ein üpp'ger Lenz,
Die Täuschungen in meiner Seele,
Die Hoffnung stand in Blüten ganz;
Denn, ach! noch kannt ich nicht das Leben.

Wie anders jetzt! Mir scheint der Tod
Ein ruhebringend, rasch Verzichten.
Jedoch ein schmerzlich jahrelang
Andauernder Verzicht das Leben.

XXV.

Ich habe manche Nacht durchwacht,
Der süßen Ruhe pflag ich auch;
Ich nutzte meine Zeit, doch ob
Verlornen Stunden klag ich auch.

Hab hinter Büchern oft geschwitzt,
Kathederweisheit hörte ich,
Am Teetisch hab ich oft gegähnt,
An Frauenbusen lag ich auch.

Geachtet würde, wähnt ich einst,
Wer reife, was ein Gott ihm gab;
Nun aber kenn ich ganz die Welt,
Und diesem Trost entsag ich auch.

XXVI.

Ich weiß, wie weniges mir nur gelungen ist,
Wie bald ein Ton, ein flücht'ger Ton verklungen ist;
Dem Ziele strebte mancher zu, doch wenige sind's,
Um deren Haupt der Lorbeerkranz geschlungen ist.
Was kümmert's mich? Denkt doch des Schwans die Lilie,
Wenn längst sein Lied, das Schwanenlied gesungen ist!
So fand auch ich ein Herz, das mein gedenken wird,
Ein Herz, zu dem mein irrend Lied gedrungen ist;
Da klingt sein Ton melodisch aus, wenn lange schon
Der Zither letzte Saite mir gesprungen ist.

XXVII.

MIT FREUNDEN

Dem Gold im Becher wollen wir
Die liederreichen Kehlen weihn
Und auch dem Rausch der Liebe stets
Die ganzen, vollen Seelen weihn!

Wie sehr ihn die Vernunft verschmäht,
Ich liebe solchen flücht'gen Reiz;
Wem sollt' ich sonst der Poesie
Geschliffene Juwelen weihn?

Einst strebt ich höher zwar, doch seit
Die Heimat meinen Dienst verschmäht,
Will ich dem Dienst der Torheit mich
In lieblichen Ghaselen weihn.

XXVIII.

Wie oft ich nach dem Glück gehascht, es floh mir immerdar vorbei;
Dagegen kam ich unversehrt nur selten der Gefahr vorbei.
Reichtum und Dummheit haben stets hohnlachend sich vor mir gespreizt;
Wenn auch ein Bettler, sah ich stolz bisher an diesem Paar vorbei.
Wenn mit der Lüge Waffen oft mir Buben meuchlings nachgestellt,
So lenkten, wenn ich umgeschaut, die Schlechten feige zwar vorbei;
Doch hatt' ich, sie zu züchtigen, den guten Bogen oft gespannt
Und war gewiß, es flög' mein Pfeil am Ziel nicht um ein Haar vorbei;
Indes, wenn ich das Volk besah, hat mich das Mitleid stets erfaßt;
Am Sperling und am Gimpel rauscht nach edlerm Feind der Aar vorbei.
Wenn ich mich überhebe, ist's, weil viele mich zu tief gestellt;
Schon schritt mir wichtig mancher Hund, vornehm der Esel gar vorbei.
Vielleicht wird man mir einst gerecht, wenn mit dem Tod der Keim zu dem,
Was ich erreichen hätt' gekonnt, wie, was ich wirklich war, vorbei.

XXIX.

AN PLATENS GRAB

Wen je der Masse Beifall trug,
Der hebt sich leicht zu hohem Flug;
Gut steht ihm die Bescheidenheit,
Ihm, den die Welt zum Ritter schlug;
Doch wer die Bahn des Ruhms betritt,
Ein Triumphator ohne Zug,
Der, dem den guten Namen schnöd
Die Lüge und der Neid erschlug,
Sei stolz und sei sich selbst gerecht,
Sei trotzig und sich selbst genug.

XXX.

Dank dir, Schicksal! das zu bannen
Raum und Stunde mir verliehen,
Das des Liedes silberhelle
Glockenmunde mir verliehen!

Mehr als alle Bücherweisheit
Lehrt Natur mit tausend Zungen;
Dank dir, daß du schon so frühe
Diese Kunde mir verliehen!

Wer den Himmel will erreichen,
Muß sich selbst die Leiter bauen.
Dank dir, daß du dies Bewußtsein,
Dies gesunde, mir verliehen!

Großes, was dem Glück mißlungen,
Hat das Unglück oft vollendet.
Dank dir, Schicksal! daß du manche
Tiefe Wunde mir verliehen!

Eines nur beklag ich, wenn ich
Meines Wortes Klinge prüfe:
Daß du, da du doch so milde
Jene Pfunde mir verliehen,

Daß du, statt an ebenbürt'gen
Gegnern meine Kraft zu proben,
Nur zu Feinden solche schlechte
Kleine Hunde mir verliehen!

XXXI.

Ich steure auf des Lebens Flut mit selbstgebautem Kiele zu;
Man horcht, wenn meine Harfe tönt, zuweilen gern dem Spiele zu;
Ich streifte manchen schönen Strand, manch holde Blume winkte mir,
Ich habe mich am Duft berauscht, ein andrer griff dem Stiele zu;
Doch hab ich auch zum Grund erprobt, was nur das Leben Bittres beut,
Denn, gäb' es noch ein Mißgeschick, ich weiß, daß es mir fiele zu.
Was unerreichbar ich gewußt, das lockte stets zumeist mich an;

Ich rang danach und wähnte selbst, ich strebe einem Ziele zu.
Nicht wünsch ich mir Unsterblichkeit; was kostbar, birgt man meist der Welt;
Der Mantel der Vergessenheit, er deckt der Besten viele zu.

XXXII.

AN EINE JUNGE DAME

Sei, du lieblichste der Frauen,
Sei zufrieden mit den Losen!
Wenn ich dir die Mahnung gebe,
Wolle drum dich nicht erbosen.

Blauem Himmel gleicht dein Auge,
Deine Rede Blumendüften
Und dein Lächeln Schmetterlingen,
Die um deine Lippen kosen.

Unter einem schönern Himmel
Haben schönre Blütenmunde
Niemals sich dem Lenz erschlossen,
Diesem Schmeichler, diesem losen.

Ach, die Gier nach Ruhm, sie würde
Furchen deine Stirn, und düster
Würde deiner Seele Spiegel,
Deine Wangen bleiche Rosen.

Laß dies Saitenspiel des Herzens
Nie dir von Apoll entlocken;
Überlaß es Amor lieber,
Jenem kleinen Virtuosen!

XXXIII.

Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst
In meiner Brust geraten wird,
Ob jemals reife Frucht gedeihn
Aus diesen jungen Saaten wird.

Zwar acht ich eine große Tat
Weit höher als ein tönend Wort,
Obwohl ich zweifle, daß aus mir
Ein Mann von großen Taten wird.

Doch soll mein Lied nie Buhlerin
Des flücht'gen Augenblickes sein,
Damit die Kunst zum Handwerk nicht,
Die Feder nicht zum Spaten wird.

Der Schönheit geb ich ganz mich hin;
Doch weiß ich freilich, daß aus mir
Ein Goethe nimmer an Gehalt
Und auch an Form kein Platen wird.

XXXIV.

NEUE LIEBE.

Der Garten schlägt, ein stolzer Pfau,
Sein farbiges Gefieder auf,
In Blütenflammen loderte
Lenztrunken schon der Flieder auf;

Mit Hyazinthen-Wohlgeruch
Vermengt sich der Narzisse Duft,
Verlangend schließt die Tulpe auch,
Die üppige, ihr Mieder auf.

So zieht berauschend, Bacchus gleich,
Der jugendliche Lenz durchs Land,
Und überall in Hain und Flur
Steht sein Gefolge wieder auf.

Auch dieses totgeglaubte Herz,
Es kleidet sich mit frischem Grün
Und lebt nochmals am Ebenmaß
Der schönsten Frauenglieder auf.

Jedoch, was frommt es mir? mein Lieb
Raubt meiner Seele besten Teil,
Und was sie übrig läßt, das geht
Im Wohllaut meiner Lieder auf.

XXXV.

Keine blasse Laura will ich,
Nein, ein Mädchen süß und lose,
Keine weiße Lilie, sondern
Eine üppige, rote Rose.
Bin der Wissenschaft, der spröden,
Lang vergeblich nachgegangen;
Qualvoll waren meine Tage,
Meine Nächte schlummerlose,
Bis ich endlich jeden Wissens
Tiefste Tiefe fand im Weine
Und des Lebens höchste Weisheit
Fand in einem Frauenschoße.

XXXVI.

AN EINEN FREUND

Deine steilen Pfade gingst du,
Andre ging ich unterdessen;
Was das Leben beut an Wonne,
Das empfing ich unterdessen.

Ob bestaubten Folianten
Hast du oft durchwacht die Nächte;
Jede süße Jugendtorheit,
Ach! beging ich unterdessen.

An dem Munde weiser Alten
Bist du lernend oft gehangen;
An den Lippen des Genusses
Aber hing ich unterdessen.

In dem Wüstensand des Wissens
Suchtest du den Quell der Wahrheit;
Doch den Schmetterling des Glückes
Spielend fing ich unterdessen.

Mit der Geißel der Entbehrung
Magst du deinen Leib kasteien;
Meiner Leidenschaften Fackel
Jauchzend schwing ich unterdessen.

Auf des Ruhmes kahle Höhe
Jagt dich, Freund, dein heißer Ehrgeiz;
Tief im Tale Lenz und Liebe,
Die besing ich unterdessen.

DER GHASELEN ZWEITER KREIS

I.

LEBENSPHILOSOPHIE

Lieblich weht die Luft uns zu,
Trägt der Blumen Duft uns zu;
Schied die Welt uns, Lieb und Lenz
Füllen diese Kluft uns zu;
Falter sonnen sich im Licht,
Und die Rose ruft uns zu:
Freu sich heute, wer da lebt,
Morgen deckt die Gruft uns zu!

II.

IN EIN ALBUM

Wie der Himmel dieses Lands
Leuchtet deiner Augen Glanz;
Durch des Lebens Labyrinth
Schwebst du leichthin, wie im Tanz;
Jugendlust und Anmut tragen
Dir die Schleppe des Gewands;
Blumen, die du pflückst am Weg,
Werden dir von selbst zum Kranz;
Aber wenn der Lenz verblüht,
Reifen Früchte des Verstands,
Und wer ganz die Welt erkennt,
Glaub mir, der entsagt ihr ganz.

III.

DER DICHTER

Dem Dichter ward ein karges Los; die Nüchternen verhöhnen ihn,
Es kehrt die Welt sich von ihm ab, nur schöne Fraun verwöhnen ihn;
Doch wenn kein irdisch Weib ihm je das Herz erschloß, mit keuschem Kuß
In heiliger, verschwiegner Nacht umarmen die Kamönen ihn;
Ihn lehrt ein Gott der Dinge Maß, er lauscht entzückt dem Sphärenchor,
Wie Offenbarungen des Alls umrauscht ein Meer von Tönen ihn;
Entsinkt der Mut ihm, richtet neu manch hohes Vorbild ihn empor,
Verwandter Seelen Kampf und Leid erheben und versöhnen ihn;
Dem Ewigen dient er, lebt nur halb der Zeit, die oft ihn ganz verkennt,
Doch ehrt die Nachwelt seinen Staub, und späte Enkel krönen ihn;
Mag Neid ihm und Gemeinheit drohn, ihm ziemt zu lächeln ihres Wahns:
Vor ihren Pfeilen giftgetränkt beschirmt der Schild des Schönen ihn.

IV.

Du beklagst mich, der ich sonst nur
Von der Schönheit trunken bin,
Daß ich jetzt in Weltbeglückungs-
Pläne ganz versunken bin.

Während, unter Dunkelmännern
Das Gestirn des Tags verkündend,
Ich nur allzuoft wie eine
Lerche unter Unken bin,

Füllt sich deine Brust mit Sternen,
Und du bist ein Licht geworden
Ersten Rangs, was ich zurzeit noch
Nur in Weinspelunken bin.

Aber hüte dich, daß deine
Sterne nicht vom Licht erbleichen
Jenes Weltenbrands, von dem ich
Selbst ein kleiner Funken bin.

V.

Nütze deine Augenblicke,
Jeder ist ein Glied der Zeit;
Werde Amboß oder Hammer,
Lehrling oder Schmied der Zeit.

Auf bequemen Eisenschienen
Jagt die Menge nach Erwerb;
Unbetreten ist der Schönheit
Bergpfad, denn ihn mied die Zeit.

Des Olymperschüttrers Blitze
Fesselte der Telegraph,
Schrillen Spottes pfeift das Dampfroß
Uns das Hohe Lied der Zeit.

Liege länger vor Altären
Jener Vorwelt nicht im Staub,
Da noch echte Kunst vom Handwerk
Strengen Ernstes schied die Zeit.

Andrer Ideale pflegen
Heut die Völker — schwimm auch du
Mit dem Strom, bedenke weise
Diesen Unterschied der Zeit.

Speerumragt vom Eigennutze
Ist der Menschheit Herz; den Weg
Dir zu bahnen, Freund, vermöchte
Selbst kein Winkelried der Zeit.

VI.

PERSISCHE VIERZEILEN

1.

In dieser Welt des Unbestands
Verschmähe den erborgten Glanz;
Was du tun willst, tu es bald,
Was du sein willst, sei es ganz.

2.

Wer noch klein wie du, der streckt sich,
Mangelnder Verstand erweckt sich;
Wärst du um fünf Lenze älter,
Spräch' ich: Was sich liebt, das neckt sich.

3.

Laß dich von den Ungewittern
Dieses Lebens nicht verbittern!
Bald auf neu erstandnen Blüten
Wird die Frühlingssonne zittern.

ODEN

ASKLEPIADEISCHE ODEN

NACHTS

Komm, ambrosische Nacht, ströme dein Silberlicht
Weich und träumerisch aus über das ew'ge Meer!
Wieg in seligen Frieden
Dieses müdegehetzte Herz!

Spinnst du wieder, wie einst, lieblicher Gott des Traums,
Goldne Fäden um mich? Rührt die Erinnerung
Sanft die Saiten der Seele,
Oder kommst du, Erhabne, selbst?

DIE MUSE

Leise, schüchternen Tritts, wie sich der Liebe Glück
Einst dem Knaben genaht, nahet die Göttliche,
Und das heilige Feuer
Schürt sie wieder im Busen mir.

Was das Leben dir auch oder der Tod dir nahm,
Blieb die Muse dir treu — nimmer verarmt ein Herz,
Dem das Leid in Gesängen
Auszuströmen ein Gott verlieh.

DER TOD

Böse fürchten den Tod, Glückliche scheuen ihn,
Arme rufen ihn an, Tapfere trotzen ihm;
Doch Geprüfte und Weise
Sehn ihn nahen wie einen Freund.

Denn den Frieden der Brust, welchen die Welt entweiht
Und die Sorge geraubt, bringt uns der Tod zurück,
Und der kettenbeschwerten
Seele löst er den Sklavenring.

AN CHARMION

Anmutstrahlendes Weib, attischen Zaubers voll!
Wehmut faßt mir das Herz, während an deines
Munds
Liebreiz, deiner Gestalt seltenem Ebenmaß
Schönheitstrunken mein Auge hängt.

Wehmut faßt mir das Herz, denk ich daran, daß einst
Solch vollendeten Leibs blühender Bau zerfällt . .
Muß denn, was die Natur göttlich berauscht ersann,
Wie ihr nüchternstes Werk vergehn?

Spurlos, morgen vergehn? Wo ist des Griechenvolks
Geisteinhauchende Kunst, welche den Stein beseelt?
Lebt kein Phidias mehr, der dein Gebild, Natur,
Festbannt, eh es die Zeit zerstört?

Doch was klag ich umsonst, Liebliche, die ja doch
Selbst nicht flücht'gen Besitz je mir vergönnt? Wozu,
Wohllautkundiger Gott, der du die Macht des Worts
Austeilst, gabst du die Leier mir?

Schönheit trifft bis ins Mark; aber es stillt den Schmerz
Sanft einschmeichelnd das Lied, welches die Strenge
rührt;
Ist mir dieses versagt, senke mir minder tief,
Fernhintreffer, ins Herz den Pfeil!

MEERFAHRT

Fernhin leuchtet das Meer . . . lege das Ruder bei!
O wie lieblich du bist! Reiner, vom Abendrot
Goldgrundähnlich umstrahlt, heben des keuschen Leibs
Knospende Formen sich ab.

Nimm die Laute, o nimm! Heiliger Friede stimmt
Unmutglättend, wie Öl, welches die Wogen stillt,
Klar und groß mein Gemüt, wenn du des Saitenspiels
Schlummernden Zauber beschwörst.

Tief aufhorcht die Natur, wie der getragne Ton
Meerflutähnlich sich hebt, bald wie die Ebbe sinkt,
Nochmals schwillt und erstirbt, bis er wie Windeswehn
Längs den Gestaden verhallt.

Dämmernd neigt sich der Tag . . . schon im Limonenhain
Sehnsuchtweckenden Lauts flötet die Nachtigall . . .
Horch! zum Wechselgesang fordert ihr schmachtend
Fordert zur Liebe uns auf. [Lied,

Lauter pocht dir das Herz . . . lauscht es der Nachtigall?
Bebt dein eigner Gesang zitternd im Innern nach?
Doch du lächelst und schweigst . . . Über das goldne Meer
Senke den Schleier, o Nacht!

ALKÄISCHE ODEN

DER ZÜRCHERSEE

O Heimatsee, den einst mit beredtem Lob
Der Sänger pries, der odengewaltige,
Liebkost vom Glück, im Arm der Freundschaft,
Seines unsterblichen Ruhmes sicher . . .

Nach langer Trennung kehr ich aus fremdem Land,
Das Weh der Sehnsucht stillend, zu dir zurück
Und grüß euch, all ihr wohlbekannten
Wellenumplauderten Fruchtgelände!

Wie einst den Knaben lacht ihr noch heut mich an,
Dorfreiche Ufer, rebenumlaubte Höhn!
Fernhin, wie alles Große einsam,
Ragen zum Himmel die ew'gen Alpen.

Ihr bliebt dieselben; aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt.

Wo sind die Enkel jener Gefeierten,
Die dir den Namen, Limmat-Athen, verliehn,
Und die zum Ruhm der freien Heimat
Kronen getragen im Reich des Schönen?

Du frägst umsonst. Setz weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht . . .
Zugvögel mögen dich geleiten
Über die Berge nach fernen Zonen.

DEN KINDERN DES GLÜCKS

Euch wog, ihr Sonntagskinder, verschwenderisch
Das Glück mit Gold und Orden die Lieder auf,
Und sorgenlos in voller Muße
Dient ihr wie Priester den hohen Musen.

Mir aber waren früh die Gedanken wohl,
Doch nie die tagwerkpflichtigen Hände frei;
Denn wenn die Rechte schlug die Saiten,
Kämpfte die Linke den Kampf ums Leben.

Und mancher Stümper wies auf die Schwielenhand,
Indes ich spielte, daß ihn der Neid erfüllt,
Und sprach: Wie kommt der Mann der Werkstatt
Unter die Gilde der Kunstgenossen?

Und mancher meinte, während er selber doch
Den tiefen Ton zu treffen umsonst versucht,
Es seien undeutsch diese Weisen
Meines plebejischen Saitenspieles.

So blieb mir denn als Lohn der Entbehrungen
Und all des Undanks, den ich mit Stolz ertrug,
Ein einzig Recht: In Haß und Liebe
Darf ich dem Zuge des Herzens folgen.

Ich achte Schönes hoch und Erhabenes
Und freu mich jeder geistig gesunden Kraft.
Doch beug ich mich vor keinem Hut, noch
Kronen und Kränzen um leere Stirnen.

AN HEINRICH VON TREITSCHKE

Zwar soll der Mensch sich beßrer Erkenntnis nie
Verschließen; doch des Einzelnen Leben mißt
Nur eine Spanne Zeit, und langsam
Reifen die Völker dem Heil entgegen.

Die großen Fragen bleiben dieselben stets:
Licht oder Dunkel. Jeglicher trifft die Wahl
Schon früh; und Eine Grundanschauung
Ist dem Charakter genug fürs Leben.

ENTMUTIGUNG

In dieser Welt des Trugs und der Täuschungen,
Wo selbst die Treue feil und der Glaube sind,
Und wo gewissenlose Klugheit
Über die Tugend den Sieg davonträgt,

Ist jener Schicksal doppelt beklagenswert,
Die scharfen Augs die fressende Fäulnis sehn,
Und doch voll hoher Ideale
Nur der Veredlung der Menschheit leben.

In ew'gem Streite liegen Verstand und Herz.
Die Kraft ermüdet; selbst die Begabtesten
Erfahren endlich: Eitel Stückwerk
Sind die Erfolge des höchsten Wollens.

Und viel errang schon, wer von Verbitterung
Sich frei erhielt, Undank wie ein Mann ertrug,
Und großen Zielen zugewendet
Bis an das Ende sich selber gleich bleibt.

DAS FRANZÖSISCHE VOLK

Sprecht mir vom Freiheitstrieb und Kulturberuf
Des zuchtlos cancantanzenden Volks nicht mehr,
Das angesteckt von jeder Fäulnis
Nur die verschuldete Strafe duldet.

Halb Kind, halb Greis, in tückischem Unbestand
Genuß und Greuel, ewigen Wechsel will's.
Nichts ist ihm heilig; seine Launen
Bändigt allein die Cäsarenrute.

SAPPHISCHE ODEN

ODE AN DAS MEER

Gruß dir, frührotschimmerndes Meer! gewaltig
Haucht dein herber Odem mich an, und wieder
Tragen aufwärts mich die des Flugs entwöhnten
Schwingen der Seele.

Eigner Mißmut zog und der Neid der Menschen
Längst ein dreifach Erz um die Brust mir; aber
Was sind Tränen Einzelner gegen deine
Mächtige Salzflut?

Vieles Elend sahst du in langem Zeitlauf,
Seit die Bernsteinlasten des Tyrerseglers
Deine Flut gefurcht und der windumbrauste
Kiel des Odysseus.

Manchen Segen brachtest du zwar, du trugest
Sänger einst olympischem Sieg entgegen,
Trugest ruhmgekrönte Triumphatoren
Sicher zur Heimat.

Ja, an deinen mächtigen Wellenbrüsten
Zogst du Völker groß und verliehst als Spielzeug
Ruhm und Weltmacht ihnen und ferner Zonen
Seltene Schätze.

Doch die eignen Söhne verschlangst du, fraßest
Perserflotten, punische Kriegstriremen,
Warfst Trafalgars Raub zu des zweiten Philipps
Stolzer Armada.

Keine Spur zwar grub dir die Zeit ins Antlitz;
Doch mit unbestechlichem Griffel schrieben
Auf den Grund Jahrtausende dir den ganzen
Jammer der Menschheit.

Dir im Schoß ruhn Tempel vergeßner Götter,
Ruhn versunkne Städte; es ruhen neben
Völkerketten untergegangner Reiche
Kronen im Schoß dir.

Tyrus' alten Glanz und den Stolz Karthagos,
Romas Weltherrschaft und Venedigs Größe
Deckst du zu mit deiner Gewässer dunkel
Rollendem Bahrtuch.

Tiefgeheimnisvoll, wie des Weltenschicksals
Stimme tönt dein Donnergebrüll ins Ohr mir,
Ehern, rauh, hohnlachend, so vieler Völker
Wiegen- und Grablied.

Endlos groß hinwogendes Meer, wer bist du?
Aus Versehn entfesselte rohe Urkraft?
Oder gab ein Gott, ein Gesetz dir dieses
Amt der Vertilgung?

Oft wie Atemzüge des großen Weltgeists
Weht's aus deinen Tiefen; mir ist, als hört' ich
Heil'ge Laute, welche der Schöpfungssagen
Rätsel mir lösten.

Doch umsonst mit sterblichem Mund beschwör ich
Jene Geister über den Wassern schwebend;
Frag umsonst ... du speist an den Strand als Antwort
Trümmer und Leichen.

Weltverhängnis, bist du die Weltvernichtung?
Ist das Leben ewiger Untergang nur?
Eins erschau ich klar: Dein Beruf, o Mensch, ist
Stetes Entsagen.

Hier erkenne, hier, wo versunkner Völker
Geist entsproßt nie wieder gelungne Blüten,
Was der Menschheit Los — und des eignen Schmerzes
Lerne vergessen.

SERENADE

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert
Nur der Springquell; zwischen verschlafnen Büschen
Lauschen Marmorgötter, und überm Meere
Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmut teilen dein heimlich Lager;
Deinen schwanweiß schimmernden Hals umnachtend,
Löst sich stromfallähnlich die Fülle dunkel
Flutenden Haares.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,
Deiner Glieder griechisch geformten Bau nun,
Und ins Herz dir träufelt der holde Traumgott
Sanftes Vergessen.

PERLEN UND RÄTSEL

Späte Reue schreckt dich vielleicht vom Pfühl auf,
Mein gedenkend bebt dir das Herz, und grollend
Über deiner edelgewölbten Stirne
Lagert ein Schatten.

Sei getrost! kein kosend vertraulich Wort soll
Je verraten, was in verschwiegnen Nächten
Deine stolzen Lippen mir unter süßem
Sträuben gestammelt.

Nur ein Wink — und rasch nach entlegnen Ländern
Trägt das Meer mich; Perlen und Rätsel birgt es
Tief im Schoß; doch tiefer im Herzen hüt' ich
Unser Geheimnis.

GEREIMTE SAPPHISCHE ODEN

1.

Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen,
Träumerisch im eigenen Reiz verloren,
Alle Blicke, die dir am Munde hangen,
Nimmst du gefangen.

Wo du lachst, verbreitet sich Wohlgefallen,
Wenn du singst, verstummen die Nachtigallen,
Wo du weilst, entsprießen dem kargsten Boden
Sapphische Oden.

2.

Holdes Kind, in deine gelösten Locken
Fällt der Nachttau, fallen die Blütenflocken!
Nachtigallen schlagen, die alte Linde
Flüstert im Winde.

Drin Musik und seidner Gewänder Rauschen,
Während Nachtigallen uns hier berauschen;
Sie verstummen; wir in verliebtem Zaudern
Küssen und plaudern.

AN GRILLPARZER

Unterhaltung will von der leichtgeschürzten
Muse nur die Menge und Sinnenkitzel;
Doch für tiefen Ernst und gediegne Schönheit
Mangelt der Sinn ihr.

Wessen Geist aufsteigt zum Erhabnen, bleischwer
Zieht die Last der nüchternen Zeit zurück ihn;
Fast mit Spott begegnet die Welt dem ernsten,
Wirklichen Dichter.

Wen ein Gott zum Märtyrer weiht des Schönen,
Fremd dem Troß der Menge, das Herz verödet,
Irrt er hin durchs Leben, wie fluchbeladen,
Freudlos und einsam.

Seinen Seherblick in Vergangnes tauchend
Oder Künft'ges, kehrt er sich seiner Zeit ab
Und verlernt, dem göttlichen Dante ähnlich,
Lachen und Weinen.

Selbst das Spätrot endlichen Ruhms beleuchtet
Greller nur den schmerzlichen Zug des Hohnes,
Der auf längst begrabenes Hoffen weist und
Jahre des Kummers.

AUF MORITZ HARTMANN

Tiefe Andacht faßt mich, beinah als trät' ich
Über eines Tempels geweihte Schwelle,
Wenn ich dein gedenke, du mild gesinnter,
Bester der Menschen!

O, wie oft, vom eisigen Frost des Lebens
Halberstarrt, empfand ich die volle Wärme
Deines tiefempfindenden, allem Schönen
Offenen Herzens!

Reinre Glut umloderte keinen Altar;
Ach, und nun . . . der lässigen Priesterin gleich,
Ließ Natur dies heilige Vestafeuer
Achtlos erlöschen!

AUF CARL BRATER

Dein gedenk ich heute beim Sieg der großen
Deutschen Sache, der dein charakterstrenger,
Hoher Freimut, deine gedankenklare
Seele geweiht war.

Wenn ein Held im Taumel der Schlacht nach tapfern
Taten hinsinkt, schmückt ihn der blut'ge Lorbeer;
Sein Gedächtnis feiert das Volk, und dankbar
Nennt ihn die Nachwelt.

Doch es bleibt die stillere Größe jener,
Die zum Wohl des Volks in Gedankenschlachten
Tropfenweis verbluten ein edles Leben,
Minder beachtet.

Denn es liebt ja Blendendes nur die Menge,
Und des Schmeichlers käufliche Lippen preisen
Jene nur, die leben, das Lob mit vollen
Händen zu lohnen.

Doch dem Dichter ziemt es, im Angedenken
Seines Volks die Toten erstehn zu lassen
Und die denkmallosen Gedankenhelden
Würdig zu ehren.

DAS DEUTSCHE VOLK

Seine Blütezeit und die Zeit des Sinkens
Hat ein jedes Volk in der Weltgeschichte;
Jedes tritt, sobald sein Beruf erfüllt ist,
Ab von dem Schauplatz.

Ewig jung blieb nur des Germanenvolkes
Stramme Kraft; noch strotzt es von Lebensfülle;
Wie es Tacitus mit dem ehernen Griffel
Schildert den Römern.

Mehr als einmal, bald durch die Macht des Geistes,
Bald durch die des Schwertes der Welt gebietend,
Stand es auf den sonnigen, ätherklaren
Höhen der Menschheit.

Wieder, alle Stämme zum Reich vereinend,
Herrscht dies Königsvolk, und die Attribute
Seines Weltmachtszepters bedeuten: Wohlfahrt,
Recht und Gesittung.

DEM DEUTSCHEN VOLKE

Reine Freude schwellt mir das Herz, gedenk ich
Deines Schlachtenruhms und des stolzen Aufschwungs
Deiner Völker, wiedergebornes, starkes,
Einiges Deutschland.

Mag im Glanze künftiger Machtentfaltung
Dir ein Gott die Tugenden stets bewahren,
Die dich groß vor anderen machen, Volk der
Dichter und Denker:

Keusche, unbestechliche Wahrheitsliebe,
Die das Eigne prüft und das Fremde achtet,
Hohen Sinn und sicheres Maß, die schönsten
Zierden der Tatkraft.

Nicht zu blenden, sondern als Leuchte trage
Deiner Bildung Fackel voran der Menschheit;
Führ das Richtschwert; aber dem Schwert geselle
Stets sich die Wage!

So aufs neue nimm in der Weltgeschichte
Deine Stelle, walte des Amts mit Würde,
Und den mühsalduldenden Völkern sichre
Frieden und Freiheit.

DIE DEUTSCHE SPRACHE

Dich vor allem, heilige Muttersprache,
Preis ich hoch; denn was mir an Reiz des Lebens
Je gewährt ein karges Geschick, ich hab es
Dir zu verdanken.

Spröde schilt der Stümper dich nur; mir gabst du
Alles; arm an eigenen Schätzen bin ich,
Doch verschwenderisch wie ein König schwelg ich
Stets in den deinen.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
Ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohllaut
Ist dir vergleichbar.

Ja, du bist der griechischen Schwester selber
Ebenbürtig, wärst des Gedankenfluges
Eines Pindar wert und der Kunst der alten
Göttlichen Meister.

Wenn die Zeit auch nicht an des deutschen Volkes
Weltberuf mit ehernem Finger mahnte,
Eine solche Sprache allein genügte,
Ihn zu verkünden.

DIE BESTIMMUNG DER SCHWEIZ

Hier auf Allobrogengebiet vermaß sich,
Jüngst noch straflos Völkerverträge brechend,
Jener neue fränkische Imperator
Schnöder Gewalttat.

Schweigend sah's Europa, und längst dahin ist
Althelvetias Heldengeschlecht, das unter
Divicos Jochgalgen den Römernacken
Einst mit dem Schwert zwang.

Was vermöchte wider Erobrerwillkür
Heut die Schweiz noch? Kleinere Staaten schützt ja
Vor dem Schicksal Polens allein die Zwietracht
Mächtiger Nachbarn.

Euern Freistaat sichert, ihr Schweizer, nicht mehr
Jener Löwenmut, der die Heere Östreichs
Niederwarf und Karl, dem Burgundenherzog,
Leben und Ruhm nahm,

Noch der Ehrgeiz, welcher das Szepter Mailands
Prüfend wog, indessen die Riesenschlachten
Auf den norditalischen Ebnen eure
Waffen entschieden.

Heldenruhm hob einst euch beinah zur Weltmacht;
Andre Zeiten, andre Sitten gaben
Andre Säulen eurem Bestand, euch selber
Höhere Ziele.

Euer Kleinstaat rage hervor durch Großsinn!
Zeigt der Freiheit Segen Europas Völkern!
Und durch Weisheit eurer Gesetze werdet
Ihnen ein Vorbild!

DEM SCHWEIZERVOLKE

Dich, o Vaterland, mit gerechtem Stolze
Preist dein Kind; dich schmücken Natur und
Freiheit;
Durch Gemeinsinn, weise Gesetze bist du
Völkern ein Vorbild.

Du zuerst, vorleuchtend den Staaten Deutschlands,
Brachst des Papsttums Fessel und gabst dem Volke,
Freien Sinn und nützliches Wissen fördernd,
Treffliche Schulen.

Deinen Wohlstand gründen Gewerb und Landbau;
Spinn- und Webstuhl treibend, Gewerken dienstbar,
Keucht der Strom, und mitten im Schoß der Alpen
Wiehert das Dampfroß.

Aber eins gebricht dir. Den Künsten baue
Einen Herd und gib ein Asyl dem Schönen,
Dir zum eignen Schutz in dem künft'gen Kriege
Aller mit allen.

Fortgescheucht vom nüchternen Geist der Menge,
Die sie Träumer schilt, wie Verbannte irren
Hülf- und heimatlos im entfernten Ausland
Viele der Deinen.

Derer Ruhm selbst, denen in fremden Ländern
Schutz und Bildung wurde und fremder Beifall,
Bleibt dem gutaufhäufenden Volk der Heimat
Ewig ein Vorwurf.

Lerne denn hochhalten die Kunst! Veredelnd,
Jede Kraft zu rühmlicher Tat beseelend,
Ganze Völker hebt sie zur Blüte höchster
Menschengesittung.

Aber ausgetilgt aus der Weltgeschichte
Wird ein Volk, das kleinlichen Krämersinnes,
Bar der Ideale, versinkt zur Tierheit
Roher Erwerbgier.

Nicht umsonst ging Tyrus beinahe spurlos,
Ging Karthago unter, indes — der Menschheit
Musterbild — unsterblichen Ruhmes Lichtbahn
Wandelt Athens Volk.

DAS EISEN

Lang genug als Dichter und Denker priesen
Oder höhnten andre das Volk der Deutschen;
Aber endlich folgten des Wortes Taten
Taten des Schwertes.

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstandnes Deutschland!
Ruhm und Einheit, äußere Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen.

Laß die Harfen tönen von Siegsgesängen;
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern, und Feinde dräun dir
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in dem Wikgewande
Gingen die Helden.

Andre Zeiten, andre Geschlechter kommen . . .
Und dem späten Enkel, der deine Taten
Dankbar segnet, werden des Krieges Waffen
Wieder zur Pflugschar.

GEGEN ROM

1.

Mächtig stehst du da, mit dem Siegerfuße
Auf des Todfeinds Nacken, geeintes Deutschland;
Aber unversöhnliche Gegner drohen
Neue Gefahr dir.

Denn die Zwingburg menschlichen Geists, das Papsttum
Dient als Bollwerk wieder dem Orden Jesu,
Dessen unheilbringende Macht sich ausdehnt
Über den Erdball.

Jeder Zeit zur höheren Ehre Gottes
Fürst- und Völkermord und Gedankenmorde
Sann er aus, und heilig gesprochen wurden
Täter und Untat.

Unerreichbar weltlichem Arm verhöhnt er
Jede Menschensatzung und gibt die eigne
Thron und Staat gefährdende Herrschbegier für
Gottes Gesetz aus.

Jeder Regung geistigen Lebens feindlich,
Wider Deutschland schmiedet er seine Waffen,
Und zum Zweikampf fordert er frechen Hohnes
Kirche und Staat auf.

Jenen Greis, der nur noch zu fluchen fähig,
Hält er längst umgarnt und erhob mit freveln
Gotteslästerungen den Knecht der Knechte
Selber zum Gotte.

Wann, o Deutschland, trittst du mit jenem Fuße,
Den der Bischof Roms dir zertrümmert wünschte,
Auf den Nacken dieser gewissenlosen
Feinde der Menschheit?

2.

Einst am Felsen Petri zerschellte unsrer
Hohenstaufen Kraft, und noch heut den deutschen
Kaiserpurpur schändet die ungesühnte
Schmach von Canossa.

Allzulang im Namen des ew'gen Gottes
Alle Frevel übte das Rom der Päpste
Und erhielt in Schrecken die Welt mit Bannfluch,
Folter und Holzstoß.

Sieh, und kaum entsank dem Apostelfürsten
Seines Weltreichs Zügel, erhebt er nochmals
Alles wagend über die Macht der Krone
Jene der Infúl.

Unerhörtes maßt der zum Gott erhobne
Greis sich an; die mündig gewordne Welt frägt,
Ob sie denn zum Joch des geweihten Irrsinns
Nochmals verdammt sei;

Oder ob der Genius jenes Volkes,
Das dereinst das Rom der Cäsaren beugte,
Auch dem Machtwahn römischer Priesterherrschsucht
Endlich ein Ziel setzt.

AM GENFERSEE

1.

Wem zur Last geworden die Welt, er schweife
Hier entlang die blühenden Seegestade,
Daß am Zauber dieser Natur das kranke
Herz ihm genese.

Ringsum wohnt ein emsiges Volk von Winzern,
Freien Sinnes, glücklich und frohgemutet:
Denn die busenförmigen Hügel alle
Triefen vom Segen

Goldnen Weins. Die ewigen Alpen schützen
Dieses Land, und südliche Lüfte buhlen
Um die Buchten; drüben erhebt Savoyens
Fernes Gebirg sich

Ätherklar. Ein lachender Himmel spiegelt
Sich im See; sein leuchtendes Sonnenauge
Ruht auf dir mit sichtlichem Wohlgefallen,
Eden der Freiheit!

2.

Hier, wo einst der zornige, schenkelnackte
Divico der wölfingesäugten Roma
Legionen mähte, auf dieser Grenzmark
Deutscher Gesittung,

Hier empfind ich tiefer als je, wie sehr wir
Stammverwandt im innersten Kern dem Volk sind,
Das dem übermütigen Rom der Weltmacht
Szepter entwunden.

Hier begrüß ich freudig die jüngsten Siege
Deutscher Waffen über die welsche Tücke,
Und den jähen Fall des gewissenlosen
Pseudocäsaren.

Was an Sitten, Wissen und Kunst wir Schweizer
Gutes haben, kommt uns vom Brudervolke;
Doch verderblich war uns zu allen Zeiten
Gallische Freundschaft.

3.

Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt
Römeradler fällte, da schießt der Weinstock
Üppig auf, gedüngt von dem Blute jener
Söhne der Wölfin.

Gib uns denn der römischem Blut entsproßnen
Goldnen Traube feurigsten Saft, o Schenke!
Deutscher Einheit bring ich dies Kelchglas, Deutsch-
Wachsender Größe. [lands

AN EINEN JUNGEN DICHTER

Laß das Handwerk klappern, und feile Hände
Laß den Lorbeer winden um niedre Stirnen!
Ewig ist das Wesen der Kunst, und jene
Dienen dem Tage.

Leihe nie dein Lied dem Gezänk der Menge!
Nachtigallen fliehn das Geräusch des Marktes.
Doch im stillen strebe der Flug der Seele
Früh nach Vollendung.

Lerne viel, und ziehe zu Rat die Alten,
Aber bleibe treu der Natur! An jenen
Reift der Geist; doch diese verleiht dem Herzen
Ewige Jugend.

DER WEISE

Stumpfen Sinnes ihre gebahnten Pfade
Geht die Menge; ew'gen Gesetzen folget
Die Natur; doch blind mit den Menschenlosen
Schaltet der Zufall.

Manchem schwellt ein günstiger Wind die Segel,
Manchen hebt die Woge der Zeit und trägt ihn
Fernem Ziel zu; aber der Besten viele
Schlingt sie hinunter.

Und mich deucht am weisesten, wer Bescheidnes
Nur erstrebt, das sichere Gleichgewicht der
Seele nie verliert und, was unabwendbar,
Lächelnd dahinnimmt.

SCHWEIGENDE WEISHEIT

Flieh sie nicht, nur lerne die Welt entbehren,
Lerne früh ihr bitterstes Weh verachten;
Aber öffne willig die Seele jeder
Lieblichen Täuschung.

Wem ein Becher schäumt in der Faust, und wem im
Arm sich wiegt ein blühendes Weib, der frage
Nicht nach morgen . . . mag ihm von Lust und Liedern
Triefen die Lippe!

Aber wem gebrochen ein Freund die Treue,
Wen ein wankelmütiges Volk vergessen,
Oder wen verraten ein Weib, er lerne
Lächeln und schweigen.

ERMUTIGUNG

Wende nicht dich ab von der Zeit und lasse
Durch dies dampfkrafttrunkene Volk von Toren
Nicht den Sinn dir rauben für dieses Daseins
Edelste Blüten!

Willst du Rätsel lösen, so lös des Lenzes
Und der Liebe duftige Blumenrätsel!
Lerne froh sein, täusche hinweg die Stunden
Grübelnden Trübsinns!

Schließ der Liebe, schließe dem Freund das Herz auf;
Füll das Kelchglas, suche den Waldesschatten
Und genieß das Leben, wie einst die Alten,
Heiter und weise!

VOM BITTERN LORBEER

Unvollkommnes schaffen wir Staubgeborne,
Und der Blick des Weisesten ist befangen.
Auf der Menschheit sonnigen Höhen wandeln
Wenige Geister.

Stets verkannt, verfolgt, von dem Neid begeifert
Ist, wer Großes will; das Gefühl des eignen
Werts genügt ihm nicht, und von Bitterkeit trieft
Jeglicher Lorbeer.

Jeder Großtat, jedem Verdienst des Geistes
Folgt der Undank nach, und des wahren Glückes
Freun sich jene nur, die im Dunkel leben,
Schlicht und geräuschlos.

ABSCHIED

Lebe wohl! Hier teilen sich unsre Pfade.
Wandle deine sonnigen Lebensbahnen!
Leicht des ernst gestimmten und strengen Freundes
Wirst du vergessen.

Seltner Gaben Fülle verlieh ein Gott dir:
Dieses Auge, lechzend nach allem Schönen,
Holde Anmut, griechisches Maß und eine
Seele voll Wohllaut.

Dir gebührt, mit jenen allein den Adel
Deines Herzens, deiner Geburt zu teilen,
Denen früh der lachende Mund des Glückes
Küßte den Scheitel.

Mir geziemt, den strebenden Flug der Seele
Nicht zu hemmen; aber getreu der Fahne
Bei des Glücks Stiefkindern zu stehn im herben
Kampfe des Lebens.

ELEGIEN

Heute, beim ländlichen Fest des Heiligen, dem dort am Berghang
Überm Olivengeländ Kirche und Kloster geweiht,
Sah ich die Prozession — ich stand auf dem alten Kastelle —
Als sie vom Marktplatz her summend die Tore durchzog.
Diener der Kirche mit Fahnen, in hohem Ornate der Bischof,
Preti, Väter der Stadt, Frauen und plauderndes Volk.
Langhin wogte der Zug durch die weinduftatmenden Gassen;
Munter, als gält' es zum Tanz, scholl die gedämpfte Musik.
Aufwärts ging's den gepflasterten Weg; dem Gesumme der Beter
Antwortgebend erscholl fröhlicher Winzer Gesang.
Weihrauchgewölk stieg bläulich in Ringeln empor; von dem Städtchen
Tönte Geläut; fernhin glänzte das ewige Meer.
Aber es mutete nicht wie im Norden die kirchliche Feier,
Nein, wie des griechischen Volks heiterer Kultus mich an.
Dich auch sah ich beim Zug, Annina, im Schwarm der Gespielen,
Welche im Sonntagsstaat, sittig vom Schleier umwallt,
Spenden der Kirche trugen in zierlich gehenkelten Krügen
Frei auf dem Haupt und im Korb Kuchen und duftend Gebäck.

So in der Kekropsstadt beim Feste der Panathenäen
Mitten im glänzenden Zug, der, von den Priestern geführt,
Unter der Zymbeln und Pauken Getön sich vom Platz Kerameikos
Meerflutgleich durch Athens prangende Straßen ergoß,
Schritten die Töchter der alten Geschlechter, zum Opfer die Spenden,
Honig tragend und Obst, heilige Gerste und Öl.
Ihnen zu Häupten vom Mast des rädergetragenen Schiffes
Wallte der Göttin Gewand, strahlend von Scharlach und Gold.
Jünglinge, myrtenbekränzt, und ölzweigtragende Greise,
Reisige folgten; die Stadt prangte im festlichsten Schmuck.
Hoch zur Akropolis stieg der Zug; vor dem Tempel der Pallas
Brannten die Opfer, indes rauschend der Päan erscholl.

Doch längst sind sie entthront, die erhabenen Uranionen;
Über den Göttern Homers herrscht der gekreuzigte Gott.
Selbst dein pentelischer Marmor, o Parthenon, sank, und Verwüstung
Nagt an der Göttin des Siegs jonischem Tempelgesäul;
Und mit begeisternder Kunst, die einst aus der Blüte der Anmut
Göttergestaltend zur Frucht reiner Vollendung gedieh,
Bildet kein Phidias mehr die gotenverscheuchende Pallas
Noch ein Maler von Kos, Anadyomene, dich!

Musen und Chariten flohn, die freundlich im Umgang mit Menschen
Meißel und Pinsel geführt oder die Phorminx beseelt.
Tugend und Großsinn lehrt kein Sophokles mehr und kein Platon,
Keines Pindaros Sang preist den olympischen Sieg.
Hellas' Größe erlag dem herben Gesetz der Vernichtung;
Über den Gräbern des Ruhms haust ein entartet Geschlecht.

Hier nur, wo unter italischem Himmel manch herrliche Pflanzstadt
Griechischen Fleißes erblüht, mahnen an Hellas uns noch
Schöner Verhältnisse Maß und der Liebreiz weiblicher Formen,
Die noch immer ein Hauch attischen Zaubers umschwebt.
Wie am Erechtheustempel die blühenden Mädchengestalten,
So erschien mir der Chor deiner Gespielinnen heut.
Aber vor allen schön schienst du mir, Annina, das Antlitz
Gläubiger Andacht voll, wie es die Feier gebot.
Nicht wie die andern behangen mit buntem Korallengeschmeide,
Funkelndem Ohrengehäng, duftenden Blumen im Haar,
Nein, im schneeigen Kleid, das die reifende Fülle der Glieder
Und den harmonischen Bau minder verdeckt' als verriet,
Halb noch Knospe, halb Blüte, vereinend den Adel der Formen,

Wie sie Praxiteles einst oder ein Skopas geahnt,
Leichten und schwebenden Gangs, getragen von rhythmischem Wohllaut,
Schrittest du strahlend im Schmuck eigener Schönheit dahin.
Stechenden Blickes verschlang — ein lüsterner Cybelepriester —
Dich der Prete, der jüngst Bilder im Dom uns erklärt.
Doch du bemerktest es nicht; du hieltest des leuchtenden Auges
Sehnsuchtweckenden Strahl schüchtern zu Boden gesenkt.
— Aber du lächelst mich an ungläubig und schüttelst das Haupt nur;
Was mein begeisterter Mund predigt, verstehst du noch kaum.

ANNINA

Gib mir den Arm, o Freund! Schon senkt sich die Sonne; vom Kloster
Mahnte der silberne Mund Gläubige schon zum Gebet.
Sieh nur, verschleiernd bereits die lieblich geschwungenen Linien
Überm Sabinergebirg dämmert ein bläulicher Duft;
Auf den Ruinen und um das versunkene Marmorgebälke,
Leben verbreitend um Tod, wuchert das Efeugelock.
Immer den Bergweg fort durch den Hain der Orangen; wie würzig,

Nordischen Sinnen wie fremd duftet im Süden die Nacht!
Hörst du die Schüsse der Böller, dazwischen den Klang der Gitarre,
Klirren des Tamburins und der Raketen Gezisch?
Lärmen des Festes ist's, das hier im entlegenen Felsnest
Irgend ein mythischer Brauch jährlich zu feiern gebeut.
Christlichen Ursprungs nennt es der Prete. Als heiligen Joseph
Neben dem Eselein ehrt er den Schlemmer Silen.
Mythische Deutung gibt dem Feste das Volk; es entstamme
Uralt heidnischem Dienst eines vergessenen Gotts.
Denn es wechseln die Götter; dem Kultus der Freude nur bleibst du,
Mühsalduldend Geschlecht sterblicher Menschen, getreu.
Unscheinbar ist der Ort, doch trieft er vom Segen der Götter,
Wein- und rosenberühmt sind die Gelände umher.
Festschmuck prangt an den Häusern, Girlanden von Blumen und Efeu,
Gräßlich — in Fresko gemalt — auch wohl ein „Santo" dabei.
Schwärmer durchschwirren die Luft. Es schweifen an Rosengehegen,
Taghell beschienen vom Mond, glückliche Paare dahin.
Hier wird Mora gespielt; dort kämpfen improvisatori;
Wogend im Wechselgesang tönt die melodische Schlacht.
Alles ist hier osteria; albergo dei marinari —

Wo ihm der Schiffbruch droht — nannte mir Cecco den Schank.
Sieh, dort glitzert ein Schild, und drüben, entfesselt im Tanzraum,
— Nur noch der Thyrsus fehlt — rast die bacchantische Schar.
Hierher wende den Schritt. Hier sind die „gebildeten Klassen",
Honoratioren des Orts, Künstler und städtisches Volk.
Schau, wie den lockigen Knaben, die Kunst labyrinthischen Tanzes
Übend, die Töchter des Lands neckisch sich nahen und fliehn.
Schön vor allen jedoch ist Annina. Wie reizend die Büste,
Wölbig und schlank zugleich, über den Hüften sich wiegt!
Hoheit thront auf der Stirn, wenn sie naht, und unendliche Anmut,
Wenn sie geschmeidigen Leibs wieder dem Arm sich entzieht.
Sieh, nun führt sie den Chor! Voll Adel ist jegliche Wendung,
Rhythmischen Wohllauts voll jede Bewegung an ihr;
Alles an ihr ist Seele vom Haupt bis zum niedlichen Füßchen,
Alles ist Leben und doch plastische Ruhe an ihr.

Endlich verstummen Gitarre und Trommel. Nun komm mit den Mädchen,
Cecco! Den heimlichsten Platz hab ich gefunden für euch,

Dort am äußersten Ende der rebenumrankten Veranda,
Luftig — und frei den Blick über das leuchtende Meer.
Aber du lächelst, Annina, und schweigst? In etruskischen Krügen
Bringe der Schenke des Weins, welcher die Zunge dir löst!
Laßt uns die Mondnacht denn mit Gesang und mit Reigen durchschwärmen,
Bis des Okeanos Flut Eos, die Göttin, entsteigt
Und im ambrosischen Reiz mit den rosigen Fingern des Tagwerks
Allzeit nüchternen Pfad Sterblichgeborenen weist,
Feiern wir Eros, den Schalk, und den Spender der Lust, Dionysos,
Wein- und rosenberauscht, wie sie Anakreon sang.

ANAKREON

Hier erst lernt man die Alten verstehn, wo das Meer und der Himmel,
Sprache und Bildung des Volks, alles an Hellas uns mahnt.
Wem, der die Küsten und Inseln umschifft, wem hat das Gemüt nicht
Mächtig dein Zauber berührt, göttlicher Alter, Homer?
Aber im Herbst, wenn die Traube gereift und die Vignen vom Bergwald
Bis in die Gassen der Stadt duften vom köstlichsten Most,
Wenn von dem Jubel der Winzer der Tag und vom Klang der Gitarre

Oder des Tamburins tönt die ambrosische Nacht,
Reihnanordnenden Rufs, die Leier umwunden mit Efeu,
Wankst du im Tanzschritt dann, teischer Sänger, daher.
Aber schon sah dich ein Schwarm schönfüßiger Mädchen; mit Ketten
Duftender Rosen bereits singend umtanzt dich der Chor:
„Sei uns vor allen gegrüßt, du schmachtender Sänger der Liebe,
Liedergesegneter Mund, welchen die Charis geküßt!"
Süßer jedoch als der Seim der Bienen vom Berge Hymettos,
Würzig wie samischer Wein trieft dir vom Munde das Lied:
„Mädchen, o gebt mir des Weins in durstigen Zügen zu trinken,
Ach, ich verlechzte beinah unter der Hitze des Tags.
Kränzt mich mit Blumen des Bacchos, sie kühlen die glühende Stirn mir;
Doch wie — Mädchen, o sagt! — still ich im Herzen die Glut?"

SONNENUNTERGANG

O wie träumt es sich süß am myrtenumbuschten Gestade,
Wenn in das leuchtende Meer scheidend die Sonne sich taucht!
Feierlich schweigt die Natur; kaum lispeln die Silberoliven,

Leise, mit würdigem Ernst, neigen die Pinien das Haupt.
Hie und da nur erklingt eintönig die Weise des Fischers,
Der des kristallenen Golfs riesigen Spiegel durchfurcht.
Heiliger Frieden umwohnt wie der Seligen Inseln dies Eden;
Auch in der eigenen Brust wiegt er den Kummer in Schlaf.
Bilder der Heimat ziehn an der Seele vorüber; mit Liebe
Denk ich der Freunde und fast möcht ich den Feinden verzeihn.
Was sie auch Schlimmes gewollt, mir wandte sich alles zum Guten;
Bittre Erfahrungen selbst stärken und läutern das Herz.
Einst, wenn schon lange des Neids unlautere Quellen versiegt sind,
Geb ich der Heimat dafür Ströme von Wohllaut zurück.
Denn die Gabe des Worts zur lieblichen Frucht des Gesanges
Hast du dem Fremdling indes, südliche Sonne, gereift.
Ha, wie scheidest du dort, verklärt nur vom eigenen Lichte,
Königlich groß noch im Tod, segenverbreitend Gestirn!
Stolz und geräuschlos wie du zu verbluten im Dienste der Menschheit
Und zu verzichten auf Dank, ist ein erhabenes Los.
Selbst auf das niedre Gewölk, das neidisch den Pfad dir umdunkelt,

Wirfst du den Abglanz noch, während du siegend
versinkst.
Rosige Segel ziehn fernhin, und gehüllt in den Purpur,
Den es von dir sich geborgt, schlummert das ewige
Meer.

SPRÜCHE

RITORNELLE

AUF NEUERE DEUTSCHE DICHTER

1.

Heinrich Heine!
Du bist der König eines Reichs, wo sich
Das Göttliche berührt und das Gemeine.

2.

Georg Herwegh!
Vom Heer weg gingst du eignen Pfad, Tyrtäos,
Und pflücktest deine Lorbeern nicht am Heerweg.

3.

Heinrich Laube!
Der Halm trägt nur die Körner einer Ähre,
Der Weinstock manche beerenreiche Traube.

4.

J. G. Fischer!
Des Dramas Lorbeer schoß dir nicht ins Kraut;
Doch deine Lyrik wuchert um so frischer.

5.

Friedrich Hölderlin!
Dich tötete das Heimweh nach dem Land,
Auf das die Sonne des Homeros schien.

6.

Gottfried Keller!
Dein Wein, o Schweizer, ist mitunter herbe;
Doch schmeckt er rassenhaft wie Muskateller.

7.

Emanuel Geibel!
Du bist der Herold dieser großen Zeit,
Oskar von Redwitz wäre gern ihr Weibel.

8.

Gustav Freytag!
Dein körniger Gehalt folgt unsrer Lyrik,
Wie reicher Junisegen einem Maitag.

9.

Martin Greif!
Die Früchte, die an eignen Bäumen wachsen,
Sind doppelt schmackhaft . . . wenn sie nämlich reif.

10.

Hermann Schmid!
Es nennt der Ruf dich Bayerns Walter Scott;
Die Gegend bietet wenig Unterschied.

11.

Adolf von Schack!
Noblesse oblige. Dem Adel der Geburt
Verbindest du den Adel im Geschmack.

12.

Paul Heyse!
Du scheinst der Sonne ähnlich . . . um euch beide
Ziehn mindere Gestirne ihre Kreise.

13.

Felix Dahn!
Als du dem Norden endlich dich befreundet,
Erfuhrst du: Freundschaft sei kein leerer Wahn.

14.

Julius Grosse!
Die Ähren zwischen deinen lockern Garben
Genügten einem ganzen Dichtertrosse.

15.

Hermann Oelschläger!
Was euerm Weltorgan an Prosa mangelt,
Ersetzt die Poesie von Albert Traeger.

16.

Hans Hopfen!
Vom Öl, mit dem man salbt die Dichterfürsten,
Fiel auf dein eigen . . . sinnig Haupt ein Tropfen.

17.

Julian Schmidt!
Mag Ähren, wer da will, und Bücher lesen,
Dein Amt als Rezensent ist nur der Schnitt.

DISTICHEN

Motto:
Bloß Aufschriften ja sind Epigramme; die Treue der Wahrheit
Aber verleiht oftmals kleinen Gesängen Gehalt.
Platen.

1.

Nicht zu verblüffen strebe der Dichter; sein höchster Triumph sei,
Allgeahntem zuerst Flügel des Worts zu verleihn.

2.

Farbe findst du und Schwung bei den Neuern und prahlende Reime;
Aber den Zauber der Form lehren die Alten dich nur.

3.

KLASSISCHE KUNST IM NORDEN

Karg nur gedeiht hier der Kunst Südfrucht; es ersetzen der Hofgunst
Ordenssterne dich nicht, strahlende Sonne Homers!

4.

REZIPROZITÄT

„Selbstzweck sei sich die Kunst? . . . Die göttliche diene der Zeit nicht?"
Leider verlangt ja die Zeit auch von der göttlichen nichts.

5.

„BLOSS VOLKSDICHTER"

„Bloß Volksdichter?" Das heißt, was Sophokles einst und Homer war,
Dante und Ariost, wähnst du, o Stümper, zu sein?

6.

GEWERBEFREIHEIT

Frei in dem Freistaat werde die Kirche; sie ward ein Gewerb ja;
Aber mit Schulen schützt gegen Verdummung das Volk.

7.

POLITIK UND POESIE

Fragen des Tages zu lösen, ist freilich des Dichters Beruf nicht;
Aber das Ewige schafft nimmer ein knechtisch Gemüt.

8.

TENDENZPOESIE

Hochverrat und Tendenz liegt selbst im Getriller der Lerche;
Wendet die Schuldige doch singend dem Lichte sich zu.

9.

„Freiheit der Presse" verlangt dies wackre Organ, das die Fahne
Dreimal wechselnd bewies, was es darunter versteht.

10.

Bessere Früchte gedeihn am Baume der Presse nicht eher,
Bis vom Insektengeschmeiß gründlich die Blätter befreit.

11.

Nur Hofdichter gedeihn noch immer; die einen an Höfen
Machen dem züchtenden Herrn, andre der Menge den Hof.

12.

Glückliche Zeit der Maschinen! Sogar an poetischem Luxus
Liefert uns billig und rasch, was man bedarf, die Fabrik.

13.

FREUNDSCHAFT MIT KRITIKERN

I.

Vorteil bringt der Verkehr mit kleinen Naturen; denn blindlings
Tadeln den Feind sie und blind spenden sie Freunden ihr Lob.

II.

Zwar der Edlere tritt aus Mißtraun gegen sich selbst oft
Freunden zu nah; doch stets wird er dem Feinde gerecht.

14.

Habe den Mut zur Wahrheit! Das kostet dich viele der Freunde;
Aber es zeigt dir zugleich, was du an ihnen verlorst.

15.

EINEM APOSTATEN

Beßrer Erkenntnis verschließe sich keiner; jedoch dem Charakter
Untreu zu werden, dafür find ich das Leben zu kurz.

16.

„Tod den Tyrannen!" Der Ruf ist alt; doch zur Zeit Dionys' schon
Fand man als Sterbegewand selbst die Tyrannis noch schön.

17.

EINER GEWISSEN RICHTUNG

Sittliche Weltordnung, ihr Guten, entdeckt ihr in allem,
Was nur der Zufall fügt oder des Stärkeren Recht.

18.

DEN GESCHICHTSPHILOSOPHEN

Niest der Weltgeist einmal, gleich trifft wie ein Schlag das Ereignis
Euer winzig Gehirn, das an Systeme gewöhnt.
Aber sofort Urgrund, Erfolg und kausale Beziehung
Grübelt ihr aus, und im Nu ist die Erscheinung Gesetz.

19.

AN EINEN FATALISTEN

I.

Spiegel der Zukunft sei das Vergangne? Jedoch die Geschichte
Wirkt ins Gewebe der Zeit nimmer das nämliche Bild.

II.

Keinen Zufall kennst du? Notwendig und prädestiniert ist
Jede Intrige des Hofs, jeglicher Straßenskandal?

III.

Ist es ein „ewig Gesetz", wenn plötzlich gestörte Verdauung
Eines Feldherrn im Kampf ändert das Antlitz der Welt?

IV.

Wenn auf dem Brette des Schachs die möglichen Züge, wenn Launen
Deiner Gemahlin sich schon jeder Berechnung entziehn,
Sag mir, o Freund, wie willst du die „ew'gen Gesetze", nach denen
Sich die Geschicke vollziehn, fangen ins Netz des Systems?

V.

Rollte dem Uhrwerk gleich sich ab die Geschichte der Menschheit,
Wäre ein jeder Prophet, der die Mechanik versteht.

VI.

Geistiger Freiheit rühmt sich der Mensch, und der Geist der Geschichte
Wäre unter dem Joch eurer „Gesetze" ein Knecht?

VII.

Wäret ihr minder befangen, ihr säht, daß der Geist der Geschichte
Das, was euch fehlt, Phantasie, Laune besitzt und Humor.

20.
AUF DAVID FRIEDRICH STRAUSS

I.

Täglich vermehrt sich die Schar der Verfechter der freieren Forschung.
Dieser eine jedoch zählt uns für eine Armee.

II.

Ward durch das Durchschnittsvolk dir die Gattung zuwider, so nahe
Solchem Geist, und mit Stolz fühlst du dich wieder als Mensch.

III.

Christliche Menschheit, das ist der Mann, der den Star dir gestochen;
Aber, ans Dunkel gewöhnt, schmerzt dich noch immer das Licht.

21.

Ebensowenig als Glauben erzwingt sich der Kultus des Schönen.
Möchte man diesem nur auch Tempel wie jenem erbaun.

22.

Billig regiert sein und gut, das ist's, was ein nüchternes Volk will.
Beides erreicht es nur, wenn es sich selber regiert.

23.

DIE SCHWABEN

Eigene Köpfe sind's, leicht sieht man's; denn wo sie geraten,
Ragen sie gleich um den Kopf über die andern hervor.

24.

DER SCHWÄBISCHE VOLKSSTAMM

Kleinlich schilt man dies Volk, zanksüchtig, für Fremdes voll Mißtraun,
Eigenwilligen Sinns, plump und pedantisch dabei.
Wählerisch nenn ich's vielmehr, beharrend bei seinen Gebräuchen,
Allzu kritischen Sinns gegen das Neue vielleicht,
Schwer und weit ausholend, doch drum auch erschöpfend und gründlich,
Herzlich und streng und ernst, tiefen Gemütes und treu,

Sinnlich derb, doch im Kerne gesund; und auf jedem Gebiete
Trug uns der knorrige Stamm Blüten und Früchte genug.

25.

Sieh in der Welt dich um und lerne von Anderer Weisheit;
Aber im innersten Kern bleibe dir selber getreu.

26.

Karg nur maßt ihr das Glück mir, ihr Götter; doch dank ich euch eines:
Daß ich mich neidlos des Glücks andrer zu freuen vermag.

27.

BEI EINEM PRIVATKONZERT

Tee- und Tantengeschwätz und Turfjargon . . . um das Eine:
Singen zu hören den Mund, den ich einst küssen gelehrt.

28.

DAS VOLKSTHEATER IN X ALS BILDUNGSANSTALT

Hier ist Bildung am Platz; nur frägt sich's, ob ihrer das Volk nicht
Minder als Dramaturg, Leiter und Mime bedarf.

29.

HÖFLICHE FORM

(Auf einen Epigrammendichter)

„Lento, Signore" versetzt der Welsche, verfehlt dich sein Dolchstoß;
Ebenso höflich benimmt dieser sich; aber er trifft.

30.

VERSCHIEDENE ANSCHAUUNG

Schreibst du, so frägt man sonst: Was? Der aber, gewöhnt zu verkaufen
Makulatur nach dem Pfund, frägt auch den Autor: Wieviel?

SPRÜCHE

1.

DREI GRABSCHRIFTEN

I.

Da ihm das Leben wenig bot,
So hofft der Gute, wenn er tot,
In das, was ihm gefehlt auf Erden,
In Spiritus gesetzt zu werden.

II.

Er schloß nach dem üblichen geistlichen Trost
Ein Leben, reich an Taten,
Begünstigt vom Glück, von den Frauen liebkost,
Und schließlich von beiden verraten.

III.

Er paßte nicht in unsre Zeit,
Er liebte zu sehr die Alten;
Auch litt er nicht an Schreibdiarrhöe
Und konnte das Wasser halten.

Kein Salon, kein Unterhaltungsblatt
Hat seinen Geschmack verdorben,
Und da die Kunst sein Leben war,
So ist er an ihr gestorben.

2.

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Anspruch auf Unsterblichkeit,

Die Zumutung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für Ewigkeiten aufzubewahren.

3.

Ihr wähnt das menschliche Geschlecht
Durch Kirchenlichter zu erhellen;
Wir üben unserseits das Recht,
Euch selbst ins rechte Licht zu stellen.

4.

AUF EINEN ULTRA

Du klagst, seit an den Kopf
Die Zeit dir warf das Glück,
Daß sie versehrt ein Stück
An deinem Zopf.

5.

POLITISCHER ELEMENTARUNTERRICHT

Mein Kind, sieh! jeder Landesvater
Besitzt, wie du, ein Puppentheater;
Bald an Fäden, bald an Ketten,
Baumeln seine Marionetten;
Doch führt man in klug regierten Ländern
Die Hauptfiguren an Ordensbändern.

6.

AUF EINEN FÜRSTEN

Das ist ein Fürst, der das Talent
Huldvoll verschont; wem keins geworden,
Dem deckt er gnädig und dezent
Die Lücke zu mit einem Orden.

7.

Laßt mich entscheiden euern Zwist:
Die Freiheit ist allen Völkern zu gönnen,
Obwohl sie nur denen zu wünschen ist,
Die sie ertragen können.

8.

DEMOKRATEN IN GLACÉHANDSCHUHEN

Du lobst das Prinzip; doch der Redeschwall
Der Träger, das rohe Schrein
Mißfällt dir? Was schiert uns des Leuchters Metall,
Wenn nur die Flamme rein?

9.

PARTIKULARISTEN UND ULTRAMONTANE

Eins haben sie vor euch voraus:
Den Vorteil des weitern Horizontes;
Ihr seht nicht über den Kirchturm hinaus,
Sie aber schauen ultra montes.

10.

Die sich berufen meinen,
Die Welt zu beglücken,
Stehn selbst nicht auf eigenen Beinen;
Auf Stelzen gehn die einen,
Die andern an Krücken.

11.

In diesem widrigen Getriebe,
Dem Marktgeschrei und dem Rumor
Der Stellesuchenden und Diebe
Vergehn allmählich Haß und Liebe,
Und eines wächst nur: Der Humor.

12.

In dieser Zeit der Reklamen,
Da alles nach Lorbeern rennt,
Verzichte, mein Freund, auf Namen,
Denn du hast Talent.

13.

Man muß, um nach Beifall der Menge zu trachten,
Erst Ursache haben, die Menschen zu achten.

14.

Was Optimist und Pessimist?
Ich kann weder den noch jenen fassen,
Da die Welt zu langweilig zum Lieben ist
Und allzuklein zum Hassen.

15.

„GEORDNETE VERHÄLTNISSE“

(Auf einen Schmarotzer)

Der Mann hat leicht von Ordnung prahlen,
So lang ihm Gastfreunde die Schulden zahlen.

16.

Leicht wirst du dich mit X vertragen;
Er ist bestimmbar durch den Magen,
Und all sein Denken und sein Handeln
Vermag ein Frühstück umzuwandeln.

17.

Leichten Sinns und unter Scherzen
Kann man solchem Freund entsagen;
Wahre Freundschaft kommt von Herzen,
Seine aber kommt vom Magen.

18.

„A. schimpft auf dich und wird dabei stets fetter;
B. kennt dich nicht, und doch bist du sein Retter.“
Was, süßes Kind, verschweigst du nur das Schlimmste?
Du liebst mich nicht, und täglich wirst du netter.

19.

Ein guter Ruf ist wie ein wohnlich Haus;
Das baut sich, Stein um Stein, allmählich aus.
Doch mit gewissenloser Hand
Im Nu steckt es ein Lump in Brand.

20.

Selbst die dich mit dem Kot der Gassen
Bewerfen, sind noch menschlich zu fassen:
Sie ziehn, an Beßre hinanzureichen,
Sie erst hinunter zu ihresgleichen.

21.

Schwer ist's, eines Menschen Gehalt zu erproben,
Den immer die Woge des Glückes gehoben.

22.

Was schiltst du immer auf die Welt,
Da alles doch so wohl bestellt:
Dem einen ward Tugend, dem andern Wissen,
Dem großen Haufen das Gewissen;
Und wer nicht achtet auf diese drei,
Der verfällt der himmlischen Polizei.

23.

Ist wirklich die Welt so schadenfroh,
Wie du sie schilderst in scharfen Zügen,
Was ärgerst du über die Menschen dich so
Und machst ihnen dadurch so viel Vergnügen?

24.

Verzicht auf Dank und tu im stillen
Das Gute um des Guten willen.

25.

AUF EIN BUCH

Du rühmst, mein Freund, wie tief dies Buch empfunden,
Ich finde, daß es elegant gebunden;
Des Stiles Schönheit nennst du ungesucht,
Mir aber scheint sie vielmehr ungefunden.

26.

Der Schlüssel zum Weltverständnis
Ist Selbsterkenntnis.

27.

Gib das Kupfer zurück und behalte das Gold;
Dann machst du dein Glück und die Welt ist dir hold.

28.

Den innern Frieden dir nicht zu stören,
In Andrer Achtung stets zu steigen,
Habe den Mut, die Wahrheit zu hören,
Und die Klugheit, sie zu verschweigen.

29.

Du wirst die ganze Welt bestechen,
Kannst du ihr zu Gefallen sprechen;
Doch willst du ihr die Wahrheit sagen,
Mußt du der ganzen Welt entsagen.

30.

Willst du gelten bei den Toren?
Gib dich aus für hochgeboren!

Willst du bei Verständigen gelten?
Höre viel und rede selten!
Doch willst du Frauengunst gewinnen,
Sprich, ohne viel dich zu besinnen.

31.

Bist mit dem Glauben du gesegnet
An Menschen, gib ihn nicht verloren,
Wenn unter einer Herde Toren
Dir auch einmal ein Schuft begegnet.

32.

Ein Grund nur findet sich, einer,
Bei Menschen auszuharren:
Die Zahl der Verbrecher ist kleiner
Als die der Narren.

33.

AUF EINEN VOLKSREPRÄSENTANTEN

Du hast einen viel zu geschmeidigen Rücken,
Mein Freund, um die Menschheit zu beglücken;
Die Zeit will Männer, die sich erheben,
Nicht solche, die sich mit Anstand bücken.

34.

Willst du zeigen, daß du von ganzem Holz,
Sei nach unten bescheiden, nach oben stolz.

35.

AUF EINE VERHEIRATETE DAME

Wie praktisch eine Heirat sei,
Beweist uns diese Dame doppelt:

Sie hält sich Hand und Rücken frei,
Indem sie sich mit Nichts verkoppelt.

36.

EINER ÄLTERN DAME

Ich danke gar sehr für Ihr letztes Gedicht,
Melodisch-antik wie ein Psalter;
„Liebe für Sie" empfind ich zwar nicht,
Aber Ehrfurcht vor Ihrem Alter.

37.

Das bloße Bewußtsein von Recht und Pflicht
Genügt Dir? Mehr braucht — ein Philister nicht.

38.

Recht Handeln ist kein Verdienst; das Gewissen
Selbst könnt ein gesunder Verstand vermissen.

39.

Wer sich vom rechten Weg verlor,
Ist manchmal ein Schurke, doch stets ein Tor.

40.

Wenn ein falscher Freund dich schmerzlos
Lästert gegen beßres Wissen,
Ohne Glauben und Gewissen,
Wohl dir, wenn du selber herzlos!

41.

ÜBER MODERNE LITERATUR

Das Beste, was heutzutage zu lesen,
Ist meist weit besser schon dagewesen.

42.

Nicht daß ich den Geschmack von heut
Just für den besten erkläre;
Du aber trachte jederzeit
Zu schreiben, wie wenn er's wäre.

43.

DEN VIELSCHREIBERN

Du zählst doch sonst nicht zu dem Schlag
Der Eiteln, Selbstgefälligen . . .
Wie magst du uns jeden Regentag
Mit deinem Ich behelligen?

44.

Was diesen Mann um den Ruf gebracht?
Zehn Bände hat der Arme gedichtet;
Mit dem ersten hat er Furore gemacht,
Die andern haben ihn hingerichtet.

45.

Ist doch sonst keiner in der guten
Gesellschaft höflicher als du —
Mein Freund, wie kommst du nur dazu,
Uns fünfzehn Bände zuzumuten?

46.

Seht mir den Mann hier an . . .
Buchhändler zugleich und Verfasser,
Sieht er die Sündflut nahn
Und läßt noch sein eigenes Wasser.

47.

EINEM SCHRIFTSTELLER „IN WINDELN"

Du hältst auf die Kritik nicht viel,
Ihr Urteil sei voll Kleinlichkeit;
Doch handelt sich's hier nicht um Inhalt noch Stil,
Man fordert nur Rücksicht auf Reinlichkeit.

48.

Gehst du einmal unter die Rezensenten,
So gib dich nicht ab mit kleinen Talenten;
Du mußt dich an die Größten wagen,
Die den Tadel verschmerzen, das Lob ertragen.

49.

Grausam und feig will mir's erscheinen,
Die Harmlosen zu tadeln und die Kleinen;
Doch wer den Beruf hat, sei streng gegen Größen . . .
Die haben das Zeug, zu decken die Blößen.

50.

Wenn einer, dem zur Last das Leben,
Sich dieses Geschenkes will begeben,
Wer hat ein Recht, es zu verwehren?
Doch dessen Logik ist schwer zu erklären,
Der, weil das Glück nicht kam im Schlafe,
An sich vollzieht die Todesstrafe.

51.

ÜBER DIE TODESSTRAFE

Die bequemste aller Theorieen
Ist: Menschen zu töten, statt zu erziehen.

52.

Diese Zeiten sind entsetzlich . . .
Alles, was uns unersetzlich,
Unerreichbar einst geschienen,
Überbieten die Maschinen.

Selbst die deutschen Professoren,
Fürcht ich, gehn uns noch verloren;
Denn in Konkurrenz mit ihnen
Treten Fabers „Sprechmaschinen."

53.

Geist und Körper zu ernähren,
Kraft und Bildung zu vermehren,
Schuf das Wissen, das exakte,
Poesie- und Fleischextrakte.

Die nervösen Wunderkinder
Wird man los auf diese Weise;
Aber die gediegnen Ochsen
Steigen immerfort im Preise.

54.

Wer sich den Magen verdorben hat,
Ist der ehrlichste Mäßigkeitskandidat.

55.

Mein Freund, du treibst auf offner See,
Und kämst du gern in den Hafen,
So stell dich mit den Künstlern gut
Und besonders mit Photographen.

Bedenke, daß man sterblich ist,
Wofern mit einem Ruck man
Nicht etwa unter die „Klassiker" kommt
Durch Lindenschmidt und Bruckmann.

56.

Willst du kommen in die Mode,
Mach dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest du nicht selbst das Maul,
Die andern schweigen dich zu Tode.

57.

Obwohl mit Wutgeschrei die Pfaffen
Den Satz der Wissenschaft verdammen,
Daß einem Ahnherrn Mensch und Affen
Und selbst der Pontifex entstammen,

Verlangen doch die Unfehlbaren,
Die sich so tief empört gebärden,
Daß plötzlich die von Menschenpaaren
Erzeugten wieder Affen werden.

58.

Jedem das Seine:
Jene sind Männer von Ehre;
Diese besitzen keine,
Aber sie machen Karriere.

59.

Wer es vermag, mit Blicken des Weisen
Die Welt zu erfassen,
Wird ihr nimmer die Ehre erweisen,
Sie ernstlich zu hassen.

60.

DICHTERLOS

Uns blüht im Leben mancher Trost,
Unser Los ist zu beneiden . . .
Von Fraun und Verlegern wird man liebkost
Und dann — verkauft von beiden.

61.

AUF EINEN KÄUFLICHEN

Du kannst und weißt es nicht zu deuten,
Daß X so vielen Hohn verdaut;
Doch wer sich pflegt um Geld zu häuten,
Der fährt nicht gratis aus der Haut.

62.

Nun hat er endlich doch den Orden,
Ist Ordinarius sogar . . .
Und ist dadurch nicht feiner worden,
Noch ordinärer, als er war.

63.

Zwischen dem Elend und dem Glücke
Gähnt eine tiefe Kluft.
Die Hoffnung schlägt darüber die Brücke;
Aber sie hängt in der Luft.

64.

Laß nie dich wegen Glaubensartikeln
In Streit verwickeln!

Ob Koran, Talmud oder Bibel,
Ist eins; nur jene sind vom Übel,
Welche in Glaubenssachen
Geschäfte machen.

65.

Im Grunde genommen war Jesus Christ
Der erste praktische Sozialist.

66.

„Statthalter Christi" heißen sie nun;
Doch dieser würde sich's höchlich verbeten,
Das gut zu heißen, was jene tun,
Die ihn vertreten.

67.

INFALLIBILITÄT

So vielen Unsinn dankt die Christenheit
Dem Vatikan . . .
Auf das bißchen Unfehlbarkeit
Kommt's auch nicht an.

68.

IDEM

Wohl baut ihr die Spitze des Riesenbaus
Des Papsttums mit diesem Dogma aus;
Doch wanken die Säulen des Bestands,
Und stürzen wird das ganze Haus.

69.

AUF EINE SAMMLUNG VON DICHTERBÜSTEN, IN TON MODELLIERT

Tritt leis auf, denn hier stehn in bunter
Reih des Parnasses jüngste Wächter!
Ein einziges derbes Hohngelächter,
So fallen sie herunter.

70.

AUF DIESELBEN

Da stehn sie, die in prahlerischem Ton
Geheimer Gunst sich rühmen der Kamönen,
Kronprätendenten in dem Reich des Schönen,
Unausgehauen noch, in schlichtem Ton.

71.

AUF DER MENSUR

Ward dir ein tüchtiger Gegner verliehn,
Behandl' ihn mit Würde und laß den Hohn!
Rück ihm auf den Leib und haue ihn,
Aber sprich nicht weiter davon.

72.

Wenn unter Buben und Toren
Einer schlecht von dir spricht,
Nimm ihn gelassen bei den Ohren,
Aber verteidige dich nicht.

73.

A. macht dem B. einen Besuch,
Um höflichst sich zu bedanken,

Daß jener ihm gewidmet ein Buch,
Wozu er ihm stahl die Gedanken.

74.

Worin diese mindern Geister
Verwandtschaft haben mit Goethe?
Er spielte die Orgel wie ein Meister,
Sie blasen wie Schüler die Flöte.

75.

Mit seinen Tugenden und Sünden
Am schwersten ist ein Weib zu ergründen;
Die Psychologen und Menschenkenner
Sind meist die betrogensten Ehemänner.

76.

„Sittliche Weltordnung" . . . wie heißt?
Wo der eine arbeitet und hungert,
Der andere faulenzt und speist.

77.

Nur positives Wissen kann dir weisen
Den Pfad zur Wahrheit, nicht der blaue Dunst.
Durch Metaphysik oder schwarze Kunst
Entdeckst du nimmermehr den Stein der Weisen.

78.

Du mußt, eines Menschen Wert zu erfassen,
Ihn erst über andere urteilen lassen.

79.

TRINKSPRUCH

Wie im Nibelungenliede
Jener goldne Hort des Rheins
Golden ist das Wort: Seid eins!
Seid es, und die Welt hat Friede.

80.

Völker, haltet euch umschlungen,
Weisheit, walte du von oben,
Und gehoben
Ist der Schatz der Nibelungen.

81.

GOTTESFURCHT

Wie? Gottesfurcht? Was soll der Spott?
Fürchte die Pfaffen und liebe Gott.

82.

Willst du dich unterscheiden von der Menge,
Kümmre um ihr Lob dich nie!
Sei gegen dich selber strenge
Und mild gegen sie.

83.

Die Praxis verbindend mit Theorie,
Eilt dieser Sohn der alma mater
Aus der psychologischen Anthropologie
Zu den Übungen im Affentheater.

84.

Der Schule allermagerster Bissen
Bleibt stets das transzendentale Wissen;
Du weißt, wenn du alles durchgesiebt,
Erst recht, daß es hier nichts zu wissen gibt.

85.

Freund, in dieser Zeiten Jammer
Lern beizeiten dich entscheiden;
Jedermann muß eins von beiden:
Eingeklemmt sein oder Klammer,
Angefochten oder Fechter,
Abgeschlachtet oder Schlächter,
Amboß werden oder Hammer.

86.

Schreibt Bücher und Essays und preiset einander
Ob der Schönheit des Stils und des tiefen Gehalts! —
Der Mäusedreck ist doch kein Koriander
Und euere Grobheit kein attisches Salz.

EPISCHES

PENTHESILEA

EIN EPOS IN ZWÖLF GESÄNGEN

ERSTER GESANG

ANKUNFT DER AMAZONEN IN TROJA
AUSZUG ZUM KAMPFE

Gefallen war Hektor, der strahlende Held;
Kein Schlachtruf erscholl mehr im offenen Feld;
In Hofburg und Stadt
Wehklagten die Troer und weinten sich satt.

Da kamen, zum männervertilgenden Streit
Aufs neu die Verzagten zu führen bereit,
Vom Pontos daher
Zwölf kriegrische Jungfraun mit Bogen und Speer.

Die Leiber umschloß thermodontische Tracht,
Und wiehernde Renner bestieg die zur Schlacht
Verlangende Schar,
Begierig nach Ruhm und gewöhnt an Gefahr.

Die goldene Mähne des Helmes umwallt
Den Nacken der Fürstin, die schlanke Gestalt
Im Panzer von Erz,
Und Kampflust erfüllt ihr das freudige Herz.

Noch pflegen die Alten des Rats im Palast,
Da mahnt sie und mustert die Reihen in Hast
Und tummelt schon längst
Mit kräftigem Schenkel den thrakischen Hengst.

Nun wälzt sich die Menge durchs skäische Tor,
Aus allen strahlt Penthesilea hervor,
Der Artemis gleich,
Voll Anmut und Liebreiz, doch furchtbar zugleich.

Pfeilschnell wie der Sturm, wenn er Wälder entlaubt,
Die wuchtige Streitaxt geschwungen ums Haupt,
Langwallenden Haars
Hinflog die gewaltige Tochter des Mars.

Ihr folgten die Jungfraun mit Speer und Geschoß,
Äneas, Agenor mit Wagen und Roß;
Nach ihnen die Flut
Dardanischen Volks mit verdoppeltem Mut.

Kaum drang in ihr Lager das laute Geschrei,
So ziehn von den Zelten und Schiffen herbei
In Waffen und Wehr
Die Griechen und stellen dem Heere das Heer.

Die Führer entfachen den kriegrischen Zorn;
Der Pauke Gedröhn, dem gewundenen Horn
Erwidern vom Wall
Tyrrhenertrompeten mit schmetterndem Schall.

Hochherrlich vor allen im fürstlichen Trotz,
Umschirmt mit der Wehr des vertilgenden Gotts,
Durchschreitet das Feld
Weitherrschend im Volk Agamemnon, der Held.

Und allhin die Reihen befeuert der Hirt
Der Völker; sein mächtiges Schlachtschwert umklirrt
Am goldnen Gehenk
Den Panzer, des kyprischen Königs Geschenk.

Hier waltet Idomeneus, halb schon ergraut,
Dort Meges, mit jeglicher Kampfart vertraut,
Hier Aias, dort reiht
Epistrophos mutige Phoker zum Streit.

Doch kampflustentflammend den Troern gebeut
Äneas, der Halbgott, und graunvoll umdräut
Die Mähne den Kamm
Des Stahlhelms dem Fürsten aus Dardanos' Stamm.

Agenor und Pammon, behend stets zur Tat,
Polydamas, weise im Kampf wie im Rat,
Verteilen die Macht
Der Phryger und ordnen die Reihen zur Schlacht.

Vordrängen die Grajer, bewehrt mit dem Schaft,
Beschildet, die Lenden umgürtet mit Kraft,
Die Scheitel umlockt,
Zum Kampf von den tückischen Keren verlockt.

Jetzt nahn sich die Heere; das Erdreich erdröhnt
Von Tritten unzähliger Völker; es tönt,
Betäubend das Ohr,
Vielzüngiger Schlachtruf zum Äther empor.

Stets wächst noch die Menge in wimmelnder Hast;
Aufleuchtet zum Frührot in blendendem Glast
Die eherne Wand
Der Schilde, als stünde die Ebne in Brand.

Es rauscht wie von Schwänen auf asischer Au;
Dem wirren Getöse folgt ehern und rauh
Das laute Gekrach
Zerplitternder Tartschen und Rüstungen nach.

Nun lösen die Reihn und verschlingen sich wirr,
Mit Pfeilschuß und Speerwurf, mit Waffengeklirr
Und Rossegestampf
Durchtost die skamandrische Wiese der Kampf.

Wie wenn ein Gewitter, das alles verheert,
Geborstene Wolken in Güssen entleert,
Mit Hagel vermischt,
Von leuchtenden Blitzen Kronions durchzischt,

So raste die Feldschlacht; aufwirbelten dicht
Staubwolken, indes die Geschosse das Licht
Des Tages verhüllt,
Und endlos Getümmel das Blachfeld erfüllt.

Die Königin Penthesilea umtobt
Ein Schwarm von Achäern, im Vorkampf erprobt;
Mit ihr ficht im Kreis
Der Freundinnen mutige Schar um den Preis.

Hier stürzt in das Volk der Keteier sich schon
Mit Meges Oïleus' verwegener Sohn,
Den Tobenden wehrt
Mygdaon, in Kämpfen des Ares bewährt.

Dort duckt sich, von Pfeilen des Teukros bedrängt,
Deïphobos hinter dem Schilde; hier sprengt
In blendender Wehr
Mit Hektors Gespann Alexandros daher.

Schon focht hier Äneas und stand wie ein Turm;
Dort rast Diomedes heran wie der Sturm
Und lenkt ins Getos
Die wagenbeflügelnden Rosse des Tros.

Ihm folgt mit Phylaken Padarkes; da fiel,
Unbändig im Angriff, zwei Lanzen zum Ziel
Entsendend im Nahn,
Die mutige Schar Amazonen sie an.

Bewehrt mit dem Bogen von skythischem Horn
Und kundig des Nahkampfs, bald seitwärts, bald vorn
Andringend, gelenk,
Des Angriffs zugleich und der Abwehr gedenk,

So stritten sie, nie dem geschleuderten Speer
Nachstürmend wie Griechen ins feindliche Heer;
Es trugen am Bug
Die Rosse der stämmigen Lanzen genug.

Doch oft, wie die Natter, getroffen vom Schnitt
Des Mähers, den sorglosen Fuß, der sie tritt,
Verendend noch ritzt
Und tödliches Gift in die Wunde verspritzt,

Entflohn sie, selbst wund, doch von Rachgier entbrannt,
Zurück nach dem Feinde das Antlitz gewandt,
Und streckten im Fliehn
Mit tückischem Pfeil die Verfolgenden hin.

Verderblich im Anlauf, behend auf der Flucht,
Schien Herrin und Streitroß von thrakischer Zucht,
Durch Übung gestählt,
Ein Wesen, vom nämlichen Willen beseelt.

Doch raste vor allen die Fürstin und bot
Die Stirne dem Feind, wo der Phryger bedroht;
Es wuchs ihr der Mut
Im Kampf, und es schwelgten die Waffen in Blut.

Sie traf mit der Axt, sie entsandte den Speer,
Es mähte ihr Schwert im argivischen Heer,
Und trunkene Lust
Erfüllte der Männin die pochende Brust.

ZWEITER GESANG

PODARKES

Schon sanken die Besten wie fallendes Laub
Vom Streiche der Königin rings in den Staub;
Da drang aus den Reihn
Der Vordersten Molon, der Held, auf sie ein.

Er lockte mit List sie, indessen die Wucht
Der schattenden Lanze auf täuschender Flucht
Sein Stierschild empfing,
Damit sie der schlaue Menippos umging.

Da traf sie die Hand ihm, daß dröhnenden Falls
Der Schild ihm entsank; dann umstürmt' ihm den Hals
Ihr Schlachtspeer im Flug,
Indessen Klonia Menippos erschlug.

Doch diese erlegt der gewalt'ge Podark;
Jetzt wählt sich den Helden, speerkundig und stark,
Evandra zum Ziel,
Die selber vom Speer des Idomeneus fiel.

Aufjauchzte Podarkes; das Blut troff noch warm
Vom Speere, da traf ihm die Fürstin am Arm
Das Muskelgeflecht;
Gelähmt war die Hand, und er mied das Gefecht.

Doch als ihm Machaon die Wunde verband,
Ergriff er den Speer mit der anderen Hand;
Es trieb ihn mit Macht
Zurück in die männerbewährende Schlacht.

Und wieder erschien er, wie Ares zu schaun,
Ein Trost den Genossen, den Troern ein Graun;
Er trieb mit Gewalt
Ins Treffen zurück die Achäer und schalt:

„Ihr Helden von Aussehn, doch Weiber an Mut,
Wie, habt ihr nur darum die stürmische Wut
Des Ares erweckt
Und Asiens Fluren mit Leichen bedeckt,

Nur darum, die Schmach und das bittere Leid
An Troja zu rächen, mit heiligem Eid
Euch alle verbürgt
Und Troer und Lyker vertilgt und erwürgt,

Und Brüder und Freunde bestattend, den Tag
Des Heils, da der reisige Hektor erlag,
Nur darum erlebt,
Damit ihr vor pontischen Weibern erbebt?"

Und schmerzlich verletzte gleich einem in Gift
Getauchten Geschoß, das ins Innerste trifft,
Das bittere Wort
Die Helden und riß ins Getümmel sie fort.

Und stürmisch entbrannt stets zu Nahkampf und Fehd
Erschien in den vordersten Reihn Diomed;
Ihm folgte der Sproß
Des Molos und Meges, des Ares Genoß.

Und wie man umstellt ein gefürchtetes Wild,
So nahn die Achäer der Fürstin, vom Schild
Geschützt bis ans Knie,
Und ziehn eine Mauer von Speeren um sie.

Doch ähnlich dem kampfpreisgewinnenden Roß,
Das, eh man die Schranken der Rennbahn erschloß,
Siegfreudig sich bäumt,
Mit schneeigen Flocken die Nüstern umschäumt,

Stürmt Penthesilea der Mauer von Erz
Wildjauchzend entgegen; jetzt faßt sie des Schwerts
Alybischen Griff
Und prüft an der Klinge den doppelten Schliff

Und spricht: „Beim Kronion, nie sah ich zur Wahl
Der stattlichsten Helden so viele an Zahl,
Entbrannt vor Begier,
Den Reigen des Ares zu tanzen, wie hier.

Und deucht es euch rühmlich, mit Schwärmen zu zehn
Uns jede vereinzelt im Kampf zu bestehn,
So naht denn in Reihn,
Die Beute der düsteren Keren zu sein.

Denn wenn mich die mutige Seele nicht trügt,
So kehren die Helden, die jetzt so vergnügt,
Nicht alle mit Glück
Auf eigenen Füßen ins Lager zurück."

So sprach sie und raste daher wie der Nord
Unhemmbar, die Hände befleckend mit Mord,
Und würgte und brach
Sich Bahn, und die Freundinnen stürzten ihr nach.

Zwar folgt' ihr Podarkes und kämpfte noch lang,
Bis endlich ein Axthieb ihn völlig bezwang;
Er wankte und blieb
Im Kampfe, zu dem das Verhängnis ihn trieb.

Und dreimal, ein Dämon, in feindliche Reihn
Sprang Penthesilea vertilgend hinein,
Und dreimal erschlug
Sie scheitelumlockter Achäer genug.

Sie focht, wie die mutige Seele sie trieb,
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb
Der Königin traf,
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Zwölf Kämpfer zu Wagen die niemand mehr weckt,
Fußstreiter die Menge, sie lagen gestreckt
Auf blutigem Grund
Und sieglos blieb Ajas, und Meges war wund.

Zumeist doch betrauert als Stütze des Heers,
Im Fünfkampf berühmt und als Meister des Speers
Im offenen Feld,
Umschattet vom Tod, lag Podarkes der Held,

Ein Sohn des Iphiklos, ratkundig und klug
Wie Protesilaos, den Hektor erschlug;
Er selber gebot
Phylakischem Volk, seit der Bruder ihm tot.

DIOMEDES UND THERMODOSSA

Ein Haufe beherzter Achäer ereilt
Den Trupp Amazonen indes und zerteilt,
Umringt und berennt
Im Nahkampf die Schar, von der Fürstin getrennt

Hinwarf Diomed das gesprenkelte Vließ
Des Pardels, ergriff den gediegenen Spieß
Des Tydeus und sprang
Vom Wagen, daß graunvoll die Rüstung erklang.

Anstürmt Thermodossa; es flüchtete scheu
Das Volk; doch behend, wie ein würgender Leu
Der Hürde Geheg,
Durchbrach er die Reihn und vertrat ihr den Weg.

Vergleichbar der Penthesilea an Mut
Und Liebreiz, schönfüßig, aus fürstlichem Blut,
Doch, kriegrisch wie sie,
Der Gaben nicht froh, die ihr Kypris verlieh,

So hatte die Heldin, den Speer in der Faust,
In griechischen Reihn wie die Wölfin gehaust;
Es ward im Gedräng
Selbst Kapaneus' Sprößling die Rüstung zu eng.

Er floh das Gewühl, an der Schulter verletzt . . .
Ein Rächer erschien Diomedes ihr jetzt.
Er schwenkte den Speer
Und sprach: „Was, Entartete, führt euch hieher?

Was schwärmt ihr, bacchantisch entfesselt im Tanz
Des Ares durchs Schlachtfeld? was rast ihr, so ganz
Vergessend der Zucht?
Sagt an, ob ihr Kämpfer, ob Freier hier sucht!

Erschlugt ihr die Männer mit bärtigem Kinn,
Die eignen, und steht euch nach andern der Sinn?
Und treibt ins Gewühl
Der Griechen vielleicht euch ein zärtlich Gefühl?

Zwar deucht mir, wofern ihr als Zeichen der Gunst
Die Helden mit Ares' vertilgender Kunst
So stürmisch umtost,
Recht unsanft die Art, wie ihr Männer liebkost.

Doch scheint's thermodontische Sitte zu sein,
Daß Jungfraun im Kampfe die Männer umfrein;
Ein trefflicher Brauch!
Bekommt er euch gut, so behagt er uns auch.

Zwar wählt ihr, beim Zeus, — euch die stattlichsten aus
Und sendet mit Vorsicht ins räumliche Haus
Der Väter, das Nahn
Der Bräute zu melden, die Freier voran.

Wohlan denn, ich denke, daß lang schon bereit
Der Brautschatz und daß ihr, nun rühmlich im Streit
Des Ares bewährt,
Nach friedlichen Kämpfen der Kypris begehrt.

So folgt nun den Freiern! Tiefschweigend und kühl
Umfängt euch, wie's Liebenden ziemt, ein Asyl;
Das Licht ist gedämpft,
Wofern noch die Scheu das Verlangen bekämpft.

Was säumt ihr noch länger? Schon rüstet die Ker
Das Brautbett; es schließt mein gediegener Speer,
Unhemmbar im Lauf
Die Pforten der dunkeln Behausung euch auf."

So spottet' der Held; da durchstürmt' seinen Schild
Der Speer Thermodossas und schlug ins Gefild,
Und lang von der Kraft
Des Wurfs noch erbebte der eschene Schaft.

Sie griff nach dem Schwert; doch die Hüfte durchbohrt
Sein Speer ihr; von Schauern des Todes umflort,
Gespießt ans Geschoß,
Doch lebend noch, hieb der Thydid' sie vom Roß

Und warf, wie ein Fischer der Brandung Gezisch
Im Bogen entschnellt den geangelten Fisch
Auf trockenes Land,
Am Speer die noch Zuckende hin in den Sand.

Die bogengewaltige Persis ergreift
Jetzt Ajas, der Lokrer, am Haupthaar und schleift
Die Heldin, entfacht
Von roher Begier, durch die Gassen der Schlacht,

Bis daß ein Böot, den sie selber verfehlt,
Nachdem sie im Kampf ihm den Bruder entseelt,
Im Zorn sie durchstach
Und endlich die Blüte des Lebens ihr brach.

BREMUSA

Jetzt sank Polemusa, Alkibia sank;
Bremusa jedoch, die, geschmeidig und schlank,
Bald traf und bald floh,
Umschwärmt noch die Griechen, des Männerkampfs froh.

Liebreizend von Ansehn, lebendig an Geist,
Die Jüngste, geliebt von der Fürstin zumeist,
Zum Kampf noch zu zart,
Auf dringendes Flehn nur Genossin der Fahrt,

Verfolgte sie staunend von fern den Beginn
Der Schlacht, bis dem tatenbegierigen Sinn
Das männliche Spiel
Der panzerumgürteten Helden gefiel.

Mit Führung der Waffen vertraut schon als Kind,
Wettflog sie auf flüchtigem Roß mit dem Wind;
Im Kampfspiel sah nie
Der Pontos ein Mädchen behender als sie.

Sie hatte, vertraut mit Gefahren der Jagd,
Schon frühe den Kampf mit dem Eber gewagt
Und bot ohne Scheun
Dem Pardel die Stirn und dem zottigen Leun.

Die bärtigen Männer erschienen ihr bald
Wie großes Gewild in dem heimischen Wald;
Vorsichtig und schlau
Umging und besah sie die Helden genau,

Bestieg dann den Renner, von Kampflust berauscht,
Nachdem sie die leichteren Waffen vertauscht
Mit Lanze und Schwert,
Den Schrecken des Ares, sich stattlich bewehrt.

Schon stampfte das Streitroß, gehorchend dem Ruf,
Die nährende Erde mit donnerndem Huf
Und tauchte voll Hast
Ins Lanzengewühl mit der reizenden Last.

Im Graun der Vernichtung ein liebliches Bild
Des Lebens, so hob vom Getümmel, das wild
Sie ringsher umgab,
Die goldenumlockte Bremusa sich ab.

Beherzt und erschrocken, verzagt und zugleich
Siegstrahlend, wie wenn des Okeanos Reich,
Dem dunkeln, entschwebt,
Mit rosigen Fingern sich Eos erhebt:

So schwang sie die Streitaxt, zweischneidig und scharf,
Mit holdem Erröten im Vorkampf und warf
Vom scheuenden Roß
Mit lächelnder Anmut das schlanke Geschoß.

Doch wem im Gedränge ein Gott es beschied,
Dem Speer zu entgehn, wer im Nahkampf vermied
Das tödliche Beil,
Den traf aus der Ferne ihr tödlicher Pfeil.

Umsonst trieb Eumedes sein Doppelgespann
Der Heldin entgegen; schon zweimal entrann
Dem herben Geschoß
Im Tanzschritt ihr zierlich geschenkeltes Roß.

Zwar streift' ihr Ilissos das zarte Genick;
Doch mied sie, vorschauend, den Speer mit Geschick;
Dann legt sie sich aus
Und öffnet dem Helden des Aïdes Haus.

Die feindlich Umringte zu schützen bereit,
Erschien ihr Polites, ein Helfer im Streit;
Doch traf im Gemeng
Den Jüngling ein Speer, und er floh das Gedräng.

Sie aber, als gält es nur Kampfspiel und Scherz,
Entsandte mit Lächeln das bittere Erz;
Sie focht wie im Traum,
Umringt von Gefahren und ahnte sie kaum.

Indessen voll Schreck mit Bewundrung geteilt,
Erspäht sie die Fürstin von fern und durcheilt
Die feindlichen Reihn,
Den Schützling mit mächtigem Arm zu befrein.

Da stürmt' Diomed mit den Rossen des Tros
Der lieblich Umgürteten nach; wie die Ros,
Die letzte am Strauch,
Der Herstwind entblättert, so neigt sie sich auch.

Als endlich die Fürstin mit eigner Gefahr
Den Speerkampfberühmten verscheuchte, da war
Der Freundin der Jagd
Die blühende Stimme für immer versagt.

Zwar hemmt sie ihr, weinend vor Wehmut und Zorn,
Mit purpurnem Gurt den versickernden Born
Des Blutes; doch schwand
Das wonnige Leben dahin in den Sand.

RACHE PENTHESILEAS — EINZELKÄMPFE — LERNOS MENELAOS — IDOMENEUS — MERIONES

Jetzt stürzt, wie ein Dämon, voll Rachegefühl
Sich Penthesilea ins Vordergewühl
Unbändig . . . und rächt
Die Freundinnen zehnfach im Männergefecht.

Erst trieb den Hippalmos sein Doppelgespann
Entgegen dem Los, das die Moira ihm spann;
Das bittere Erz
Der Fürstin durchstürmt ihm das pochende Herz.

Laut jammernd die Gassen der Walstatt durchirrt
Alkmäon, von troischen Pfeilen umschwirrt;
Da trifft ihn im Fliehn
Ihr Speer . . . und es flattert die Aisa um ihn.

Dann fällte sie Lykon; es quoll sein Gedärm
Ihm über die Hand, daß mit wimmerndem Lärm
Der Held noch im Sturz
Aufschrie; doch es währte sein Leiden nur kurz.

Ihm folgte Isandros, entstammt dem Geblüt
Akastos', in Fülle des Reichtums erblüht
An samischer Bucht,
Vorragend durch Schönheit und männliche Zucht.

Nicht hemmte sein Schild, daß der tödliche Schlag
Der Streitaxt ihn traf und er früh schon erlag
Der Keren Gewalt
Und nimmer die Pflege der Eltern vergalt.

Drauf jagte das schreckenverbreitende Weib
Den zagen Pandion und trennte vom Leib
Das Haupt ihm, daß dumpf
Hinrollte der panzerumgürtete Rumpf.

Er war mit der Phorminx süßtönendem Laut
Weit mehr als den Schrecken des Ares vertraut;
Doch frommte die Gunst
Der Musen ihm nichts und die freundliche Kunst.

Dann warf sie Ilissos und Athys, wie schnell
Die Rosse auch flohen, vom Wagengestell;
Mit tosendem Schall
Ertönten die Rüstungen beider im Fall.

Nun lagen sie, Freunde, durch innigen Bund
Im Tod noch vereint, auf ungastlichem Grund
Zusammengelehnt,
Daheim von den Eltern und Bräuten ersehnt.

Jetzt naht, nach päonischer Weise geschürzt
Die Chlamys, der glänzende Lernos und stürzt,
Das stolze Gespann
Dem Lenker vertrauend, heran und begann:

„Hier steh mir, Verwegene, die du bisher
Durch List oder Zauber dem griechischen Speer
Unnahbar entrannst . . .
Vermeide den meinen jetzt auch, wenn du kannst!

Wohl ist, als du auszogst, von Kampflust berauscht,
Kein Vogel dir rechtsher vorübergerauscht,
Der hoffen dich ließ
Auf Sieg und dir freudige Heimkehr verhieß."

„Und bist du", spricht jene, „so tapfer als klug,
Tritt näher . . . wir lernten im Kampfe dem Flug
Des Speers zu vertraun
Und nicht nach dem Fluge der Vögel zu schaun."

So sprach sie und fing mit dem Schilde gewandt
Die schattende Lanze, im Bogen entsandt;
Dann nahte sie dicht
Dem Schmähenden, warf und verfehlte ihn nicht.

Durchbohrt vom Geschoß, wo die Kehle entblößt,
Die Kniee jetzt mehr als die Zunge gelöst,
Sank Lernos dahin,
Sprachlos . . . und es dröhnte die Rüstung um ihn.

Anstürmt, ihn zu rächen, beflügelten Gangs
Peisandros, der Meister des Päangesangs;
Ihm schritt an der Seit
Der Fürst Menelaos, der Rufer im Streit.

Die Heldin warf jenen, der prahlend den Spieß
Vorhielt und sie lebend zu fangen verhieß,
Mit mächtigem Stoß
Dem unsanft hinbettenden Tod in den Schoß.

Dann höhnt sie den Sprößling des Atreus und ruft:
„Zwar deucht mir, dir würden die Vögel der Luft
Den fürstlichen Leib
Weit minder verschmähn als dein buhlendes Weib.

Doch, da du der Schmach von den Frauen gewohnt,
So fleh um dein Leben und bleibe verschont!
Was säumst du? Der Tor
Lernt, wenn es geschehn ist, der Weise zuvor."

Da schwang der Atride mit knirschendem Grimm
Den ragenden Speer und versetzte: „Da nimm
Das Gegengeschenk
Und bleib auch im Hades des Gebers gedenk!"

Doch traf ihm die Fürstin mit wuchtiger Kraft
Die Spitze von Erz, daß am eschenen Schaft
Die Öse zerbrach,
Und strebte dem hohen Idomeneus nach,

Erreichte den Kreter und fing noch im Lauf
Den stämmigen Speer des Meriones auf
Und wehrte dem Streich
Des einen und focht mit dem andern zugleich.

Und Chlamys und Chiton durchstürmt ihr Geschoß
Dem König: noch schützt ihn der Wagengenoß;
Am Arme gelähmt,
Entging er, doch war ihm der Kampfmut gezähmt.

Meriones wankte, der König erschrak;
Zerschellt war sein eigener Stierschild, ihm stak
Der Speer noch im Arm;
Da tauchten sie beide zurück in den Schwarm.

„Ihr räumt einem Weib", rief die Fürstin, „das Feld,
Ihr Prahler? Wo ist jetzt Achilleus, der Held?
Wo Ajas, der stets
Entbrannt ist zum Kampf, wo die Kraft Diomeds?"

Und dreimal, ein Dämon, in feindliche Reihn,
Sprang Penthesilea vertilgend hinein;
Und dreimal erschlug
Sie scheitelumlockter Achäer genug.

SECHSTER GESANG

BEGEGNUNG MIT NESTOR

Unhemmbar, nie fehlend gleich Artemis, jagt
Die strahlende Heldin durchs Schlachtfeld; ihr wagt
Kein Feind mehr zu nahn,
Da rennt der gerenische Nestor sie an

Und wirft . . . doch es prallte zurück das Geschoß
Machtlos; die Gefürchtete lenkte das Roß
Vorbei am Gespann
Des Königs; jedoch der Neleier begann:

„O wär' ich der Held noch, der stark und behend
Den Mulios einst an Alpheios' Geländ,
Zu strafen den Raub
Preistragender Rosse, hinwarf in den Staub!

Unzählige Helden erschlug ich, es schwand
Der Ruhm der Epeier; ich trieb sie vom Strand
Des heiligen Quells
Der Ebne entlang zum olenischen Fels.

O, schwäng' ich noch heute wie damals, dem Heer
Der Griechen zum Heil, den gediegenen Speer:
Die Freude am Tanz
Des Ares verging' dir, empfingst du ihn ganz!

Jetzt brauche die Kraft, da die meine gelähmt!
Was säumst du? Seit wann ist die Wölfin gezähmt,
An Großmut gewohnt?
Ein Stärkerer naht, der auch deiner nicht schont!"

Die Königin sprach: „Vor dem Hades erbebt
Kein Herz, das die Aisa so oft schon umschwebt;
Es ruht ja mein Los,
Wie deines, allwaltenden Göttern im Schoß.

Doch hoff ich, noch Großes zu tun, das die Zeit
Nicht austilgt, so lang ich, begierig zum Streit,
Verweile im Licht . . .
Zwar Schonung verschmäh ich und gebe sie nicht,

Doch deucht mir's unrühmlich und frevelnder Hohn
An Göttern, den Helden zu fällen, dem schon
Mit weißem Geflock
Der Winter des Lebens bestreut das Gelock.

Nur wer in der Vollkraft der Mannheit noch strotzt,
Wer waffengewaltig, wer feindlich mir trotzt
Im Nahn oder Fliehn,
Dem lös ich die Glieder, den werf ich dahin.

Du aber, der Griechen gewaltiger Preis,
Unsterblichen Rates erfahrener Greis,
Genieße der Ruh
Und sende die reisigen Söhne mir zu!"

Sprach's, doch der gerenische Nestor versetzt:
„Ich habe das Ziel, das dem Leben gesetzt,
Schon doppelt erreicht;
Was frommt mir die Frist, die schon morgen verstreicht?

Was schonst du das alterbelastete Haupt?
Indes du wie Lenzfrost, der alles entlaubt,
Im Keim schon zerstörst
Und wider ein ewig Gesetz dich empörst

Und sinnlos vertilgst und am Morde dich freust
Und tobst und die Rache der Götter nicht scheust . . .
Die Ebene raucht
Vom Blute, in das du die Hände getaucht.

Was treibt dich, zur Schmach dem Geschlechte der Fraun,
Den Müttern ein Schreckbild, den Männern ein Graun,
Unweibliche Gier,
Zu schwelgen im Blut wie ein reißendes Tier?

Statt früh schon an Werke der Frauen gewöhnt,
Wie's Fürstinnen ziemt, was das Leben verschönt
Und Sitte dich lehrt,
Zu üben, von Menschen und Göttern geehrt,

Und, anmutbegabt und mit Liebreiz geschmückt,
Dich, männerbeglückend und selber beglückt,
An Kindern zu freun,
In denen die Reize sich lieblich erneun.

Denn schön bist du, schön wie sie selbst, die dem Schaum
Entstiegne Unsterbliche; weiß man doch kaum,
Ob so dich im Streit
Ein Gott, ob der Zauber der Schönheit dich feit.

Doch manche, die ihres Geschlechtes vergaß
Wie du und sich männlichen Treibens vermaß,
Ließ Speer und Geschoß,
Sobald sie der Gaben Kytherens genoß.

Einst hetzte, dir ähnlich, der zagen Natur
Der Jungfrau entfremdet, den Eber und Ur
Bei Regen und Wind
Durchs Dickicht des Schöneus schnellfüßiges Kind,

Und vielfach umfreit, gab die Männin im Spiel
Dem Jagdspeer wie Hochwild die Freier zum Ziel
Und sandte wie du
Dem Hades die lockigen Jünglinge zu.

So raffte sie, eh Milanion erschien,
Gefühllos die Blüte der Männer dahin
Und schmähte das Joch
Der Liebe und endlich — ertrug sie es doch.

Und floh nicht Medea die Männer zuvor,
Von finsterem Zauber bestrickt? Doch beschwor
Ihn Jason; er wich
Dem Zauber, mit welchem sie Kypris beschlich.

Die bändigte selbst Amazonen gleich dir,
Gebot Hippolyten den Gürtel, den ihr
Einst Ares verliehn,
Zu lösen, und gab ihn dem Halbgott dahin.

Und als sie der Enkel des Pelops entführt,
Treu blieb sie und sank, wie's der Gattin gebührt,
Als später den Raub
Die Ihrigen rächten, für ihn in den Staub.

Doch dir bleibt der Segen der Göttin versagt,
Weil, da dir nur Kampf und Getümmel behagt,
Die heilige Scham
Des weiblichen Herzens ein Dämon dir nahm."

Die Fürstin entgegnet: „Stets ward, wenn im Kreis
Ratkluger Achäer du sprachest, der Preis
Der Weisesten dir;
Was redest du jetzt nur so töricht zu mir?

Wann sahst du die Löwin am Rocken und wann
Den Adler Kronions an Kypris' Gespann?
Wann krümmt wie der Wurm
Das Meer sich, bewegt von erhabenem Sturm?

Ich bin wie die Löwin, mich lockt die Gefahr;
Frei schwing ich mich auf wie zur Sonne der Aar;
Im Endlosen kreist,
Von mächtigem Fittig getragen, mein Geist.

Ich bin wie das Meer, das empörte; es spült
— An Segen sonst reich — vom Orkane durchwühlt,
Verheerend den Strand,
Wildschäumend die Trümmer und Leichen ans Land.

Nichts ward mir vom Weibe, nicht Freude noch Weh
Der Braut oder Mutter; ich lernte seit je
Mir selbst nur vertraun;
Ich hasse den Mann und verachte die Fraun.

Den Männern nicht weichend an Kraft und Gestalt,
Bekämpf ich gewaltsam ihr nur durch Gewalt
Erworbenes Recht
Des Stärkern und räche mein ganzes Geschlecht.

Und was auch seit je, mit erfindrischer List
Die Menschen verstrickend in Unheil und Zwist,
Die Kypris ersann,
Eins weiß ich gewiß: mich entwürdigt kein Mann.

Mich bindet kein Zwang, mich beirrt kein Gesetz
Herkömmlicher Sitte, die sonst wie ein Netz
Die Seelen umschnürt;
Auch herrsch ich nur, weil mir zu herrschen gebührt.

Und hat das Geschick bei des Daseins Beginn
Nur da, wo ein häuslich bescheidener Sinn
Am Niedrigen klebt,
Das Glück in die Fäden des Lebens gewebt,

Dann mag ich kein Glück, ich verschmähe ein Gut,
Das nur auf der Kleinheit der Seele beruht;
Mein Herz ist ein Schwert,
Das Kämpfe und Siegsruhm und Herrschaft begehrt.

Denn Königin bin ich, und bändigt kein Zug
Des Willens der Seele erhabenen Flug,
Dann schwelgt sie, der Haft
Entledigt, in üppiger Fülle der Kraft,

Und hebt ihre Schwingen, und königlich rollt
Das Blut mir zum Herzen; es brandet und grollt,
Aufwühlend den Born
Unbändigen Muts, mein entfesselter Zorn.

Vielleicht, daß der Gott mit dem Schöpferberuf
Im Stoff sich vergriff, als zum Weib er mich schuf;
Doch was auch der Schluß
Der Ewigen wollte: ich bin, was ich muß.

Euch Danaern bin ich in göttlicher Hand
Die mächtige Geißel des Schicksals; euch schwand,
Seitdem ich erschien,
Die Freude der Heimkehr für immer dahin.

Was gilt's mir, ob Troja in Asche zerfällt?
Ich kämpfe allein, weil der Kampf mir gefällt;
Es spannt voll Begier
Nach Taten sich jeglicher Muskel in mir.

Und geh ich, vom Fittig der Aisa berührt,
Einst selber den Pfad, den ich viele geführt
Im Schlachtengetos —
Ein rühmlicher Tod ist das herrlichste Los!

Denn Ruhm ist das Höchste. Ihn bändigt kein Schlund
Des Hades; ihn tilgt selbst der Styx nicht; im Mund
Der Zeiten ertönt
Unsterblich ein Name, vom Ruhme gekrönt.

Ein Göttern nur selten erreichbarer Schatz,
Ist Ruhm für die Göttlichkeit selbst ein Ersatz,
Den Zeus, der Kronid,
Dem sterblichgeborenen Menschen beschied."

So sprechend verschwand sie; und linksher flog jäh
Ein Aar auf und trug in den Krallen ein Reh;
Doch Nestor, der Hort
Der Danaer, sprach das geflügelte Wort:

„Verblendete Törin, die größer sich träumt
Als Hera! Sie selbst, die Erhabene, räumt
Das höhere Recht
Dem Donnerer ein, und ihm dient ihr Geschlecht.

Doch bald stürmt ein Starker das Schlachtfeld entlang,
Vor dem du, die jetzt sich zu hemmen den Gang
Der Dinge vermißt,
Hinsinkst in den Staub, wie gewaltig du bist.

Denn straflos nicht lehnt sich in Wort oder Tat
So prahlerisch wider Unsterblicher Rat
Und wider den Lauf
Des ehernen Schicksals ein Sterblicher auf."

Sprach's, mahnte den Lenker, und feurig und groß
Hinflogen die Rosse; es wuchs das Getos,
Und endlos, entfacht
Von Eris, erscholl das Getümmel der Schlacht.

SIEBENTER GESANG

VORDRINGEN DER TROER — THEON UND PHERES

Und wieder rast' Penthesilea die Bahn
Wie lodernde Glut des Hephästus heran,
Und wieder erschlug
Sie scheitelumlockter Achäer genug.

Sie focht, wie die mutige Seele sie trieb,
Zu Roß und zu Fuß, und wen Stoß oder Hieb
Der Königin traf,
Der sank in die Arme dem ehernen Schlaf.

Unzählige warf ihr vernichtender Zorn,
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;
Sie schoß wie im Spiel
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Jetzt naht Diomedes, der endlich erschlafft
Von männervertilgenden Kämpfen die Kraft
Der Königin wähnt
Und selbst die Verwegne zu fällen sich sehnt.

Und dreimal umschlich er sie lauernd, vom Schild
Gedeckt, wie ein Hunden zu mächtiges Wild
Der Jäger umgarnt,
Und dreimal entfloh er, von Pallas gewarnt

Und stürzt auf die Troer und wirft sie im Fliehn
Zur allesernährenden Erde dahin
Und würgt, bis das Schwert
Des Völkerbezwingers Äneas ihm wehrt.

Noch standen zur Rechten des Treffens am Hang
Batieias, des Simoïs Strombett entlang,
Im Uferbereich
Die Schalen der Wage des Schicksals sich gleich.

Dort, wo von Epeiern und Phokern bedroht,
Peisenor, der Karer, und Glaukos gebot
Im Grauen der Schlacht,
Dort hafteten beider Geschosse mit Macht.

Hier aber, wo Penthesilea dem Kern
Der Phryger vorstrahlte, ein leuchtender Stern,
Wo mächtig der Schritt
Äneas' erdröhnte und Agathon stritt,

Wo Pammon anfeuernd die Scharen durchlief
Und Helenos, neigte die Schale sich tief,
Durch die der Kronid
Der Danaervölker Verderben entschied.

Sie wankten, stets näher von Schwärmen umkreist,
Die froh wie zum Reigen, vom kriegrischen Geist
Der Heldin berührt,
Laomedons Enkel ins Treffen geführt.

Schon stürmen die Thraker, von Kampfgier entbrannt,
Pelasgisches Volk, das Larissa gesandt,
Der Eneter Heer
Und Aithikos' trotzige Scharen daher.

Aufleuchtet das Blachfeld vom gleißenden Erz
Der Waffen; die Phryger erheben, das Herz
Von Kampflust geschwellt,
Den Kriegsruf, der graunvoll die Ebne durchgellt.

Dazwischen erdröhnt wie verhaltener Groll
Kronions die Pauke; doch drüben erscholl,
Aufweckend den Zorn,
Der wölbigen Muschel schrilltönendes Horn.

Und endlos die Flur des Skamandros durchlärmt
Die Feldschlacht; noch hielten, von Feinden umschwärmt,
Tod schleudernd vom Rand
Des Wagens, zwei Helden den Dardanern stand.

Wie wild auch die phrygischen Scharen im Tanz
Des Ares anstürmten, sie prallten vom Kranz
Des Wagengestells
Zurück wie die Brandung von doppeltem Fels.

Dem blühenden Pheres umschattete kaum
Das kräftige Kinn erst der sprossende Flaum,
Doch pochte sein Herz
Hochstrebenden Muts unterm Panzer von Erz.

Mit ihm, in des Lenkers weißschimmernder Tracht,
Führt Theon, sein Oheim, wohlkundig der Schlacht,
Zu Angriff und Wehr
Die Rosse zugleich und den stämmigen Speer.

Die beiden, von nämlicher Kampflust entbrannt,
An Sinn und durch Bande des Blutes verwandt,
Aus altem Geschlecht,
Vorragend im Heer und erprobt im Gefecht,

Bewohnten Messene; mit reichem Besitz
Gastfreundschaftberühmt lag ihr fürstlicher Sitz
Am heiligen Strom
Pamisos. Jetzt sagte der Neffe zum Ohm:

„Schau um dich! Dort naht Amazonengezücht,
Die Fürstin voran, die ein feiges Gerücht
Für göttlich erklärt,
Weil Schwerthieb und Speerwurf sie niemals versehrt.

Wie stolz sie daherstürmt im blendenden Glanz
Des purpurumgürteten Panzergewands!
Buntschillernd und fremd
Umflattert die Chlamys das schuppige Hemd.

Sie wendet und dreht sich behend wie ein Aal,
Als wär' auch ihr Leib nur geschmeidiger Stahl,
Und stürzt, wie von Gift
Geschwollene Drachen, aufs Opfer und trifft.

Ich dächte, wir senden, nach ihrem Begehr
Zu fragen, ihr einen gediegenen Speer;
Bestellt er den Gruß,
Netzt heut noch der Styx ihr den blendenden Fuß."

Doch Theon versetzte: „Ich fürchte, nicht leicht
Bestehn wir dies Mannweib, dem keiner entweicht;
Sie rast wie ein Fluch
Der Götter, und weh uns, mißlingt der Versuch!"

Sprach's, trieb das Gespann mit der Geißel, es schnob
Der Fürstin entgegen — und Pheres erhob
Und warf voll Begier
Zuerst die weitschattende Lanze nach ihr.

Das Wangengeschmeide des Rosses durchfuhr
Sein Wurfspeer und bohrte sich ein in die Flur;
Jetzt zielte sofort
Auch Theon und sprach das geflügelte Wort:

„Hier nimm, Amazone, wofern dir die Kraft
Im Nahkampf erlahmte, den stattlichen Schaft,
Gebrauch ihn als Stab
Und steige zur Wohnung des Aïs hinab!"

Doch kam ihm der Speerwurf der Fürstin zuvor
Und warf ihn vom Wagen herab, daß der Tor
Sich nimmer vermaß
Des Kampfs und auf ewig der Rosse vergaß.

„Beim Zeus", höhnt die Heldin, „der stürzt ja so schnell
Herab wie ein Taucher vom Wagengestell;
Er hat wohl im Gischt
Des heimischen Meeres einst Austern gefischt.

Auch tyrische Taucher sind kundig, das Gut
Versunkener Schiffe und Schätze der Flut
Zu fördern ans Licht;
Doch tauchen im Trocknen, das können sie nicht."

So höhnt' sie. Nachschleifend hing Theon am Rad
Des Wagens; doch daß er nicht einsam den Pfad
Zum Hades beschritt,
Anstürmt' sie und gab auch den Neffen ihm mit.

BEWEGUNG DER FRAUEN IN TROJA — ARSINOË — THEANO — KASSANDRA — ZWEIKAMPF ZWISCHEN PENTHESILEA UND AMPHION

Von Ilions Mauern verfolgten gespannt,
Die Blicke nach Penthesilea gewandt,
Die troischen Fraun
Die Taten der Heldin mit Wonne und Graun.

Doch während, vom mächtigen Zauber berührt,
Das Weib sie bestaunt, das so Großes vollführt,
Erwachte die Lust
Zu ähnlichen Kämpfen in jeglicher Brust.

Arsinoë aber, Ukalegons Kind,
Riß selbst die Verzagtesten hin; wie der Wind
Den Funken entfacht,
Entflammte ihr Wort das Verlangen zur Schlacht.

„Ihr feiert, wenn eine aus unserm Geschlecht
Die Feinde der Heimat austilgt im Gefecht?
Soll jene allein
Laomedons Stadt von Achäern befrein?

Daß einst, wenn der Sänger des Päan, bekränzt
Mit Myrten, den Becher der Freiheit kredenzt,
Er jene nur preist,
Und göttliche Ehren das Volk ihr erweist?

Nicht länger beschäme dies Weib uns! Warum
Entsagten wir, troische Frauen, dem Ruhm,
Zu kämpfen gleich ihr?
Vermögen, was jene vermag, nicht auch wir?"

Kaum waren die zürnenden Lippen verstummt,
Als schon die Erregten die Zinnen umsummt,
Die Gassen durchlärmt
Wie Bienen, im Frühjahr den Stöcken entschwärmt.

Und manche, von Kampflust erfüllt und von Neid,
Bot Schleier und Stirnschmuck und Lockengeschmeid,
Verblendet vom Rausch
Des Herzens, und forderte Waffen zum Tausch.

Und rufend nach Waffen, die Gassen durcheilt,
Als trüg' sie das Schicksal, die Schar und zerteilt
Kampffroh, wie des Winks
Der Götter gewürdigt, sich rechtshin und links.

Die löste den skythischen Bogen vom Pflock,
Die stülpt sich den Stahlhelm aufs dunkle Gelock,
Die dritte bewehrt
Den Arm mit dem mächtigen thrakischen Schwert.

Die brachte von einem phönikischen Schiff
Gestrandete Stangen, die andre ergriff
Den Rocken als Speer,
Es schleppte die dritte den Bratspieß daher.

Da gab's noch Gewaffen aus Dardanos' Zeit,
Holzkeulen, unförmlich, kaum brauchbar zum Streit;
Die mächtige Last
Erdrückte die rosige Trägerin fast.

Auch steinerne Waffen, gefunden im Sumpf,
Gezahntes Geräte und Äxte, jetzt stumpf
Zerfressen vom Dust
Der Urzeit, von der nur die Götter gewußt.

Doch sah man auch ehernes Panzergeflecht,
Dem trauten Gemahl einst, dem Bruder gerecht,
Manch stattliches Stück,
Und der es getragen, kehrt nicht mehr zurück.

Hier blinkt eine Rüstung, erbeutet im Feld;
Nie hatte so blühende Formen der Held,
Dem einst sie gedient,
Umarmt, wie sein Panzer sie heute umschient.

Zwar manche, gewöhnt an den zierlichen Schmuck
Der Stirne, empfand jetzt den ehernen Druck,
Und minder bequem
Erschien ihr der Helm als das Golddiadem.

Auch manche verweilt noch, von Kindern umscherzt,
Von lockigen, die sie noch einmal geherzt;
Es wehrt nur die Scheu
Vor Hohn der Gespielen den Tränen der Reu.

Nun wälzt sich die Schar unter dröhnendem Klang
Der Waffen wildjauchzend die Gassen entlang;
Stets strömen noch mehr
Der Frauen heran, und der Strom wird zum Meer.

Doch allen voran in dem bunten Gedräng
Mit herrischem Ausdruck, gebietend und streng,
Umpanzert den Leib,
Zog Hippodamia, Tisiphonos' Weib.

Und nochmals am skäischen Tore bewegt
Ukalegons Tochter die Menge und regt,
Gestützt auf den Knauf
Des Schlachtschwerts, zum heiligen Kampfe sie auf.

„Auf, troische Frauen, zur Feldschlacht! Wofür
Entsagten wir wider Vernunft und Gebühr
Noch länger dem Teil
Am Kampf für uns selbst und der Unsrigen Heil?

Demselben Geschlecht sind wir alle entstammt;
Der Mut, der die Brüder und Gatten entflammt,
Der göttliche Hauch,
Die Liebe zur Heimat begeistert uns auch.

Und sind wir nicht ähnlich geschaffen wie sie,
Die Arme behend und gelenkig das Knie?
Genießen wir nicht
Die nämliche Nahrung, den Äther, das Licht?

Und ist's nicht ein Weib, das die Reihen durchtobt,
In jeglicher Tugend der Waffen erprobt,
Den Männern sogar
Ein Vorbild im Nahkampf, ein Schutz in Gefahr?

Und doch ist die Stadt, die uns alle gezeugt,
Ihr fremd wie die ilischen Krieger; sie beugt,
Vom Schlachtlärm umbraust,
Den Trotz der Achäer auf eigene Faust.

Uns aber verfolgen in gräßlicher Näh
Der lebenverzehrende Krieg und sein Weh;
Erlegt sind und tot
So viele der Unsern, wir selbst sind bedroht.

Sagt, wollt ihr noch länger auf göttliche Huld
Feigherzig vertraun, bis zur Sühne der Schuld
Die Knechtschaft beginnt
Und jähes Verderben die Moira uns spinnt?

Bis, sinnend auf Schmach und der Fülle des Golds
Nicht achtend, euch alle der Danaer Stolz,
Wie sehr ihr euch sträubt,
Wegschleppt zu den Schiffen, vom Jammer betäubt?

Sagt, wollt ihr, verstummt einst des Kampfes Getös,
Als Beute verteilt sein, um kargen Erlös
Vertauscht nach dem Wert
Der Kunst, die euch Frauen aus Sidon gelehrt?

Fluch friedlichem Werk, dem Geweb und Gespinst,
Wofern wir sie nur, einst im sklavischen Dienst,
Zum Tode betrübt,
Die Töchter von Argos zu schmücken, geübt!

Fluch feiger Ergebung! Verdorre die Hand,
Bevor sie, im rossebeweideten Land
Zur Knechtschaft mißbraucht,
Den Krug in den Quell Hypereias einst taucht!

Was sollen uns friedliche Werke? Nur Erz
Erlöst uns vom Graun des gefräßigen Schwerts,
Das nah uns umdrängt
Und näher im Krieg, den ein Gott uns verhängt.

Und fallen wir, sei's mit bewaffneter Hand
Im rühmlichen Kampf für das heimische Land,
Für troische Erd,
Für Eltern und Kinder, für Heimat und Herd!"

So sprach sie; des Beifalls aufjubelnder Laut
Erschüttert' den Turm, den Poseidon gebaut,
Und tosender Schall
Der Panzer und Schilde umdröhnte den Wall.

Schon knarrten die Riegel am skäischen Tor . . .
Da nahte und sprach die mit Binde und Flor
Zum Dienst am Altar
Der Pallas bestellte Theano zur Schar:

„Was ficht euch, vermessene Törinnen, an,
Daß so ihr, berauscht von verderblichem Wahn,
Unmögliches sinnt?
Denn nimmer vollendet ihr, was ihr beginnt.

Euch betteten drüben am blumigen Ranft
Des Xanthos die Danaer eben so sanft,
Wie Mäher im Tau
Des Frührots die duftenden Kinder der Au.

Noch sag ich euch eines; behaltet es fest,
Wofern ihr, unkundig des Kampfs, euch vermeßt
Und prahlend vielleicht
Euch selber dem Volk Amazonen vergleicht:

Daß jene, von Jugend an kriegrisch und rauh
Erzogen, in Fehden und Fahrten den Bau
Der Glieder gestählt,
Und daß sie unbändige Kampfgier beseelt.

Sie schwimmen durch Ströme, durchwaten die Furt,
Sind tollkühn wie Männer und seit der Geburt
Zu Angriff und Flucht
In jeglicher Kunde des Reitens versucht.

Vier zaumlose Hengste mit Anruf und Tritt
Beherrschen sie stehend im wildesten Ritt
Und schleudern im Lauf
Zugleich noch den Wurfspeer und fangen ihn auf.

Auch treffen sie reitend den Vogel im Flug;
Und führen sie Fehden, dann hemmt ihren Zug
Nicht Graben noch Turm;
Sie nehmen selbst Burgen und Festen mit Sturm.

Nichts blieb den Beherzten von weiblicher Art;
So seltne Gewandtheit und Stärke, gepaart
Mit Kriegskunst, vereint
Kein Volk, das des Helios Leuchte bescheint.

Auch nennt das Gerücht ja sie selbst, die der Schar
Als Fürstin gebeut und in Kampf und Gefahr
Sie führt und entflammt,
Dem städteverwüstenden Ares entstammt.

Sie sei eine Göttin, sagt mancher, und traun,
Ein Wunder, ein göttliches, ist sie zu schaun;
Der Heldin gelingt,
Was nimmer ein Sterblichgeborner vollbringt.

Drum messe sich keine mit ihr; denn so weit
Das Frührot hinstrahlt, war kein Weib je im Streit
Und kriegrischen Mühn
So kampfunersättlich, gewaltig und kühn.

Wir Sterblichen freilich sind eines Geschlechts,
Doch einer geht links hin, der andere rechts,
Und jeglicher bleibt
Verschieden, so wie er verschiedenes treibt.

Verschieden auch ist in den Röhren das Mark,
Der eine ist schwächlich, der andere stark;
Der wählt sich, was derb
Und kriegrisch, der andre ein friedlich Gewerb.

Dem einen ward Kampfmut, dem anderen List;
Doch deucht mir, daß jener der weiseste ist,
Der nie sich entfernt
Von dem, was er übte und was er gelernt.

Gewöhnt ist der Krieger an Waffengeräusch,
Euch aber geziemt, daß ihr sittsam und keusch
Den Frauen gesellt,
Die zierlichen Werke des Webstuhls bestellt.

Durchwirkt denn die Purpurgewänder mit Gold,
Damit ihr dereinst, wenn die Götter uns hold,
Mit Tanz und Gebet
Der Freiheit hochheiligen Festtag begeht!

Es lacht ja das Glück uns; mit trunkenem Mut
Schwelgt Penthesilea in feindlichem Blut,
Und nicht mehr bedräut
Uns Not, die selbst Frauen zu kämpfen gebeut."

So ratklugen Sinnes den Aufruhr beschwor
Die weise Theano, und wieder am Tor
Verweilten die Fraun,
Die Schlacht und die Flucht der Achäer zu schaun. —

Und viele, im Wahn, daß die Feinde besiegt,
Mit Liebreiz umgürtet, in Anmut gewiegt,
Umschwärmten den Kranz
Der ilischen Zinnen mit Reigen und Tanz.

Und wilder stets schlingen, bacchantisch entzückt,
Die schneeigen Glieder mit Spangen geschmückt
Und edlem Gestein,
Schönbusige Leiber den üppigen Reihn.

Die Sinne betäubt der balsamische Duft
Der Narden; berauschend durchzittert die Luft
Der Flöten Getön
Und Zymbeln. Doch langsam von Pergamos' Höhn

Herabsteigt — den blendenden Nacken umrauscht
Vom Haar, dem gelösten, in Falten gebauscht
Das lange Gewand —
Den lorbeerumwundenen Stab in der Hand,

Und unter die Schar, die im Reigengesang
Aufjauchzte, erhaben in Haltung und Gang,
Tieffeierlich tritt
Kassandra mit langsam gemessenem Schritt.

Aufstöhnt sie: „Weh euch, mit Erinnyen schlingt
Ihr festlich den Reihn, vom Verderben umringt!
Ihr jubelt und lärmt,
So nah schon von Keren des Todes umschwärmt."

Verstummt war die Menge; sie horchte gespannt,
Vom Blick des starroffenen Auges gebannt,
Das niemals sich schloß
Und niemals der Gabe des Schlafes genoß.

Und wieder in zuckendem Schmerze bewegt
Der blühende Mund sich, vom Gotte erregt,
Und weitum erscholl
Der Seherin Stimme tieftönend und voll:

„Einst wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Die göttergegründete Troja geschleift,
Vernichtet der Grund,
Wo Asias mächtige Herrscherin stund.

Dann liegen die Gärten verödet und welk,
Die prangenden Gassen bedeckt vom Gebälk
Und Porphyrgesims
Der Hofburg, ein Werk des achäischen Grimms.

Die Urnen erbrochen, die Asche verweht,
Die Tempel in Trümmern, das heil'ge Gerät
Den Feinden ein Raub,
Der Götter Altäre entweiht und im Staub.

Die Brunnen vertrocknen, die Quelle versiegt;
Wo scheu an die Mutter der Säugling sich schmiegt,
Da reißt ihn der Mord
Von Brüsten, die jählings im Kummer verdorrt.

Hohläugiger Hunger, Raub, Elend und Not
Umschleichen die Trümmer; vertilgt sind und tot
Die Tapfern des Heers,
Die Knaben und Fraun eine Beute des Speers.

Taghell sind die Nächte, wenn, Meerflut und Land
Im Umkreis beleuchtend, der dorische Brand
Die Giebel umleckt
Und weithin die asischen Völker erschreckt.

Rot aufstrahlt der quellige Ida umher;
Die thrakische Samos wirft fern übers Meer
Den Abglanz der Glut,
Ein riesiger Leuchtturm dem Segler der Flut.

Dann gellt um versinkendes Tempelgesäul
Der Schrei der Verzweiflung, das Jammergeheul,
Das nimmer den Tag
Fluchwürdiger Knechtschaft zu wenden vermag.

Wohl jedem, dem dann die lethäische Flut
Zu trinken vergönnt ist, den, eh er das Gut
Der Freiheit verlor,
Mitleidig die Moira zum Opfer erkor!

Wohl jedem, dem, eh ihn entehrte das Joch,
Die marmornen Trümmer, die stürzenden, noch
Ein Grab im Bereich
Der Heimat gewährt und ein Grabmal zugleich!

Denn mancher erleidet mit Sklavengeduld
Noch graunvolle Sühne für anderer Schuld
Und endet zuletzt
Durch Frevel, vor denen das Herz sich entsetzt.

Es schleppen, bis lauernder Mord sie erlöst,
Selbst fürstliche Frauen, vom Purpur entblößt,
Die Ketten der Schmach
Durch endlose Greuel den Danaern nach.

So wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Vertilgt dies Geschlecht und sein Wohnsitz geschleift:
Sie schwinden vom Raum
Der nährenden Erde hinweg wie ein Traum.

Und wenn einst der Sänger, vom Gotte beseelt,
Den spätern Geschlechtern ihr Schicksal erzählt,
Dann zweifelt sogar
Die Nachwelt daran, daß einst Ilios war.

Es war. Doch die Stätte, vom Ruhme verwaist,
Wird einst nur vom Fittig der Trauer umkreist,
Und Efeu allein
Und Sagen umwuchern das öde Gestein." —

So sprach, vom thymbräischen Gotte erfüllt
Den Geist, dem der Schleier der Zukunft enthüllt,
Kassandra, und jäh
Erschüttert den Äther ihr dreifaches „Weh!"

Und feierlich-langsam, wie in sich gekehrt
Den Blick, der noch eben vom Gotte verklärt,
Wie müde, das Amt
Zu üben, zu dem sie das Schicksal verdammt,

Durchschritt den verstummten bacchantischen Schwarm
Gemessenen Ganges, das Antlitz voll Harm,
Die Priesterin sacht,
Geflohn von den Fraun, von der Menge verlacht.

Und lang noch ertönten Gelächter und Drohn
Und Stimmen des Mitleids und wiehernder Hohn,
Als schon die Gestalt
Der Seherin schwand und ihr Wehruf verhallt.

Indessen das Unheil den Danaern wog
Kronion; wie dunkles Gewölke umzog
Sie drohend und schwer
Im Dunste der Feldschlacht das phrygische Heer.

Zwar nimmer der Pflichten des Herrschers vergaß
Der König der goldnen Mykene; er maß
Die feindliche Macht
Mit kundigem Aug und erneute die Schlacht.

Doch führte Äneas, siegstrahlenden Blicks
Des Vorteils gewahr und der Gunst des Geschicks,
Stets dichter gereiht
Die kampflusterregten Geschwader zum Streit.

Und rastlos vertilgend mit Lanze und Beil,
Ein waffenumstarrter, geschlossener Keil,
Brach allen voran
Die kriegrische Schar Amazonen sich Bahn.

Und wo das Getümmel am lautesten schallt,
Da funkelt die blendende Rüstung, da wallt
Das lockige Haar
Der nahkampfgewaltigen Fürstin der Schar.

Und keiner der Helden von Argos bestand
Vor Penthesileas verderblicher Hand;
Wer wider sie stritt,
Dem hemmte die Kere des Todes den Schritt.

Sie spann dem ätolischen Hämon das Los,
Umarmt noch im Tod lagen Ion und Kos,
Die Glieder erstarrt,
Zwei Brüder, von liebenden Eltern erharrt.

Ihr Vater, wohlkundig, die Zukunft zu sehn,
Bewohnte im sagenberühmten Trözen
Ein stattliches Haus;
Doch sah er der Lieblinge Tod nicht voraus.

Umsonst rannte Kaineus die Königin an,
Thrips, Pheidon und Enops; die warf sie im Nahn
Und jenen im Fliehn,
Die einzeln und andre im Vielkampf dahin.

Umsonst flucht ihr Mäon und fleht zu Apoll —
Sie traf ihm die Kehle; ein Blutstrom entquoll
Des Schmähenden Mund,
Da wand er sich sterbend und knirschte den Grund.

Umsonst schoß, entronnen dem tödlichen Beil,
Der Sohn des Oïleus und Teukros den Pfeil;
Noch hatte kein Schwert,
Kein Pfeilschuß noch Speerwurf die Männin versehrt.

Nun fand sich im Heer ein verwegener Schalk,
Unkundig des Kampfs, doch behend wie ein Falk
Von allen gekannt
Und spottweis der kleine Thersites genannt,

Die Seele voll Arglist, unförmlich an Wuchs,
Einäugig, doch lauernden Blicks wie der Luchs.
Er sprach: „Wer sich mißt
Im Kampf mit der Rasenden, siegt nur durch List.

Dies Mannweib, von Uranionen gezeugt,
Von Bären liebkost, von der Wölfin gesäugt,
Ist Schwerthieb und Schaft
Unnahbar, und fällt nur durch eigene Kraft.

Doch blüht ihr, beim Zeus, zum erdrosselnden Strick
Der wehende Hanf schon ums stolze Genick;
Ich lernte zu Haus
Das Handwerk des Seilers; hier üb ich es aus."

So spottet der Unhold und nähert sich leis
Der Heldin, umschleicht sie erst spähend im Kreis
Und huscht dann im Lauf
Aufs Streitroß der kämpfenden Fürstin hinauf.

Er rührt' ans Gelock der Gewaltigen schon,
Entriß schon das Messer mit grinsendem Hohn
Den Falten des Gurts
Und jauchzte; doch währte der Jubel nur kurz.

Die Heldin, sich wendend, zerspellte dem Schelm
Mit wuchtigem Axtschlag den ehernen Helm;
Es klaffte die Stirn,
Und weitum verspritzte das tückische Hirn.

Doch während der Wicht hier, den Hunden ein Fraß,
Dalag und der Ränke für immer vergaß,
Erscholl von den Höhn
Achäischer Kriegsruf und Waffengetön.

Wie, wachsend vom Schnee, wenn die Sonne ihn schmelzt,
Ein Strom vom Gebirge vernichtend sich wälzt,
So wogte vom Mal
Des Ilos ein drohender Haufe zu Tal.

Dort hatten, vom Sohn des Mekisteus entflammt,
Die Helden, dem jasischen Argos entstammt,
Die Karer verdrängt
Und weit durchs Gefilde die Lyker versprengt.

Zwar focht Orythaon mit wechselndem Glück,
Das Volk Lakedaimons warf Glaukos zurück;
Doch siegreich bestehn
Den Lyker die Männer, gesandt von Athen.

Dort neben Odysseus stand Kalchas, der Greis,
Rings Danaerfürsten, im heiligen Kreis
Versammelt zum Rat,
Als Spartas goldlockiger König sich naht.

Er sprach: „Wer auch immer zum Zweikampf sich stellt
Der hoheitumleuchteten Heldin, er fällt
Unrettbar zum Raub
Den Keren des Todes und sinkt in den Staub.

Sie ist eine Göttin, sagt Ossa, und räumt
Hinweg, wer ihr Opfer zu bringen versäumt;
Drum fürcht ich, ihr wehrt
Kein Held, den die Frucht der Demeter genährt."

Ihn hörte Amphion, der reisige Sohn
Des Aktor, und sprach in verächtlichem Ton:
„Ich selbst will sie sehn,
Und wäre sie Hera, ich will sie bestehn."

Rings späht er vom Wagen, der, stattlich bespannt
Mit Rossen, den Stuten Admetos' verwandt,
Hinflog, und erschaut
Die fliehenden Helden und tadelt sie laut,

Und höhnte die Kämpfer zu Wagen und schalt:
„Pfeilhelden, Verworfne, obwohl von Gestalt
Wie Männer zu schaun,
Achäer nicht mehr, nein: achäische Fraun!

Ertragt ihr die Schmach, Amazonen zu fliehn,
Verfolgen euch Schatten Erschlagner, erschien
Sarpedon, und weicht
Ihr dunkeln Gewalten des Hades vielleicht?

Und wandelt im Licht noch und rast mit dem Speer
Der mähnenumflatterte Hektor daher
Die troische Flur?
Nein. Deimos und Phobos beherrschen euch nur."

So schalt er, und mahnt' hier die einen und droht'
Den andern, wie Ansehn und Stand es gebot,
Und trieb ins Gefecht
Fußkämpfer und Schleudrer und wies sie zurecht:

„Steht, Freunde! Was flieht ihr der Pfeile Gezisch?
Wohin denn so eilig? Wo winkt euch der Tisch
Mit leckerem Mahl,
Der Mischkrug dabei und der volle Pokal?

Nicht wahr, bei Gelagen, da seid ihr zur Hand;
Vor Weinschlauch und Fleischtopf, da haltet ihr stand,
Vertilgt und verheert
Und habt euch im Nahkampf stets tapfer bewährt!

Nie fehlt euch die Kriegslust beim gastlichen Schmaus,
Da werft ihr die Troer und rottet sie aus;
Bei pramnischem Wein
Schleift jeder die ilische Feste allein!

Und wenn ihr das bacchische Tympanon hört,
Dann schwärmt ihr, vom Taumel des Gottes betört,
Mit Reigengesang
Die räumigen Gassen des Lagers entlang.

Doch ruft euch das Zymbal, der kriegrische Schall
Der phrygischen Pauken, dann zittert ihr all;
Den männlichen Tanz
Des Ares, ihr Feigen, verlerntet ihr ganz!"

Sprach's, wandte die Rosse, sie schnoben vor Mut
Und jagten, bespritzt mit Erschlagener Blut
An Weichen und Knien,
Wildscheuend auf Trümmern und Leichen dahin.

Jetzt nahte die Fürstin im blendenden Glanz
Des purpurumgürteten Panzergewands,
Da sprang vom Gestühl
Des Wagens Amphion ins dichte Gewühl.

Die Heldin begann: „Welch unselige Gier
Betört dich, wer bist du, der kühn sich mit mir
Zu kämpfen erfrecht?
Du scheinst, beim Kronion, von edlem Geschlecht.

Mir nahen auf dieser skamandrischen Flur
Unglücklicher Eltern Entsprossene nur;
Denn lange nicht weilt
Im Licht, wen mein schattender Wurfspeer ereilt."

„Was prahlst du, entartete Männin?" versetzt
Amphion, „gedenke des Kampfes; denn jetzt
Gebührt dir, im Dienst
Des Ares die Heldin zu sein, die du schienst!

Laß sehn, ob olympische Abkunft, der Trug,
Daß Hekate selbst dich beschütze, den Flug
Der Lanze beschwört,
Die Jugend und Kraft dir auf einmal zerstört!

Empfinge dein zauberumgürteter Leib
Doch ganz sie, und gäbst du, verwegenes Weib,
Gesättigt vom Krieg,
Dem Hades die Seele, mir rühmlichen Sieg!"

Sprach's, zielte und warf, doch es fehlte sein Speer.
Da hob er, als Last sonst drei Männern zu schwer,
Ein Felsstück vom Feld,
Gewaltig und groß; doch leicht schwang es der Held.

Und schleudert' der Fürstin mit tückischem Block
Den Stahlhelm vom Haupt, daß das reiche Gelock
Die Glieder umquoll
Und weitum der Danaer Jubel erscholl.

Doch schäumend vor Zorn, mit entfesseltem Haar,
Wie hochher im Flug ein gewaltiger Aar,
Entschwang sich dem Roß
Die Männin und warf noch im Sprung das Geschoß.

Es fuhr durch Amphions mit fünffachem Stahl
Umzogenen Erzschild und traf wie ein Strahl
Sein Schultergelenk;
Doch wehrte den Keren das Riemengehenk.

Nun rast gleich der Windsbraut die Fürstin heran;
Doch trotzigen Sinns läßt Amphion sie nahn,
Vom Helmbusch umwallt
Die panzerumgürtete, hohe Gestalt.

Jetzt krachten die Schilde, jetzt toste der Kampf;
Wild jauchzten die Völker, indes vom Gestampf
Der Staub sich erhob
Und dicht wie Gewölk um die Kämpfenden stob.

So wie, wenn die Schlange den Tiger bezwingt,
Den Leib ihm umringelt, die Glieder umschlingt,
Wie laut er auch brüllt
Und schwächere Tiere mit Schrecken erfüllt

Und züngelnd vor Mordgier, der Beute gewiß,
Den mächtigen Tatzen, dem tödlichen Biß
Des Opfers entschlüpft
Und fester und fester die Ringe nur knüpft:

So kreist, unerreichbar der Spitze des Schwerts,
Doch sicher, stets treffend mit eigenem Erz,
Behend um den Leib
Amphions das waffengewaltige Weib.

Umsonst deckt, mit jeglicher Kampfart vertraut,
Der Held sich, sie trifft; doch, wie oft er auch haut,
Entrinnt sie dem Stoß
Und Schwerthieb und läßt doch den Gegner nicht los.

Bald, blitzschnell sich wendend im Graun des Gefechts,
Verwundet sie links ihn, bald trifft sie ihn rechts;
Lang hielt er ihr stand,
Doch endlich erlahmte dem Helden die Hand.

Nun wurde das grause Verhängnis ihm klar;
Hin warf er den Schild und erfaßte ihr Haar;
Da hieb sie vom Rumpf
Den Arm ihm, noch zuckte am Boden der Stumpf.

Jetzt hört er, schwachatmend, der Mannkraft beraubt,
Den Fittig der Aisa schon flattern ums Haupt
Und kündet das Nahn
Des eignen Verderbens der Siegerin an

Und flucht mit geflügeltem Wort ihr und stürzt
Sich selber ins Schwert, das den Jammer verkürzt;
Die Hüfte durchstößt
Der Stahl, der die Bande des Lebens ihm löst.

Nun stürmen, wie bunte Schakale zum Raub,
Noch einmal die Griechen, umwirbelt vom Staub,
Mit wildem Geschrei
Zum Kampf um den mächtigen Toten herbei.

Kein Niederer war's ja im Danaerheer,
Der jetzt, von dichtschattenden Wolken der Ker
Das Auge bedeckt,
Dem Volk das Verlangen der Klage erweckt.

Er stammte von Aktor, des Myrtilos Sohn,
Der, als man die Argo einst zimmerte, schon
Als edler Böot
Im taubenumflatterten Thisbe gebot.

Und da er, begabt mit prophetischem Mund,
Die Stimmen der Vögel zu deuten verstund,
So warnt' er und riet
Stets ab von dem Kampf auf der Troer Gebiet.

Er gab auch den eignen edonischen Spieß
Nur zögernd dem mutigen Sohne und ließ
Nur ungern ihn ziehn,
Als jüngst er, ein Licht, den Achäern erschien.

Doch der, schon beim Kampf um die Schiffe ein Damm
Den Danaern, schwelgte kühntrotzig und stramm,
Wie Eichen im Saft,
In üppiger Fülle der männlichen Kraft.

Nun lag er, der sonst, ob vertilgend im Krieg
Er Lanzen entsandt, ob zu friedlichem Sieg
Die Saiten gerührt,
Stets Männer bezwungen und Frauen verführt —

Nun lag er, gebändigt von Speerwurf und Stoß,
Auf großem Bezirke, unkenntlich und groß,
Und gieriger schaun
Jetzt Geier nach ihm, als einst rosige Fraun.

NEUNTER GESANG

FLUCHT DER ACHÄER

Doch während sich hier, wie der Nord und der Süd,
Die Helden bekämpft und, des Mordens nicht müd,
Die Hände befleckt
Mit Blut und die Leiche mit Leichen bedeckt,

Stürmt Penthesilea mit Blicken der Nacht
Vernichtend allhin durch die Pfade der Schlacht
Und scheucht mit dem Speer
Die Trümmer des Danaervolks vor sich her.

Es kannte ihr Leib nicht Ermüdung noch Schmerz;
Die Adern durchrollt wie geschmolzenes Erz,
Den trunkenen Mut
In Kämpfen verdoppelnd, das kochende Blut.

Aufwarf sie das Haupt, wie ein mutiges Pferd;
Sie focht mit der Streitaxt, sie traf mit dem Schwert
Und schoß wie im Spiel
Die Lanze mit sicherem Wurfe zum Ziel.

Und wo noch ein Schwarm der Verwegensten stritt,
Hinlenkt sie das Roß in beflügeltem Ritt;
Sie würgt und durchstürmt
Die Reihn, bis sie Leichen auf Leichen getürmt.

So wütet die Heldin, des Männerkampfs froh,
Bis knirschend der lokrische Aias entfloh
Und selbst der Tydid,
Dem Vorkampf entsagend, sein Unheil vermied.

Doch wie ein vom Raube verscheuchter, stets neu
Zum Anfall entschlossener hungernder Leu,
Von Unmut verzehrt,
Bluttriefend die Schnauze, nach Beute begehrt

Und, lechzend nach Rache, mit brüllendem Laut
Im Fliehen oft anhält und hinter sich schaut:
So räumte der Held
Nur langsam und drohend der Heldin das Feld.

Nun frommte kein Zuruf, nicht List noch Gewalt;
Die Griechen, zersprengt, ohne Ordnung und Halt,
Entflohen verzagt
Wie fallendes Laub, vom Orkane gejagt.

Rings lagen die Toten, die Züge verzerrt,
Starroffenen Augs, hier die Hand noch am Schwert,
Den Schild noch umkrampft,
Die blühenden Glieder von Rossen zerstampft;

Dort Rüstungberaubte, Geschändete, nackt,
In Lachen von Blut, von den Waffen zerhackt,
Die Glieder verkürzt,
In buntem Gemisch durcheinander gestürzt.

Verwundete sprachen, in freudigem Wahn,
Sie seien Genossen, bisweilen sich an;
Ein Fluch und ein Streich
Als Antwort nimmt Täuschung und Leben zugleich.

Und herrenlos schweiften, den flockigen Schaum
Um Nüstern und Brust, mit nachschleifendem Zaum,
Zerrissen den Strang,
Die scheuenden Rosse die Walstatt entlang.

Zuweilen auch standen die Renner noch dicht
Beim sterbenden Herrn und verließen ihn nicht;
Er atmete schwer,
Ihr mutiges Wiehern erweckt' ihn nicht mehr.

Und zwischen das Röcheln und dumpfe Gestöhn
Stets näher von Idas umwaldeten Höhn
Erscholl das Gekreisch
Kahlhalsiger Geier: sie witterten Fleisch.

Oft schlich sich ein lakedämonischer Hund
Zum Sterbenden; plötzlich die Nase, den Mund
Umschnob er ihm feucht,
Bis daß ihn ein Fluch des Entsetzens verscheucht. —

Fernab indes trieben mit mordendem Speer
Die phrygischen Scharen den Feind vor sich her;
Es tobte die Wut
Des Ares vom Wall zur skamandrischen Flut.

Hier schnellt Alexandros das tückische Rohr;
Dort stürmen Äneas und Aithikos vor;
Hier sprengte die Reihn
Agenor, dort schloß sie Polydamas ein.

Doch ähnlich dem Waldbrand, der alles verzehrt,
Rast Penthesilea mit Lanze und Schwert,
Und wo sie erschien,
Da sanken die Führer und Völker dahin.

Unzählige traf ihr vernichtender Zorn,
Die Fliehenden rücklings, Anstürmende vorn;
Mit Blicken der Nacht
Beherrscht sie die grauenerregende Schlacht.

Denn vor ihr schritt Deimos, und mit ihr schritt Ker,
Als flög', mit der quastenumflatterten Wehr
Der Ägis gefeit,
Die herrliche Tritogeneia zum Streit.

Hier wichen, vom Anblick der Fürstin entsetzt,
Epeier und Kreter wie Lämmer, gehetzt
Vom hungernden Wolf,
Den Xanthos entlang zum sigeïschen Golf.

Dort wankten die Phoker, hier wich der Böot;
Es flohn, da die Führer verwundet und tot,
Den Bogen entspannt,
Voll Unmut der Lokrer, voll Grimm der Abant.

Doch Penthesilea verhöhnte den Troß;
„Wo", rief sie, „ist Tydeus', wo Telamons Sproß,
Wo hält sich, erschreckt
Vom Wurf meines Speers, der Pelide versteckt?"

Nicht ahnte die Stolze, daß, ferne dem Feld
Der Schlacht, der Achäer gewaltigster Held,
Mit Aias vereint,
Am Grabmal den trauten Patroklos beweint,

Noch daß sich, vernehmend den Ausgang des Streits
Und troischen Siegsruf vom Xanthos, bereits
Mit Lanze und Schwert
Des Kampfs unersättlicher Meister bewehrt,

Um ihr, die vom Netz schon der Keren umgarnt
Unrettbar, von keinem der Götter gewarnt,
Noch trunken im Wahn
Des Siegs, wie das dunkle Verhängnis zu nahn.

Nein, lachend noch bändigt mit Waffen des Spotts
Und schneidendem Erz sie der Danaer Trotz,
Erlegt und zerstreut
Den Feind, wo vereinzelt der Kampf sich erneut.

Und leuchtend, den phrygischen Scharen voran,
Zum Lager am Meere der Helle die Bahn
Siegfroh wie ein Blitz,
Kronions, hinstürmt sie beflügelten Ritts

Und schwur, nicht zu ruhn, bis die Zelte vom Hauch
Der Lohe versengt, bis, von Flammen und Rauch
Der Schiffe umqualmt,
Die Blüte des griechischen Heeres zermalmt,

Und setzte den Graben hinweg an den Wall,
Und zündend schon flog unter jauchzendem Schall
Von troischer Hand
Nach Schiffen Achäas der phrygische Brand.

ZEHNTER GESANG

ACHILL UND PENTHESILEA

Jetzt naht sich, erstaunt, daß die Tapfersten flohn,
Mit Aias der Thetis gewaltiger Sohn,
Die Lippe voll Spott,
Kraftstrotzend, unnahbar und schön wie ein Gott.

Aufjauchzen die Griechen . . . und würgend durch-
Der riesige Aias die Teukrer und türmt [stürmt
Lautknirschend vor Zorn
Zu Mahden sie an wie ein Schnitter das Korn.

Hier wählt der Pelide zum Ziele des Speers
Die Edelsten nur des trojanischen Heers
Und scheucht durchs Gefild
Den zagenden Feind wie der Jäger das Wild.

Hochragend, dem Ägiserschütterer gleich,
Erlegt er die Feinde mit sicherem Streich
Und schleudert den Blitz
Fernhin von des Wagens vergoldetem Sitz.

Und auf die unsterblichen Rosse gebeugt,
Die Zephyros einst mit Podarge erzeugt,
Beherrscht das Gespann
Automedons Wille, daß keiner entrann.

Da packt die Trojaner Entsetzen und Graun;
Es drängen, daß Wagen und Leichen sich staun,
Die Scharen zur Flucht,
Wie Branden des Meers an rhöteïscher Bucht.

Doch hielten, vereinzelt, den Speer in der Hand,
Die Freundinnen Penthesileas noch stand,
Bis, zornig erregt
Vom Trotz der Umringten, Achill sie erlegt.

Und wieder andringen in schäumender Wut
Die beiden und schwelgen in troischem Blut;
Da hält sie im Lauf
Die lanzenbeherrschende Königin auf.

So wie, vom Gekläffe der Rüden umkreischt,
Die Pantherin brüllt, wenn die Jungen zerfleischt,
Sich windet und ächzt
Und heiß nach dem Blut der Verfolgenden lechzt

Und rollenden Augs, mit gesprenkeltem Fell,
Schweifschlagend, in Sätzen behend, vom Gebell
Der Meute gehetzt,
Hervorstürzt und Jäger und Hunde zerfetzt:

So, rasend vor Schmerz und unbändiger Lust
Nach Kampf, mit der Sichel des Schildes die Brust
Zur Hälfte gedeckt,
Die Rüstung vom Blut der Erschlagnen befleckt,

So stürzt sich, zwei Lanzen erhoben zum Schwung,
Vom Pferde und stürmt mit verwegenem Sprung
Und wildem Geschrei
Die strahlende Penthesilea herbei

Und wirft nach Achill, daß mit dröhnender Kraft
Des Speers chalibäische Wucht bis zum Schaft
Den Stahlschild durchflog
Und dumpf an dem Panzer des Helden sich bog.

„Was säumt ihr?", so hub die Gewaltige an,
„Nahkämpfer Achäas, nur näher heran!
Zum Heil euch zerbrach
Mein Speer; doch es folgt ihm ein stärkerer nach.

Das Weh, das ihr beide den Troern gebracht,
Die ihr euch die mächtigsten Kämpfer der Schlacht
Zu nennen erkühnt,
Ihr Prahler, jetzt wird es auf einmal gesühnt!"

So sprach sie, und wieder enteilte der Hand
Das schnelle Geschoß, das dem Aias den Rand
Des Stierschilds durchspellt
Und klirrend am Kniebug die Schienen zerschellt.

Nun packte die Fürstin unendlicher Schmerz,
Daß zweimal erfolglos das tödliche Erz
Den Händen entflohn;
Doch Aias verlacht sie mit bitterem Hohn

Und zielt . . . Da erhebt mit weittönendem Ruf
Den Schild, den die Kunst des Hephästus erschuf,
Achilleus und wehrt
Dem Freund, daß er nimmer die Männin versehrt,

Und donnert sie an mit der Stimme des Leus:
„Was, Törin, versuchst du den Liebling des Zeus,
Der Hektor gefällt,
Und kämpfst mit den mächtigsten Helden der Welt?

Jetzt, da du gesättigt die heiße Begier
Nach griechischem Blut, steht der Rächer vor dir;
Jetzt sinkst du, ein Raub
Den Geiern und Hunden, dahin in den Staub!"

So sprach er und bohrte den mächtigen Spieß
Ihr rechts in die Brust, daß der Trotz sie verließ;
Ein Schauer umfing
Den Leib, und die freudige Hoffnung verging.

Sie wankte, die rosige Lippe ward fahl;
Vom wölbigen Busen, ein sprudelnder Strahl,
Quoll purpurn und heiß
Das Blut und befleckte sein schneeiges Weiß.

Doch kehrt das Bewußtsein zurück und belebt
Noch einmal die Glieder der Heldin; sie hebt
Sich kühn wie zuvor
In racheverlangender Kampflust empor.

Und wieder besteigt sie den Renner in Eil
Und greift nach der Streitaxt, nach Bogen und Pfeil,
Die klirrend am Bug
Das windschnelle Tier in die Feldschlacht ihr trug.

Doch drohend, die Seele von Unmut entbrannt,
Hält Aiakos' herrlicher Enkel gebannt
Mit Blicken des Aars
Die rossebeherrschende Tochter des Mars.

Und während er anstürmt in zürnendem Groll,
Wie Ares gewaltig und schön wie Apoll,
Bezaubert der Glanz
Der männlichen Schönheit des Helden sie ganz.

Ihr Herz pocht vernehmbar im Busen, es schmolz
Verhaltene Sehnsucht den herrischen Stolz;
Sie schaut nur auf ihn,
Unfähig zu kämpfen, unfähig zu fliehn.

Gemischt aus Verlangen und weiblicher Scheu,
Durchbebt ihre Seele befremdend und neu,
Beengend und schwül,
Doch wonnig und süß, ein unnennbar Gefühl.

Und wie auch ihr trotziger Sinn sich empört,
Die Fürstin, vom Wahne des Herzens betört,
Ergibt sich und senkt
Die wuchtige Axt, die ihr Eris geschenkt.

Lang stutzt der Pelide; den finsteren Blick
Voll Trotz, steht er da wie ihr böses Geschick,
Die Stirne umbraut
Von Wettern, vor denen selbst Hektorn gegraut.

FALL DER AMAZONE

Vordrangen die Troer indessen; mit Not
Hielt Aias die Scharen; schon sieht sich bedroht
Achill, der ergrimmt
Stets näher den phrygischen Schlachtruf vernimmt.

Äneas, Deïphobos hauen sich Bahn,
Agenor, der Held, und Polydamas nahn
Speerschwingend; da bäumt
Sich wiehernd das Streitroß der Fürstin und schäumt

Und hebt sich und knirscht ins Gebiß . . . jetzt entsaust
Der pelische Speer der unnahbaren Faust,
Und Fürstin und Roß
Im Fluge durchstürmt das berühmte Geschoß.

Wie mächtigen Schwunges entsandt, auf der Birsch
Ein Speer, wenn er mitten durchflogen den Hirsch,
Noch wuchtig und stramm
Sich bohrt in der Fichte hochragenden Stamm,

So lagen, vom nämlichen Wurfe gefällt,
Das Roß und die Herrin, im Tod noch gesellt,
Die mutig und kühn
Im Leben geteilt die Gefahren und Mühn.

Ans Tier, das verendend die Glieder noch dehnt,
Bewußtlos lag Penthesilea gelehnt,
Von Dämmrung sofort
Das sehnsuchterweckende Auge umflort.

Die trotzige Kraft der Gefürchteten brach
Der endende Tod; doch es wand nur gemach,
Beklagend ihr Los,
Die Seele von Jugend und Schönheit sich los.

Frohlockend indes sprach in trunkener Gier
Achill die geflügelten Worte zu ihr:
„Da liege, ein Schmaus
Den Hunden und ruh' von den Kämpfen nun aus!

Wie hast du, anstatt zu genießen das Gut,
Das Troja dir bot, den verwegenen Mut,
Mit dem du geprahlt,
So bald mit dem wonnigen Leben bezahlt!

Wer hieß dich auch, friedliche Werke der Fraun
Verschmähn, daß dein Ehrgeiz allein nach dem Graun
Der Feldschlacht gestrebt,
Vor dem selbst die Seele des Mannes erbebt?"

Und als er, so sprechend, die eschene Wehr
Zurückzog, da zuckt noch die Heldin am Speer,
Da trifft ihn ein Strahl
Des brechenden Auges voll Vorwurf und Qual.

Und was in des Herzens tiefinnerstem Grund
Die Stolze empfand, was ihr trotziger Mund
Dem Helden verhehlt,
Gestand ihm dies Aug, nun für immer entseelt.

Er löst ihr den Helm und langwallenden Falls
Die Fülle des Nackens, den blendenden Hals
Umflutete sacht
Des wogenden Haares ambrosische Nacht.

Und lange, die buschigen Brauen gesenkt,
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt,
Wehmütig und still
Den Liebreiz der Toten bewundert Achill.

Jungfräulich und streng, doch verlockend und schön,
Der Artemis gleich, die auf Gargaros' Höhn,
Erschöpft nach den Mühn
Der heißen Gebirgsjagd, entschlummert im Grün,

So lag hier, die Spangen und Schienen gelöst,
An Nacken und Busen zur Hälfte entblößt
Den blühenden Leib,
Das aresentstammte, gewaltige Weib,

Den Adel der Züge entstellt nun vom Blut,
Das Antlitz, einst hold, wie von rosiger Glut
Der Eos umhaucht,
Im Tod noch in Anmut und Liebreiz getaucht;

Die Stirne, drauf fürstliche Hoheit gethront,
Der trotzige Mund, der, zu herrschen gewohnt,
Vom Tod nun berührt,
Noch immer bezaubert, erschreckt und verführt.

Ein Wunder an weiblicher Schönheit, verwaist
Von männlichem Mut und hochstrebendem Geist,
Auf fremdem Gebiet
Selbst fremd wie ein Rätsel, das niemand erriet,

Bestrickt noch der Leiche dämonischer Reiz
Die Seele dem größten der Meister des Streits,
Die, glänzend umschient,
Dem menschenvertilgenden Gotte gedient.

Und nimmer aus seinem Gedächtnis entwich
Der Waffengewaltigen Bild; ihn beschlich
Weit tieferer Gram,
Als da er den Tod des Patroklos vernahm.

Ihr Schatten umkreist ihn im Schlachtengewühl
Und naht, wenn auf weichem, sidonischem Pfühl
Umsonst ihn zum Trost
Die reizende lesbische Sklavin liebkost.

Es bannet das Weh, das den Helden befiel,
Kein phrygischer Tanz, kein mäonisches Spiel,
Dem einst er gelauscht,
Kein Heldengesang, der ihn früher berauscht.

Vergeblich in mahnenden Träumen erschien
Ihm Deïdamia; umsonst schlang um ihn
In liebendem Harm
Die holde Briseïs den schneeigen Arm.

Ihm wurde nur wohl, wenn, von Feinden bedrängt,
Er Schilde zerklüftet und Reihen gesprengt,
Wenn schreckenverhüllt
Die alles austilgende Schlacht ihn umbrüllt.

Nur wenn er, die Leichen anhäufend zur Mahd,
Den schrecklichen Keren bezeichnet den Pfad,
Vom Speerkampf umtönt,
Dann wähnt er die strenge Erinnys versöhnt.

Dann ruht ihre Geißel . . . sie selbst wird zum Bild
Der sterbenden Heldin . . . dann winkt es ihm mild
Mit lächelndem Mund
Hinab in des Erebos düsteren Schlund.

So jagte den Löwenbeherzten stets neu
Von Feldschlacht zu Feldschlacht die nagende Reu,
Bis Paris' Geschoß
Dem Helden die Pforten des Hades erschloß.

ZWÖLFTER GESANG

KLAGE ACHILLS UND BESTATTUNG DER PENTHESILEA

Jetzt aber, die buschigen Brauen gesenkt,
Die Stirne gefurcht und die Arme verschränkt,
Wehmütig und still
Die Schönheit der Toten bewundert Achill.

Und, ähnlich dem Bergstrom, der, lange gehemmt,
Des Landmanns gesegnete Flur überschwemmt,
Anflutend zum See,
So löst sich in endlosem Jammer sein Weh.

Aufstöhnt er wie Pan, der den Wanderer schreckt,
Graunvoll, daß das Echo, vom Rufe geweckt,
Mit Donnergewalt
Fernhin in den Schlünden des Ida verhallt,

Und klagt: „Der unbändige Zorn sei verflucht,
Der jählings die Menschen und Götter versucht,
Die Sinne betört,
In Schuld uns verstrickt und den Frieden zerstört!

Ein jegliches Übel entkeimt seiner Saat;
Er macht zum Verbrechen die männliche Tat,
Den Sehenden blind,
Den Weisen zum Toren, den Helden zum Kind.

O hätt' er doch nie, der so süß uns durchglüht
Wie feuriger Wein, mein entzündbar Gemüt
Zur Rachgier entflammt,
Als du mir erschienst, die den Göttern entstammt!

Dann hätte mein Arm, der dich fällte, vom Neid
Der tückischen Pallas gelenkt, die kein Leid
Der Sterblichen rührt,
Als herrliche Braut dich nach Phthia geführt."

So klagt er und wälzt sich, der Sinne beraubt,
Im Staube, bestreut sich mit Erde das Haupt
Und rauft sich das Haar,
Bewältigt vom Schmerz, den die Reue gebar,

Und schlägt sich die Brust und die Hüften und kehrt
Dann wider sich selbst das gefürchtete Schwert;
Doch Phönix entwand
Den tödlichen Stahl der vertilgenden Hand

Und führt ihn die Schlachtreihn hindurch, die vereint
Die Lebende flohn und die Tote beweint,
Verstört und entstellt
Die bauchigen Schiffe entlang in sein Zelt.

Indes, als die Teukrer vernommen den Fall
Der Völkervertilgenden, zagten sie all
Und wichen der Macht
Der Griechen und gaben verloren die Schlacht.

Und Priamos selber, der stattliche Greis,
Er brachte, den Leichnam zu lösen, als Preis
Des Goldes genug
Und schmückte die Bahre und folgte dem Zug.

Und während der Sänger den Threnos zum Lob
Der waffenberühmten Gefallnen erhob,
Wuchs an und verklang
Die Klage der Jungfraun im Wechselgesang.

Und klagend, als sänk' mit der Heldengestalt
Für Troja der letzte und einzige Halt,
Ergoß wie ein Meer
Das Volk sich die thymbrische Ebne daher.

Noch stand um die Bahre das Trauergeleit;
Man brachte die Tiere, zum Opfer geweiht ...
Da trat aus dem Chor
Der Jungfraun die holde Polyxena vor.

Sie selbst, noch fast Kind und doch Jungfrau bereits,
Die männliche Tatkraft und weiblichen Reiz
Mit kindlicher Art
Dem strebenden Hochflug der Seele gepaart,

Sie hielt der Erschlagenen Haupt in dem Schoß
Und sprach: „Wie beneid ich, o Heldin, dein Los,
Das so dich gefällt,
Nachdem du dein blutiges Tagwerk bestellt!

O, gönnte mir selbst der Unsterblichen Rat,
Dies Dasein zu enden nach rühmlicher Tat,
Von ihm, der die Ruh
Des Herzens mir raubte, getroffen wie du,

Die, furchtbar im Kampf wie ein funkelndes Schwert,
Vom Zauber allmächtiger Schönheit verklärt
Im Tod noch erscheint,
Von Göttern beklagt, von Heroen beweint!

Doch hast du die Hülle des Staubs nur vertauscht
Mit Flügeln unsterblichen Ruhmes; es rauscht
Im Heldengesang
Dein Schatten die künft'gen Geschlechter entlang."

So sprach sie und senkte der Schweigenden Haupt
Zurück auf den Purpur, von Lorbeer umlaubt,
Und würzte mit Duft
Des tyrischen Öls und der Salben die Luft.

Dann trug man zum Holzstoß der Heldin Gebein,
Entfachte die Flammen, besprengte mit Wein
Die Asche und gab
Dem fürstlichen Staube ein fürstliches Grab.

Und heim zog, der düstersten Ahnungen voll,
Das Volk, und um Ilions Zinnen erscholl,
Jetzt minder belacht,
Kassandras lautklagendes „Weh!" durch die Nacht.

DIE SCHLACHT BEI SEMPACH

Die Frauen harren in Ängsten
Der Herren Wiederkehr;
Auf wiehernden Ungarhengsten
Sprengten sie freudig zum Heer;
Nun mähten die Schweizerschnitter
Die edlen Grafen und Ritter . . .
Sie schlagen keine Zither
Und keine Schlachten mehr.
Altes Fragment.

Bei Sempach auf dem Hügel
Steht drohend Östreichs Macht;
Die Ritter steigen vom Bügel
Und ordnen sich zur Schlacht.
Sie lassen auf der Heiden
Die Roß und auch die Knecht;
Jene begannen zu weiden,
Und diesen war es eben recht.

Der Adel nur im Heere
Bildet die Kämpferreihn,
Er will die Kriegerehre
Des Tags für sich allein.
Es brannte die Julisonnen
Schier mächtig auf den Plan,
In ihren Brünnen wie Bronnen
Fingen die Herren zu triefen an.

Sie wollten in dichten Gliedern,
Nach außen Speer an Speer,
Die Schweizerbauern, die biedern,
Umzingeln mit ihrem Heer.
Der Angriff der Armbrustspanner
Und Büchsenschützen begann;

Da traten auch die Banner
Der Eidgenossen aus dem Tann.

Ein trotzig Volk, als wüchsen
Die Leiber im Panzerhemd . . .
Jetzt donnern die Hakenbüchsen
Sie graunvoll an und fremd;
Es flattern die Heerstandarten
Wie Adler ob sicherm Horst,
Den kurzen Hellebarten
Entgegen starrt ein Lanzenforst.

Keilförmig, dicht geschlossen,
Rennen nach altem Brauch
Die frommen Eidgenossen
Heran durch Dampf und Rauch.
Es hemmt kein Hagelschauer
Die Stürmenden im Lauf,
Doch hält die Eisenmauer
Des Schweizerharstes Vorstoß auf.

Und während er im Streiten
An sechzig Mann verlor,
Drängen auf beiden Seiten
Des Feindes Flügel vor.
Da hilft kein männlich Ringen,
Der Speerwald schützt die Herrn.
Nun sank auch Gundoldingen,
Mit ihm das Banner von Luzern.

So wankten auf der Halde
Die Schweizer, Glied um Glied;

Da sprach aus Nid-dem-Walde
Herr Erni Winkelried:
„Wir werden rings umschlossen —
Sorgt mir für Weib und Kind!
Ich will euch, ihr Eidgenossen,
Eine Gasse öffnen in den Find."

Sprach's, und die Doppellänge
Der Arme hielt umfaßt
Von Speeren eine Menge.
Und als die Waffenlast
Der starke Held im Falle
In seine Brust begrub,
Indes mit wildem Schalle
Sich neues Schlachtgeschrei erhub,

Rast über seine Leiche
Hinweg der Schweizerharst,
Indes von Stoß und Streiche
Die Eisenmauer barst.
Es splittern Helm und Schienen
Von riesiger Schläge Wucht,
Wie von den Höhn Lawinen
Felsabwärts in des Tales Schlucht.

Stets wachsend, unaufhaltsam,
Ein tosend Ungetüm
So wirft die Schar gewaltsam
In wildem Ungestüm
Sich auf den Feind mit ganzer
Vernichtender Gewalt,
Daß vom Gekrach der Panzer
Graunvoll der Waldgrund widerhallt.

Da haucht manch letzter Sprosse
Aus altberühmtem Haus
Und mancher Eidgenosse
Die Heldenseele aus.
Doch, rächend die Erlegnen,
In alle Fugen brach
Der Freiharst der Verwegnen
Und grimmig stürzt der Ländler nach.

Hier dreschen, wie auf Tennen,
In ungefügem Zorn
Die Unterwaldner Sennen,
Dort brüllt das Urihorn.
Hei, wie das kracht und knattert,
Von Speer und Morgenstern!
Hie Schwyz! Und drüber flattert
Aufs neu das Banner von Luzern.

Im Anlauf ward der Graben
Und dann der Wall erstürmt;
Es wurden auf die Schwaben
Die Herrn von Etsch getürmt.
In Tönen, immer vollern,
Scholl Siegsschrei und Gejohl;
Das Banner sank von Zollern
Und das der Grafschaft von Tirol.

Umsonst drang, seltner Gnaden
Der Herrschaft eingedenk,
Der tapfre Götz von Baden
Und Werner vor, der Schenk;
Umsonst, zu widerlegen
Des Ochsensteiners Scherz,

Zeigt Hasenburg, der Degen,
Ein löwenmutig Heldenherz.

Sein Banner zu erretten,
Warf er den Schwyzer Hug
Und Rudi Metmenstetten,
Der ihm den Venner schlug.
Erst Hans, dem Vogt von Steinen,
Erlag der alte Leu;
Dann sanken auch die Seinen,
Ein schönes Bild von Lieb und Treu.

Erschlagen neben ihnen,
Lagen auf einem Fleck,
Sechs Edle von Mülinen
Und der von Geroldseck.
Nächst diesem wand sein Schwager
Sich auch im Todeskrampf,
Und mitten schon im Lager
Und um den Herzog rast der Kampf.

Zwar scharten seine Räte
Zum Schutze sich um ihn,
Und ihrer mancher flehte
Den Fürsten an, zu fliehn.
Er aber hieß sie schweigen
Und sprach: „Hier will ich stehn
Auf meinem Grund und Eigen
Und siegen oder untergehn!"

Noch flattert, schon in Fetzen,
Sein Banner blutig rot.

Hier kämpfen, vom Entsetzen
Vielfachen Tods umdroht,
Mit Schweiß und Staub besudelt,
Noch Helden ritterlich.
Vom Blut, das ihm entsprudelt,
Hüllt mancher ganz in Purpur sich.

Mancher, wie eingemauert,
Erstickte im Gedräng,
Mancher, vom Tod umschauert,
Blieb lang im Handgemeng
Noch aufrecht stehn; es glotzten
Weit vorgequollen, stier
Die Augen noch und trotzten
Dem Feind entgegen durchs Visier.

In dichten Leichenhaufen
Lagen des Adels Reihn:
Hier Brandis, dort von Staufen,
Hallwyl und Ochsenstein,
Der alte Grünenberger,
Die Herrn von Ems und Hard,
Randegg, der Hünenberger,
Die Minstrol und von Mümpelgard.

Zu Ruotzmann sprach, dem Schelme,
Der grimme Bärenlaub:
Hei, was gekrönter Helme
Da rollen in den Staub!
Dies Volk drischt wie mit Flegeln
Auf uns in Dampf und Dunst,
Und achtet keine Regeln
Der ritterlichen Fechterkunst.

Kaum sprach er es zu Ende,
Da naht ihm Peter Jütz;
Das war am Seegelände
Der beste Ferg und Schütz;
Der gab ihm regelrechter
Schwertschläge solch ein Maß,
Daß der behende Fechter
Auf immerdar des Hohns vergaß.

Herr Sehin sprach zum Vetter:
„Entfliehn wir dem Gewühl!
Bei diesem Erntewetter
Wird mir im Panzer schwül.
Wie dick ich sonst geritten
Auf Buhurd und Turnier,
Noch nie hab ich gestritten
Mit solchem Hünenvolk wie hier.

Doch eh sie noch ereilten
Das offene Gefild,
Zum Einzelkampfe teilten
Sie zwei Im Albenschild;
Da schwangen des Schwertes Schneide
Die Urner also stark,
Daß sie erlagen beide,
Getroffen bis ins tiefste Mark.

Des Herzogs Kampfbegierde
Blieb jeder Mahnung taub;
Erst flog des Helmes Zierde,
Dann flog sein Helm in Staub.
Sein Banner war im Sinken
Schon in der dritten Hand;

Er faßt es mit der Linken
Und hält den Feinden mannhaft stand.

Nun sank in der Verwüstung
Von Hochberg auch der Graf;
Es schlief in ehrner Rüstung
Rynach den ehrnen Schlaf.
Graf Wallraff fiel im Streite,
Die Rüstung dröhnte dumpf;
Sein Bruder lag zur Seite,
Das Haupt halb abgetrennt vom Rumpf.

Hei, wie gleich rüstigen Mähdern,
Wenn hoch die Halme stehn,
Des Adels Pfauenfedern
Die Bauern niedermähn!
Vor Schwert und Kolbenschlage
Schützt weder Speer noch Schaft;
Es schwand an diesem Tage
Die Blüte deutscher Ritterschaft.

Und als von Feindesstreichen
Er rings die Besten tot
Und manchen Prahler weichen
Gesehn in höchster Not,
Den Schwertstumpf in der Rechten,
Im Waffenrock von Gold,
Nach heldenhaftem Fechten
Sank auch der Herzog Leopold.

Die Bürger aus den Städten
Des Aargaus, mit dem Kern

Des Stammlandadels, betten
Sich sterbend um den Herrn.
Triefend aus mancher Wunde,
Bedeckt mit Staub und Blut,
Barg sterbend noch im Munde
Sein Banner Schultheiß Niklaus Thut.

Und die annoch am Leben,
Ergriff mit dunkler Macht
Ein namenloses Beben
Ob dieser Riesenschlacht;
Und die noch konnten laufen,
Sie suchten Knecht und Roß
Und folgten in hellen Haufen
Zu Fuße dem berittnen Troß.

Doch mancher, wie behende
Er wich, fiel noch im Fliehn
In der Verfolger Hände
Und sank getroffen hin.
Und manchem, der dem Grauen
Des Schlachtgewühls entfloh,
Begannen die Haare zu grauen,
Und niemals ward er wieder froh.

Drei Tag, nach alten Sitten,
Ward noch im Feld verweilt;
Die Banner, die erstritten,
Die Beute ward verteilt.
Inzwischen ward der Wunden
Gewartet und gepflegt,
Und die den Tod gefunden,
Sie wurden in die Gruft gelegt.

Da lagen Graf und Ritter
So bleich und still umher;
Sie schlugen keine Zither
Und keine Schlachten mehr.
Auch derer, die erwarben
Den Sieg, ruhn viel vom Strauß
Auf Leichen, wie auf Garben
Die tagwerkmüden Schnitter, aus.

O schönstes Los von allen:
Die Waffen in der Hand,
Im heiligen Kampf zu fallen
Fürs freie Vaterland!
Lebt doch dein Werk der Tugend,
Du frommer Winkelried,
Ein Vorbild unsrer Jugend,
Unsterblich fort im Heldenlied!

Zwar will man heut in Frage
Dein reines Opfer ziehn;
Die Tat sei eine Sage,
Dein Stamm sei längst dahin . . .
Doch wie vor siebzig Jahren
Franzosen, kann zur Frist
Noch stets ein Feind erfahren,
Wo solcher Helden Heimat ist.

HANNIBAL

FÜNF RHAPSODIEN

MAGO — IM PUNIERLAGER — VOR CAPUA — MAHARBAL — ZAMA

I.

MAGO

Um den Garganus streichen
Die Adler beuteschwer;
Noch treiben Römerleichen
Im Aufidus zum Meer.
Raubtier und Geier lauern
Am Strand des trägen Stroms,
Und Jammer füllt und Trauern
Die Mauern
Und alle Straßen Roms.

Doch die dem Tod Entgangnen
Gibt der Karthager frei;
Nur römischen Gefangnen
Droht schnöde Sklaverei;
In Ketten eng geschlossen,
Verspottet und gekränkt,
Sehn sie die Bundsgenossen
Mit Rossen
Und Waffen reich beschenkt.

So trugen diese Scharen
Begeistert schon den Keim
Zum Bund mit den Barbaren
Zu ihren Laren heim.

Es wurden die Gesunden,
Die noch beim Feind verweilt,
Gastlich geehrt, die Wunden
Verbunden,
Gepflegt und wohl geheilt.

Inzwischen führte Mago
Mit Raub aus Cannäs Schlacht
Gefangen nach Karthago
Den Rest der Römermacht.
Verstummt war hier indessen
Der Tadel und der Neid;
Im Jubel unermessen
Vergessen
Ward jahrelanges Leid.

Es wurden Festgelage
Durchschwärmt bei Fackelglanz;
Es ward die Nacht zum Tage
Bei Paukenschall und Tanz.
Die Punier, die Jarbiten,
Die Libyer hielten Rast.
Man ließ nach den Syssiten
Entbieten
Das ganze Volk zu Gast.

*

Die Wächter von der Warte
Des höchsten Tempelbaus,
Die Priester der Astarte
Sahn nach den Schiffen aus.
Und als, noch fern dem Sunde,
In Sicht die Flotte kam,

Als aus dem ehrnen Munde
Die Kunde
Das trunkne Volk vernahm,

Und als es die gleich Schemen
In sturmbeschwingtem Flug
Hersegelnden Triremen
Am roßgeschmückten Bug
Erkannt, als Gerusiasten
Die Nahenden erspäht,
Und schon der Beute Lasten
Nach Masten
Gewertet der Suffet,

Erscholl ein ungeheuer
Triumphgeschrei, als riß
Und wankte das Gemäuer
Um die Akropolis.
Ein jeder ward Choragos;
Fast war zum Festgepräng
Für den Triumphzug Magos
Karthagos
Gewaltige Stadt zu eng.

Die Straßen sind mit Decken
Von Purpur überhängt,
Bepflanzt mit Rosenhecken
Und mit Saffran besprengt.
Es hüllen Byssusfächer,
Gewölbt in kühnem Schwung,
Als wären's Prunkgemächer,
Die Dächer
In weiche Dämmerung.

Von Zymbeln und Krotalen
Erzittert rings die Luft,
Den erzgetriebnen Schalen
Entwirbelt Ambraduft.
Die Priester Baals, berufen
Zum Tempeldienste, nahn
Sich bäuchlings auf den Stufen
Und rufen
Die Sonnengottheit an.

Und emsig sucht der Tyrer
In längst vergeßnem Wust
Nach Götzen der Assyrer
Und wühlt aus Staub und Dust
Lehmbilder und Gestalten
Der Baalim, die seit Zor
Sich noch im Volk erhalten,
Aus alten
Geweihten Truhn hervor.

Auf ihres Tempels Warte
Ragt ehern, riesengroß
Das Bildnis der Astarte,
Das Weltsymbol im Schoß.
Erst tritt in weißem Linnen
Der Tanitpriester vor;
Dann schweben Priesterinnen
Die Zinnen
Herab in schwarzem Flor.

Die Schleier wehn und bauschen
Sich um den Porphyrranft;
Die heiligen Harfen rauschen
Und Flöten klagen sanft.

Der Göttin Bild mit Zweigen
Umkreisend, stellt die Schar
Im Auf- und Niedersteigen
Den Reigen
Der ewigen Sterne dar.

Und in den Tempelhainen
Dem mystisch heil'gen Graun
Den Sinnentaumel einen
Fremdländisch üppige Fraun,
Den Gurt gelöst, die Binde,
Von Schleiern nur umwallt,
Indes fernhin im Winde
Gelinde
Kinnorgetön verhallt.

*

Jetzt, da von den Ägaden
Vorbei an Ägimur
Die Flotte, schwer beladen,
Ins Bett des Kothon fuhr,
Von Hippos Landesenge
Bis zur Tuneserbai
Verkünden Lobgesänge
Der Menge,
Daß diese Küsten frei.

Nun gleitet durch die Pforten
Des Hafens Magos Jacht;
Ihr folgen Roms Kohorten,
Besiegt in Cannäs Schlacht.
Und unter Beifalltosen
Schritt er im Feldherrnstaat

Vor Kriegern und Matrosen
  Auf Rosen
Und Purpur zum Senat.

Doch hemmt des Volkes Freude
Im festlichen Empfang
Vor dem Senatsgebäude
Des Triumphators Gang.
Da läßt er Fahnen wehen
Von Cannäs Beutelast;
Er läßt mit Siegstrophäen
  Besäen
Den Platz vor dem Palast.

Er säte zum Beweise,
Wie viel man Feinde schlug,
Die Ringe scheffelweise,
Die Romas Adel trug.
Bewacht von seinen Braven,
Zur Schau und zum Verkauf
Stellt er an Markt und Hafen
  Als Sklaven
Geborne Römer auf.

Und als auf Schaugerüsten
Das Volk sich Mann um Mann
Betasten nach Gelüsten
Die stolzen Römer kann,
Kettenbeschwert, mit Kränzen
Ums Haupt, entehrt und stumpf,
Aufrast in Lärm und Tänzen,
  Nicht Grenzen
Mehr kennend, der Triumph.

Und durch die breiten Gassen
Dröhnt lautes Siegsgeschrei,
Es strömt das Volk in Massen
Zum Waffendienst herbei.
Nie schien ein Krieg gerechter . . .
Es stellen Sohn um Sohn
Die ältesten Geschlechter
  Als Fechter
Zur heiligen Legion.

Den wilden Jubel steigert
Die Ankunft Hasdrubals.
Die Menschenopfer weigert
Das Volk den Dienern Baals:
„Kein Priesterwahnsinn wüte
Vertilgend in der Saat
Der Jugend mehr; es hüte
  Die Blüte
Des Volks der freie Staat!"

Nun trat im Rat der kühne
Barkide vor und sprach:
„Ich bring euch endlich Sühne
Für jahrelange Schmach! . . .
Wie sehr auch altersschwache
Kurzsicht, wie Eifersucht
Und Neid die große Sache
  Der Rache
Zu unterdrücken sucht,

Trotz Hanno und den Spöttern
Im punischen Senat,
Im Bund mit ewigen Göttern

Erlösten wir den Staat,
Daß keines Römers Gnade
Uns fürder Schoß und Zoll,
Die Marken am Gestade,
Die Pfade
Des Meers bestimmen soll.

Frei mögt ihr eure Jachten
Aussenden wie seit je
Und löschen ihre Frachten
Fernhin zu Land und See!
Euch ist aufs neu verliehen
Der Dreizack und das Netz,
Und wo euch Kolonien
Gediehen,
Gilt punisches Gesetz.

Groß seid ihr in Gewerben,
Den Purpur färbt ihr gut;
Uns aber laßt ihn färben
Nochmals mit Römerblut!
Baut Schiffe, baut Maschinen;
Häuft Reichtum, neu erstarkt
Aus Spaniens Silberminen!
Mit ihnen
Beherrschen wir den Markt.

Zwar hat mein Heldenbruder
Rom den Beweis geführt,
Daß uns zur See das Ruder,
Das Schwert zu Land gebührt.
Sein Werk bleibt unverrichtet,
Bevor der Stahl des Schwerts,

Das Heer um Heer vernichtet,
Gerichtet
Auf unsres Todfeinds Herz!

Karthago, schließ dem Hader,
Dem Neid verschließ das Haus,
Und neue Kriegsgeschwader
Und Flotten rüste aus!
Laß ab vom kleinen Hasse,
Dein Blick sei groß und weit!
Den Krämertisch verlasse
Und fasse
Das Richtschwert dieser Zeit!

Den Purpur nimm und trage
Der Welt das Szepter vor,
Das an dem großen Tage
Von Cannä Rom verlor!
Den Erdkreis, drauf die Schwere
Der Römerhand geruht,
Beherrschen unsre Heere,
Die Meere
Entrichten uns Tribut.

II.

IM PUNIERLAGER

Inzwischen ruhn im Lager
Bei Tanz, Gelag und Schmaus
Die Völker der Karthager
Von Kampf und Siegen aus,
Gesondert nach drei Welten,
Nach Sprache, Waffen, Wahl,

Iberer, Tyrer, Kelten
In Zelten,
Die Libyer im Machal.

Hier geht der Schlauch im Kreise,
Dort tönt ein gallisch Lied,
Die Mamertinerweise
Singt hier ein Ausonid.
Kriegsvolk von allen Rassen
Und Zungen füllt den Raum;
Des Lagers breite Gassen,
Sie fassen
Die wilden Scharen kaum.

Und doch, wie vielgestaltig
Der Völker bunt Gemeng,
Sie bändigt allgewaltig
Ein Wille, stark und streng.
Und jedem Volk des Heeres
Steht sein Altar bereit,
Dem Gott des Kriegs, des Meeres,
Der Ceres,
Dem Dienste Baals geweiht.

Der Isispriester schlichtet
Mit dunkelm Wortgespinst
Die Zweifel und verrichtet
Geheimnisvoll den Dienst.
Hier weissagt aus Gedärmen
Ein Schalk, der Hierophant
Lehrt strengen Tons, dort lärmen
In Schwärmen
Kuret und Korybant.

Hier üben Klinabaren
Den Arm im Waffenspiel;
Dort werfen Balearen
Mit Schleudern nach dem Ziel.
Hier trifft der Pfeil die Eule,
Dort werfen im Tumult
Die Gallier nach der Säule
Die Keule,
Hier ächzt das Katapult.

Dort kracht ein Schild, hier splittert
Ein Speer, die Tuba ruft,
Vom Ton der Zymbeln zittert,
Von Pauken dröhnt die Luft.
Doch senkt die Nacht sich nieder,
Dann salbt beim Fackelglanz
Der bräunliche Numider
Die Glieder
Mit Öl zum Waffentanz.

Wie dreht er sich geschmeidig,
Die Stirne kranzumlaubt,
Die Klinge, blank und schneidig,
Geschwungen um das Haupt!
Das Haar umkränzt mit Rosen,
Gibt die Kyrenerin
Glutäugig sich dem losen
Liebkosen
Der bärtigen Krieger hin.

Und um der Griechin Hüfte
Schlingt seinen Arm gewandt
Und hebt sie in die Lüfte

Im Sprung der Garamant.
Jetzt löst den trunknen Sinnen
Der Rausch die Fesseln ganz,
Und Gaditanerinnen
Beginnen
Den wildbewegten Tanz.

Erst drehn sie, jede Regung
In schönem Ebenmaß,
Mit zierlicher Bewegung,
Behutsam wie auf Glas,
Im Kreis sich, scheu, verhalten;
Doch nahen ihrerseits
Die kriegrischen Gestalten,
Entfalten
Sie schamlos jeden Reiz.

Wie wiegen sie die Büsten,
Von reifer Fülle schwer,
Mit nackten vollen Brüsten
Verlockend hin und her!
Den flinken Fuß in Spangen,
Geschürzt bis an das Knie,
In Wollust und Verlangen
Wie Schlangen
Entfliehn und nahen sie.

Wie sie behend sich drehen,
Die Hüfte halb entblößt,
Bis sich, wie aus Versehen,
Vollends der Gürtel löst!
Wie sie im Sprung entschweben,
Bacchantischtoll, und nun,

Wollüstig hingegeben,
Mit Beben
Im Arm der Tänzer ruhn!

Der taumeltrunknen Weiber
Verführerische Last,
Die braunen üppigen Leiber
Hält jetzt die Gier umfaßt.
Hier wird zu leisem Flüstern
Der Stimme Ton gedämpft,
Doch dort wird keck und lüstern
Im Düstern
Die letzte Scheu bekämpft.

Bald schlingen sich zum Knäuel
Die Paare Brust an Brust;
Dem wilden Schlachtengreuel
Folgt süßer Kampf der Lust.
Stets frecher wird und freier
Geküßt, gebuhlt, gelacht . . .
Und auf die wüste Feier
Den Schleier
Senkt die verschämte Nacht.

III.

VOR CAPUA

Hinzog an reichen Küsten
Längs dem Tyrrhenermeer,
Schwelgend in allen Lüsten,
Das siegberauschte Heer.

Es traf auf fette Weide
Und Freunde allerwärts;
Es ruhte in der Scheide
  Die Schneide
Des sattgewordnen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern
Auch Capua in Bund;
Die wilden Horden lagern
Im wasserreichen Grund.
Sie stecken ab die Räume
Für Führer, Heer und Troß;
Sie hängen an die Bäume
  Die Zäume,
Den Schild und das Geschoß.

Hier fördern sie mit Beilen
Das Werk des Hüttenbaus;
Dort spannen sie an Seilen
Gestreiftes Zelttuch aus.
Hier graben sie die Schanzen
Zum Schutz vor Überfall;
Sie schleifen Schwert und Lanzen
  Und pflanzen
Die Fahnen auf den Wall.

Die Lämmerherden blöken,
In engen Pferch gebannt;
Es scharren an den Pflöcken
Kamel und Elefant;
Es weiden rings die Stuten
Im hohen Ufergras.

An des Vulturnus Fluten,
  Da ruhten
Die Völker Afrikas.

Auf Pardelfellen kauernd,
Ums Haupt den Purpurbund,
Mit Blicken falsch und lauernd,
Mit wulstigrohem Mund,
Mit dunkelbärtigen Wangen,
Mit Stirnen flach und eng,
Den braunen Arm umfangen
  Von Spangen,
Im Ohr Metallgehäng.

So lagerten, von Narben
Entstellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten zebrafarben,
In niegesehner Tracht,
Mit ehrnen Panzerschuppen,
Mit buntem Schlangenhemd
In malerischen Gruppen
  Die Truppen,
Ein Anblick wild und fremd.

Sie lösen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß;
In goldgetriebnen Schalen
Schäumt Wein von Syrakus.
Es rollt auf Römerschilden
Der Würfel, und vom Duft
Der Rosen in den milden
  Gefilden
Campaniens trieft die Luft.

Getreide, Öl, Getränke,
Thunfische aus dem Meer
Und seltne Gastgeschenke
Schickt Capua dem Heer;
Und, auf dem Haupt Amphoren,
Mit Leibern schlank und braun,
Im Tanzschritt nahn wie Horen
Den Toren
Des Lagers schöne Fraun.

Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris Arme fest,
Als bauten ihre Tauben
In seinem Helm das Nest,
So schwieg des Krieges Schrecken . . .
Zuweilen nur gelind
Schlugen in Myrtenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind.

IV.

MAHARBAL

Fast fremd im eignen Lager,
Verschollen vor der Welt,
Weilt brütend der Karthager
Heerführer im Gezelt.
Nahn Boten auch mit reichen
Geschenken, vom Gesicht
Des ernsten Feldherrn weichen
Die Zeichen
Des tiefen Unmuts nicht.

Dem Schmerz entwöhnt und Lachen,
Wie eine Erzfigur
Starrt er und zählt die Wachen
An einer Wasseruhr.
Er fühlt, wie zwischen Wollen
Und Tat die Kluft so weit,
Und zwischen beiden rollen
Mit Grollen
Hört er den Strom der Zeit.

Da scheucht aus tiefem Sinnen
Ihn Wacheruf empor:
Es rauscht des Zeltes Linnen,
Und Maharbal tritt vor.
Leicht neigt sich der Numider,
Das stolze Haupt umwallt
Vom schmucken Straußgefieder,
Und wieder
Hebt hoch sich die Gestalt.

Die schlauen Augen blitzen,
Scharf wie am Saum des Gurts
Die blanken Messerspitzen;
Sein Wort ist knapp und kurz.
„Geziemt sich's", sprach er bitter,
„Daß, eh die Saat gemäht,
Bei Paukenschall und Zither
Der Schnitter
Das Erntefest begeht?

An des Vulturnus Borden
Ist dein gefürchtet Heer
Ein feiger Troß geworden;

Am Zeltmast lehnt der Speer;
Morsch wird die Fahnenstange,
Vom Lorbeer noch umlaubt;
Und züngelnd wie die Schlange
Schon lange
Hebt neu der Feind das Haupt.

Beim Mischkrug wird, beim Tanze
Gewürfelt und gekost;
Zum Bratspieß ward die Lanze,
Am Schwerte frißt der Rost.
Die aller Völker Grauen,
Die Krieger, streng geschult,
Sind in Campaniens Auen
Bei Frauen
Verweichlicht und verbuhlt.

Zum Kampfe laß sie führen
Mit Waffen frisch geschärft!
Laß sie die Arme rühren,
Noch eh' sie ganz entnervt!
In Mühn laß sie verschmachten,
Laß kämpfen sie um Brot!
Lehr wieder sie in Schlachten
Verachten
Das Leben und den Tod!

Ist nicht dein Name eitel,
O Barkas, wirf den Blitz
Auf deines Feindes Scheitel,
Triff Rom, des Übels Sitz!
Umgürte deine Lende:
Wir sind der Ruhe satt!

Führ uns nach Rom! Vollende
Das Ende
Der stolzen Tiberstadt!"

Und Hannibal entgegnet:
„Kühn, wie du kämpfst im Feld,
So sprichst du. Sei gesegnet,
Du rascher Reiterheld!
Das klingt wie Horngeschmetter,
Wenn aus dem Hinterhalt
Du jäh den Feind, wie Blätter
Ein Wetter,
Hinwirfst mit Sturmgewalt.

Doch wolle eins bedenken:
Verlangst du mehr in Rom,
Als nur dein Roß zu tränken
Im gelben Tiberstrom
Und nach Latiner Rindern
Zu werfen deinen Speer,
Um, wenn die Reihn sich mindern,
Zu lindern
Die Not, verlangst du mehr —

Dann gib uns allen Flügel!
Mit Gräben, Turm und Wall
Sind Romas sieben Hügel
Geschützt vor Überfall.
Schaff Widder her, Ballisten,
Sturmdach und Katapult!
Denn reich ist Rom an Listen,
In Zwisten
Und Fehden wohl geschult.

Statt Roma zu berennen,
Laß uns in diesem Krieg
Vom Haupt die Glieder trennen,
Und unser ist der Sieg!
Auch drängt uns keine Eile:
Ließ doch in Cannäs Schlacht
Roms Aar die Donnerkeile,
  Die Beile
Und Fasces seiner Macht!

Ein Heer naht aus Hispanien,
Aus Afrika ein Heer,
Apulien und Campanien
Sind unser und das Meer.
Gehetzt von allen Furien
Ist Rom, aus seiner Ruh
Erhebt sich selbst Etrurien,
  Ligurien
Und Gallien fällt uns zu.

Der König Makedoniens
Zog schon das Schwert zum Streit,
Die Flotte kreuzt in Joniens
Gewässern kampfbereit.
Völker um Libyens Wüsten,
Die Adria entlang
Und an Sardiniens Küsten,
  Sie rüsten
Zu Romas Untergang.

Bald hat die Stadt am Tiber
Die Nemesis ereilt;
Schon ward vom Weltmachtsfieber

Dies eitle Volk geheilt,
Das nichts aus sich geschaffen,
Das nur von Hellas zehrt
Und, alles zu erraffen,
In Waffen
Sich wider alle kehrt.

Dem Erdkreis zu gebieten
Vermaß sich dies Geschlecht.
Wir messen den Quiriten
Nach ihrem eignen Recht.
Was auch der Augur deute,
Geworfen ist das Los;
Ob morgen oder heute,
Als Beute
Fällt Rom uns in den Schoß!"

Und wiederum die Tropfen
Der Wasseruhr im Fall
Hört dumpf vernehmbar klopfen
Der große Hannibal,
Und scheint es nicht zu ahnen,
Daß Rom die Zeit gewinnt,
Zu gehn mit seinen Fahnen
Die Bahnen
Des Ruhms, auf den er sinnt.

V.
ZAMA

Wohin sind deine Scharen,
Du kühler Schlachtenleu?
Wie ward in wenig Jahren
Das Glück dir ungetreu!

Dein Weltreich, o Barkide,
Schwand hin wie ein Phantom.
Dir flucht der Ausonide,
Und Friede
Schloß Philipp ab mit Rom.

Sardinien ist gebändigt,
Hampsikoras ist tot,
Hispaniens Krieg beendigt
Und Afrika bedroht.
Längst führte, dir zum Spotte,
Ruhmtrunken, schlachtenfroh,
Verehrt gleich einem Gotte,
Die Flotte
Meerüber Scipio.

Numider und Karthager
Warf er im Siegeslauf;
Das Heer zerstob, das Lager
Ging jäh in Flammen auf.
Der Küstenstädte Prangen
Ist rings in Staub gelegt,
Syphax, durch List umgangen,
Gefangen;
Zwei Feldherrn sind erlegt.

Noch dräut in wildem Hassen
Ein Feind; doch fast mit Hohn
Harrt seiner stolz gelassen
Des Glücks verzogner Sohn.
Die Chlamys schön in Falten,
Die Flut gesalbten Haars

Vom goldnen Reif der Alten
Gehalten,
Halb Phöbus und halb Mars.

Gewaltiges Karthago,
Wer wendet deinen Fall?
Tot ist der kühne Mago
Und tot ist Hasdrubal.
Und der den Fuß einst setzte
Auf Rom, mit lauem Mut
Naht der nun selbst Gehetzte,
Der Letzte
Der stolzen Löwenbrut.

Den Rat der Gerusiasten
Beschied der Meersuffet,
Als er mit wenig Masten
Anlief bei Hadrumet.
Und während man verdrossen
Beriet in dem Senat,
Mit Fußvolk, Reitern, Rossen,
Entschlossen
War Hannibal genaht.

Die Küste zu beherrschen,
Lag Scipio im Feld;
Da stand nach Riesenmärschen
Vor Zama schon der Held.
Und als er, karg in Worten,
Entflammt sein kleines Heer,
Entströmen Roms Kohorten
Den Pforten
Des Lagers wie ein Meer.

Jetzt, da dem Buccinator
Die Tuba Antwort gellt,
Und wie ein Triumphator
Der Feldherr naht, befällt
Den Punier banges Ahnen
Vor solcher Übermacht,
Als er die Veteranen
  Die Fahnen
Entfalten sah zur Schlacht.

Noch einmal ward um Frieden
Verhandelt; doch, verwöhnt
Vom Glück der Waffen, schieden
Die Feldherrn unversöhnt.
Nun Schlachtschrei, Heereswogen
Schwertklirren, Roßgestampf
Und Hornruf! Pfeile flogen
  Vom Bogen,
Und es begann der Kampf.

Erst stürzt, von Garamanten
Gehetzt durch Hieb und Stich,
Ein Trupp von Elefanten
Ins Vordertreffen sich.
Schon lösen sich die Glieder,
Schon wankt Roms Waffenglück,
Da scheuchen die Numider
  Sie wieder
Mit wildem Lärm zurück.

Und während Schreck und Lärmen
Hier alle Ordnung brach,
Mit seinen Reiterschwärmen

Stürzt Masinissa nach.
Rasch ward der linke Flügel
Vom Hauptheer weggedrängt,
Von Reitern ohne Zügel
Und Bügel
Besiegt, erlegt, versprengt.

Dort schlagen die Hastaten
Von alter Römerzucht
Die gallischen Gäsaten
Und Mauren in die Flucht.
Doch dringen hier wie Tiger
Wutknirschend in die Reihn
Karthagos alte Krieger,
Die Sieger
Aus hundert Schlachten, ein,

Die auf den Pyrenäen
Dem Tod, im Alpenschnee,
Die ihm ins Aug gesehen
Am Trasimenersee,
Die altbewährten Horden,
Die Cannäs Tag geschaut,
In Waffen Mann geworden,
Im Morden
Der Männerschlacht ergraut.

Ob mancher mit Geröchel
Im Todeskampf sich wand,
Im Blut bis an die Knöchel
Hielt diese Truppe stand.
In Ehrfurcht, in gerechter,
Mied selbst der Liebling Mars',

Selbst Scipio diese Schlächter,
Die Fechter
Der Schule Hamilkars.

Und wie er zu belohnen
Die Seinen auch beschwor,
Es schmolzen die Legionen;
Doch neue rückten vor.
Und wo die Helden stunden,
Auf Leichen hingestreckt,
Hat sie der Tod gefunden,
Mit Wunden
Und ewigem Ruhm bedeckt.

Wie sehr ihr Fall ihn kümmern
Auch mochte, wie gefeit
Bei seines Heeres Trümmern
Stand Hannibal im Streit,
Den Schwertstumpf in der Rechten,
Um seiner Heimat Los,
Mit allen Schicksalsmächten
Zu fechten,
Groß, wie sein Unglück groß.

Erst als er in Bedrängnis
Die Seinen fern und nah
Erliegen, das Verhängnis
Sich ganz erfüllen sah
Und alles Hoffen scheitern,
Entkam er kummerschwer
Mit wenigen Begleitern
Den Reitern
Von Masinissas Heer.

Roms Feldherr zürnte strenge,
Als er die Post empfing,
Daß seinem Sieggepränge
Der schlaue Feind entging.
Doch als den Rest der Scharen
Der Punier überschaut,
Vor welchem in Gefahren
Seit Jahren
Dem kühnsten Volk gegraut,

Knirscht er, der nie gejammert:
„Ward ich an Macht so arm?
Und zweimal Rom umklammert
Hielt dieser Heldenarm!
Statt Großes je dem Neide
Karthagos zuzutraun,
Und statt auf Philipps Eide,
Die beide
Mein Schwert gelähmt, zu baun,

O hätt' ich, als vom Pferde
Der stolze Konsul sank
Und Cannäs durstige Erde
Das Blut der Römer trank,
Hätt' ich mit Roß und Reitern
Die Tiberstadt umstellt,
Mit Katapulten, Leitern
Und Streitern . . .
Ich wäre Herr der Welt!"

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN

Seite V, Zeile 17 lies: Fußreise.

„ VI, Z. 5: Erschienen ist die Zeitung erst vom Neujahr 1865 an; in Stuttgart war L seit dem 11. Dezember 1864.

„ XXIII, Z. 19 f.: Noch nach D und S zitiert, im Text nach der Handschrift.

„ XXVIII, Z. 10: Zu Kleists „Penthesilea" vgl. Erich Schmidts Einleitung, WW., II. 7 ff.; über Ls P. S. 8. Das Metrum hat schon B von Platens Ballade „Zobir" hergeleitet, wohl auch für C. F. Meyers „Pentheus" die formale Quelle.

„ XXXIV, Z. 7: statt „sonst" lies: *sondern.*

„ XXXV, Z. 4: „Hannibal": Man beachte, wie aus dem Metrum der „Schlacht bei Sempach" (Juli 1870!), der Nibelungenstrophe, durch eine kleine, aber bedeutsame Veränderung eine völlig neu anmutende Form geworden ist: Statt der Nibelungenstrophe liegt dem „Hannibal" (14. VII.—10. IX. 71) der Hildebrandston zugrunde; die siebente (Halb)-zeile ist aber halb wiederholt und auf die 5. und 7. (Halb)zeile gereimt. Die Ästhetik jeder andern Kunst würde solch organische Weiterentwicklung gegebener Formen meisterhaft nennen. — Für Leutholds Ausgehen vom Vorhandenen ist es übrigens bezeichnend, daß die Ballade „Cannä" (zuerst „Hannibal", vom 21. IV. 71, im Format des H. geschrieben und ihm beigebunden) noch ganz durch Platens Balladenform bestimmt ist; — siehe „Harmosan"; vgl. auch die Form von Meyers „Hutten" in ihrem Verhältnis zu Platens „Pilgrim vor St. Just."

„ XXXVII, Z. 27: In dieser Zählung nicht inbegriffen sind 49 Übertragungen in B 2 (eine von den 50 stand in B 1 unter den Gedichten), und 2 Sprüche sowie 2 neue Übertragungen in B 3. S. die Übersicht Bd. III, Inhaltsverzeichnis.

„ XXXVIII, Z. 14 ff.: Zur II. u. III. Elegie hat sich noch eine Bleistiftskizze gefunden; hingegen ist einiges, was Rita Schultheß in D herausgegeben, im Nachlaß nur in anderer Form oder gar nicht vorhanden. D war weder in der Berliner noch der Münchner Bibliothek zu bekommen; so habe ich die Hefte erst nachträglich einsehen können.

E I gibt über den Nachlaß hinaus nur noch 3 Lieder (III 48—50), 1 Sonett (III 183) und die im Text erwähnten 2 Gelegenheitsgedichte (III 138—39). Nicht im Nachlaß ist „Das Elend" (aus R; III 92).

„ XL, Z. 2 lies: wiederzugeben.

„ XLV, Z. 15, zweiten: lies dritten.

„ XLVII, Z. 5 lies: Enjambement.

„ XLVIII, Z. 26 lies: *der* Lieder.

„ XLIX, Z. 28, Strophen: jetzt *Oden* (den gangbar gewordenen Titel habe ich zuletzt doch der Konsequenz geopfert).

„ L, Z. 25 lies: Reithard*s*.

„ L, Z. 28 ff.: Die Neue Zürcher Zeitung vom 3. Aug. 1879 gibt „Manegg" im Erstdruck; in den Neuen Jahrbüchern XXVII 4 habe ich das Sonett „An meine Mutter" III 169 erstmals wiedergegeben.

„ 24, Liederfrühling, Z. 3: ; nach „Lieder."

„ 29, Waldeinsamkeit, Z. 4: ; nach „breit."

„ 37, Lazzaroni, Z. 3: , nach „Himmel."

„ 40, Für Musik, Z. 9: statt „zur sichern Ruh" (so B) lies: zu sichrer R.

„ 41, Z. 8 lies: *schönen.*

„ 46, Zum Angelus, Z. 5: nach „verschönt" streiche das Komma.

„ 47, Lucciole, Z. 5 lies: dunkeln.

Seite 58, Den Moralisten, Z. 10 lies: verruf*ne*.
„ 73, Z. 23: nach „einst“ streiche das Komma.
„ 80, Z. 1: statt „beidem“ (B S) lies: beide*n*.
„ 84, Z. 17: statt „eigenen“ lies: eig*nen* (eigenen B).
„ 86, Z. 1: „einst“ ist Zusatz B S; zu streichen.
„ 102, Herz und Harfe, Z. 1: statt „ein“ (so B S), lies: *m*ein.
„ 109, Z. 7: statt „Reines“ lies: Reine*n*.
„ 117, Z. 10 lies: *Sich* Stütze u. H.
„ 133, Auf Gegenseitigkeit, Z. 2: statt „treibt“ (so B S) lies: *be*treibt.
„ 134, Z. 3: „artig“, Änderung Bs für „freundlich.“
„ 140, Z. 1 fehlt das Ausrufungszeichen.
„ 143, Z. 14: „dem“ schreibe ich für das wohl verschriebene „zum.“
„ 144, Z. 12: bei „Blick“ streiche den Apostroph.
„ 150, am Schluß von „Lady Anna“ fehlt das Anführungszeichen.
„ 151, Z. 9: statt „vom“ lies: *von*.
„ 152, Z. 9: , nach „betrachtet.“
„ 158, An —, Z. 5 lies: schön*ern*.
„ 161, II, Z. 5: nach „Massen“ streiche das Komma.
„ 162, Z. 2 lies: sel*bst*sücht'gem.
„ 162, Unsre Zeitrichtung, Z. 10 lies: Kinderzeug*en*.
„ 187, Z. 3: statt „Demut“ wohl „Anmut“ zu lesen.
„ 187, 3, Z. 4: statt „den“ lies: *dem*.
„ 195, Genua 10, Z. 2 lies: Strad*a* (Druckf.).
„ 197, Z. 4: statt „sah“ lies: seh.
„ 212, Z. 9: , nach „war“
„ 212, *Titel:* statt „*m*eines“ (so B S): *eines* (womit auch Schurigs Datierung hinfällt). B 2: „meines Bruders Gotthilf Stößel“ (!).
„ 213, Das Moallakât ist kein Ghasel, ist aber vom Dichter selbst an diese Stelle gesetzt (so noch B 1).
„ 218, XVIII, Z. 4: Ich *hatt' ein* . . .
„ 221, XXIII, Z. 3: statt „sucht“ lies *such*.
„ 252, Das deutsche Volk, Z. 7 lies: *ehrnen*.
„ 260, Z. 6: ; statt :
„ 292, Nr. 5, Z. 3: nach „Ketten“ streiche das Komma.
„ 317, Z. 1 lies Podarkes.
„ 416, Z. 26: „Todeskampf“ (B S und Text) Verlesung für das richtige: *„Todeskrampf.“*
„ 422: Der nicht im I. Bd. stehende Spruch XXVII (B 5 S. 198) findet sich auf S. 210 des III. Bandes.
„ 424 (Inhaltsverzeichnis): „Wanderlied“ (S. 33) ist aus C über N S in B 2 (nicht B 1) übergegangen.
„ 428: „Das Mädchen von Debreczin“ (S. 140) findet sich schon bei B 2 unter den dort zum erstenmal aufgenommenen Übertragungen.

INHALTSVERZEICHNIS

ERKLÄRUNG DER IN DIESEM VERZEICHNIS VORKOMMENDEN ABKÜRZUNGEN

B: *Gedichte* von Heinrich Leuthold (herausgegeben von *Jakob Baechtold*), Frauenfeld, Huber, und zwar erschienen: B 1 1878(79), B 2 1880 (vermehrt um 18 Stücke), B 3 1884 (mit 13 neuen Stücken und Einleitung von Baechtold), B 4 1894 (= B 3; aber ohne Einleitung, mit Gedicht von J. V. Widmann), B 5 1906 (nach Baechtolds Tode, mit dem vollständigen Hannibal).

S: Heinrich Leutholds *Gedichte*, nach den Handschriften wieder hergestellt (von *Arthur Schurig*). Leipzig, Inselverlag 1910.

M: *Ein Münchner Dichterbuch.* Herausgegeben von Emanuel Geibel, Stuttgart, A. Kröner, 1862.

C: *Cornelia*, Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1868, 53. Jahrgang, Darmstadt 1867.

W: *Die poetische Nationallitteratur der deutschen Schweiz.* Mit biographischen und kritischen Einleitungen von *Robert Weber.* III. Band. Glarus, Vogel 1867.

WH: *Dasselbe*, IV. Band, bearbeitet von *J. J. Honegger*, Glarus 1877.

Schw: *Das Schweizerhaus.* Ein Vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1877, 6. Jahrgang, Bern 1876.

NS: *Nord und Süd*, begründet von Paul Lindau, 1880. Juni (XIII 387 ff.).

DD: *Deutsche Dichtung*, herausgegeben von Karl Emil Franzos, Stuttgart 1887. I. 2 S. 41; 8 S. 199. II. 3 S. 70, 73; 10 S. 278—84.

D: *Deutsches Dichterheim*, herausgegeben von Paul Heinze, Dresden. X. Jahrgang (1890), Nr. 13—15, 17, 19, 21; S. 244 ff.

EI: *Heinrich Leuthold.* Ein Dichterporträt von Adolf Wilhelm *Ernst.* Hamburg, Kloß [1] 1891, [2] 1893.

P: *Leutholds Lyrik und ihre Vorbilder*, Berner Dissertation von Margareta *Plüß*, 1908.

---

*: *In dieser Ausgabe zuerst gedruckt.*

[ ] bezeichnet die *vom Herausgeber* (z. T. nach Baechtold) *ergänzten Überschriften.*

Mit (B 1, 2, 3, 5), (S), (*) unter der Rubrik *„Erster Druck"* wird jeweilen die *Ausgabe der Gedichte Heinrich Leutholds* bezeichnet, wo ein *anderswo im Erstdruck erschienenes Gedicht zum erstenmal Aufnahme fand.* Der genaue Nachweis der Seiten, wo die bei B 5 und S stehenden Dichtungen dort zu suchen sind, findet sich im alphabetischen Register am Schlusse des III. Bandes.

Aus B 5 sind im I. Bande nicht enthalten: „Fragment aus Sizilien" (M B S), vgl. III, 81 ff.; Sprüche XXVII (vgl. III 212), XXIX (vgl. III 113, Nr. 6, 2. Str.).

HEINRICH LEUTHOLD

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

	Seite
I. Der Gang des äußern Lebens	I
II. Der Dichter	IX
III. Über die Ausgabe der Gedichte	XXXVI

LIEDER DER FRÜHEN ZEIT

1848—57

VATERLÄNDISCHE GEDICHTE

	Datum	Erster Druck	Seite
Auf den Alpen	—	B1	3
Heimweh:			
I. Ihr Berge der Heimat	—	D (S)	4
II. Mit kosenden Frühlingswinden .	—	D (S)	5
Heimkehr	—	B1	6
Nach dem Sonderbundskampf	1848	B1	6
Ufenau	1850	B1	8
Die alten Schweizer	10.X.69	B1	9

LIEBESLIEDER

I. Als ich zum ersten Mal dich sah	—	EI (S)	12
II. Als der Sommersonne Gluten .	—	B1	12
III. Hin!	—	S	13
IV. Bei Ragaz	—	B1	14
V. Ich habe Land und Leute . . .	1853	B3	14
VI. Oft kamen sie mit Fragen . . .	1853	EI (S)	15
VII. O leg den Schmuck aus deinem Haar	—	D (S)	16
VIII. Die Liebe, die mir im Herzen brennt	—	D (*)	17
IX. Die Blume bricht des Nordwinds Hauch	—	B1	17
X. Vorüber ist der schöne Jugendtrug	9.II.54	*	18
XI. Ich bin so müd, als ging's mit mir zur Neige	—	B1	18
XII. Erste Liebe	—	B1 Str. 8. u. 9; Str. 1—7 *	19

	Datum	Erster Druck	Seite
SEELIEDER			
I. Es brennet heiß des Mittags Glut	—	B1	21
II. Die Kapelle am Strande	—	B1	22
III. Der Waldsee	—	M (B1)	22
WALDLIEDER			
I. Liederfrühling	26.X.53	M (B1)	24
II. Waldfrieden	29.X.53	C (B2)	25
III. Wilde Rosen	—	C (B2)	26
IV. Rings um mich keines Menschen Spur	1853	EI (S)	27
V. Vorüber zürnte das Gewitter . .	—	D (S)	27
VI. Wie ist der Wald verstummt, verlassen!	—	D (S)	27
VII. Waldeinsamkeit	—	M (B1)	28
VIII. Waldvögelein	26.I.54	*	29
IX. Herbstgefühl	—	B1	30
WANDERLIEDER			
I. Morgen	—	D (S)	31
II. Wanderrast	—	C (B1)	31
III. Schwüle	27.I.54	D (S)	32
IV. Mit großen Tropfen sind die Erlen	6.XI.53	D (S)	32
V. Abend	—	EI (S)	33
VI. Wanderlied	9.II.54	C (B1)	33
VII. Zum Engel	1853	B1	34
VIII. Eglantine	—	C (B1)	35
IX. Neapel:			
1. Den Vesuv, doch ohne Feuer	17.XI.53	EI (S)	36
2. Einladung	17.XI.53	S	36
3. Lazzaroni	25./30.XI.53	*	37
X. Bei Nervi	Um 1855	Schw (B1)	38
DER LIEDER VON DER RIVIERA ERSTER KREIS			
I. In ein Album	VIII.57	B1	39
II. An Angiolina	14.VII.57	*	39
III. Für Musik (Sampierdarena) . .	11.IV.57	Schw (B1)	40
IV. Der Rose gleich, die noch im Samt	1.IX.57	B1	41
V. Mittagsruhe	VIII.57	M (B1)	41
VI. Wie schön bist du!	26.VIII.57	*	42
VII. O du glaubst wohl nicht an Heilige	1857	B1	43

	Datum	Erster Druck	Seite
VIII. Wie ein kristallner Bergesquell .	1.IX.57	*	44
IX. Mein Lieb erzählt, wenn im Verenden	VIII.57	*	45
X. Zum Angelus	VIII.57	*	46
XI. Lucciole	12.VII.57	*	47
XII. Nach einem ligurischen Volkslied	1.VI.57	M (B1, S)	48
XIII. Das Mädchen von Recco . . .	VII.57	M (B1)	50
XIV. Im Sturm	VIII.57	M (B1)	51

AUF GRÄBERN

Auf den Tod eines jungen Dichters:			
1. Fünf Treppen hoch, fünf Treppen hoch	1851	B1	52
2. Sie kam zu ihm in stiller Nacht	1851	E1 (S)	52
Auf eine Tote	1853	B1, S	54
Am Grabe eines Kindes	24.II.55	M (B1)	55

VIER EINZELNE LIEDER

Ave Maria	—	W (B1)	57
Den Moralisten	—	B1	58
Des Kindes Abendgebet	31.VIII.57	B1	59
Entsagung	11.IV.57	M (B1)	60

LIEDER DER SPÄTEN ZEIT

1869—72, Anhang bis 76

DER LIEDER VON DER RIVIERA ZWEITER KREIS

I. Es flüstert in den Zypressen . .	2.VII.70	B2	65
II. Es ist nicht vieles verwandelt .	2.VII.70	S	65
III. Der Atem will mir stocken . . .	1870	*	66
IV. Die Frühlingswinde pflügen .	24.XII.70	Schw (B1)	66
V. Leb wohl, zerfallne Vigne . . .	1870	B1	67
VI. Am Meere	30.III.71	WH (B1)	67

TRINKLIEDER

I. Lenzlied	X.71	B1	69
II. Greift zum Becher und laßt das Schelten	X.71	WH (B1)	70

	Datum	Erster Druck	Seite
III. In der Schenke	1871	B1	70
IV. Im Klosterkeller:			
1. Hier scheidet die Klosterpforte	1871	B1	71
2. Jüngst weilten wir lange zu zweien	1871	B1	72
V. Freiheit, unter deinem Flügel .	1871	B1	74
VI. Triolette:			
1. Jetzt, da der Lenz ins Land gekommen	1871	B1	74
2. Den vollen Becher in den Händen	1871	B1	75
3. Wer nicht solch Leben sich erkor	1871	*	76
VII. Lang sucht ich den Pfad zum höchsten Ziel	11.XI.71	B1	76
VIII. Im Süden	15.XII.71	B1	77
IX. [Evoë]	26.II.72	B1	78
X. Trinklied eines fahrenden Landsknechts	13.XI.72	WH (B1)	79

VERMISCHTE LIEDER

Die zerfallene Vigne:			
1. Du grüne, blühende Wildnis .	1870	B1	83
2. Als ob es heute wäre	1870	B1	84
3. Wo blühender Gärten Teppich	1870	B1	85
Blätterfall	1870	B1	86
[Du, schön wie die Göttin]	IV.70	*	87
[Noch liegst du im Sinn mir] . . .	IV.70	S	87
[Unter des Dorfes Linden]	1870	*	88
[Unter den Abendglocken]	1870	B1	88
[Holde, braune Augensterne]	1870	B2	89
Auf eine Italienerin	1870	B2	89
[Mein Kind, das ist der Grund des Übels]	Um 1870	B1	90
Tanzlied	26.XII.72	B3	90
Mädchenlied	14.XII.71	B1	91
Lais	30.VIII.69	B1	91
Mignon	14.VI.70	B1	92
Lebewohl	14.XII.71	B1	93
In den Alpen	1871	DD (*)	94
Trost im Leide	14.XII.71	B1	94
[Resignation]	1870	S	95

	Datum	Erster Druck	Seite
[Heißes Herz, o lern ertragen]	17.VII.69	B1	95
Schwermut	23.VI.70	Schw (B1)	96
Sehnsucht	Um 1870	B1	97
[Widerhall]	Um 1870	B1	98
[Reue]	17.XI.70	B1	99
Spielmannslieder:			
1. O Frühlingshauch, o Liederlust	23.V.71	B1	100
2. Die Ströme ziehn zum fernen Meer	23.V.71	B1	100
3. Ich bin ein Spielmann von Beruf	23.V.71	B1	101
4. Und wieder nehm ich die Harfe zur Hand	23.V.71	B1	101
5. Und wird mein Lied mit dem tönenden Reim	23.V.71	B1	101
6. Herz und Harfe	23.V.71	B1	102
Im Volkston	25.XI.70	B3	103
[Südlicher Überdruß]	16.II.71	B1	104
[Aufschluß]	17.VI.70	B1	105
[Wir und sie]	13.XI.70	B1	106
Mein Hausverstand (Todesanzeige)	24.VI.70	B1	107
Lerchen und Unken	22.VI.70	B1	109
Trauer:			
1. Ein unbezwingbar dunkler Hang	29.V.71	B1	110
2. Schon ein Mal in der Sommerszeit	29.V.71	P (*)	111
Thalatta:			
1. Wie süß ist's, von wonnigen	1.IV.71	B1	112
2. Doch furchtbar im prächtigen	1.IV.71	*	113
Lenzfrühe	27.V.72	EI (S)	115
Waldsturm	1872	EI (S)	116

EPISTELN UND ZEITGEDICHTE

1870—72

EPISTELN

I. Deutsches Dichterlos	V.70	B3	121
II. Einem Freunde	V.70	B1	123
III. Ave Imperator, morituri te salutant!	13.VII.70	B3	125

	Datum	Erster Druck	Seite
An **	5.V.70	B1	128
[Mahnung]	5.V.70	B1	129
An einen Freund	Um 1870	B1	129
Auf Melchior Meyr	10.V.71	B1	130
Feudaler Jammer	10.XII.71	B1	131
Eine muntere Alternative	1872	B1	133
Auf Gegenseitigkeit	X.72	B1	133
ZEITGEDICHTE			
I. Ihr, die ihr tapfer zogt vom Leder	2.XII.71	B1	134
II. Kaum senkt der müde Krieg die Sichel	1871	B1	134
III. Der Chassepot schweigt, die Mitrailleuse	1871	*	135

IN ERZÄHLENDEM TONE

(STUDIEN, ROMANZEN, BALLADEN)

AUS DER FRÜHEN ZEIT			
Die gefangenen Juden (Psalm 137)	—	*	139
Das Mädchen von Debreczin	—	B3	140
Weibertreue	—	D (*)	141
Die Rose (Nach einem Grimmschen Märchen)	19./20.XII.53	*	141
Vor Cremona (Nach Tacitus hist. III. 22—26)	—	B1	142
AUS DER SPÄTEN ZEIT			
Cannä	21.IV.71	S	146
[Herr Heinrich, Graf von Toggenburg]	18.II.70	B1	147
Der Than von Dunbar (Schottisch):			
1. Robin, der Than von Dunbar-schloß	22.XI.70	B1	148
2. Im Klosterhof zu Kilmarnock	22.XI.70	B1	149
Roman:			
1. Mir ist, als wär' es gestern	1870	*	150
2. Nun halt ich die Hände wieder	1870	*	151
3. Da liegt im Schatten der Linden	1870	B1	152

SONETTE

1848—57

I.	Datum	Erster Druck	Seite
I. An Fräulein von E	3. VI. 48	BI	155
II. An —. (Mit Liedern) Mein Streben war ein ewiges Verneinen . .	—	D (S)	155
III. An —. (Ich weiß es wohl, wie du in deinem Schoße)	3. III. 53	D (S)	156
IV. O Weib, die Seele du von meinem Leben	—	D (S)	157
V. Ein Wort	—	BI	157
VI. An —. (Wie in den Abgrund sieht ein Kind mit Zagen)	—	BI	158
VII. Neuer Frühling	1853	EI (S)	159
VIII. An —. (Einst hab ich fest an meine Kraft geglaubt)	—	BI	160
II.			
I. An einen Freund	24. XII. 54	*	161
II. Das hat am Volk, das man so oft gepriesen	7. XII. 54	*	161
III. Unsere Zeitrichtung	(6.) X. 54	BI	162
IV. Mein ganzes Leben war ein reges Fechten!	19. X. 54	*	163
V. Selbstkritik	21. X. 54	*	163
VI. Lang irrt ich in gefährlicher Verblendung	22. X. 54	P (*)	164
VII. Zuruf	Um 1855	*	165
VIII. An zwei meiner Universitätslehrer	14. XI. 54	*	165
IX. Unmut (An einen Freund) . . .	8. I. 55	BI	166
III.			
I. Auf meine Großmutter	—	BI	167
II. Was mir bleibt	—	D (S)	167
III. Begeisterung	21. XII. 54	BI	168
IV. Leidenschaft	20. XII. 54	*	169
V. Das Genie:			
1. Ich lese sinnend das Sonett zuweilen	3. XII. 54	*	169
2. Und doch ward das Genie von jenem greisen	3. XII. 54	*	170

	Datum	Erster Druck	Seite
VI. Conceptio immaculata	13.XI.54	*	171
VII. Schön ist's, wenn Tauben gleich die heitern Stunden	13.XI.54	*	171
VIII. Nach Süden	—	D (S)	172
IX. Einladung (Am Genfersee) . . .	—	B3	173
IV. NEUERE DICHTER			
I. Auf Platen	XI.54	B3	174
II. Auf Uhland	—	B3	174
III. Auf Freiligrath (Nach dem Erscheinen seiner Zeitgedichte) .	—	B3	175
IV. Auf Heine:			
1. Anmut'ge Märchen wunderbaren Klanges	—	B3	176
2. Wer kennt sie nicht, die täglich abgeschmackter	—	B3	176
V. Auf Lenau	—	B1	177
VI. Auf Byron	—	D (S)	178
VII. Auf Emanuel Geibel	Um 1857	B1	178
V. SCHWEIZERSONETTE			
I. Aus der Fremde	—	D (*)	180
II. 1853:			
1. Wie vieles hat mich ehemals erbittert	1853	D (S)	180
2. Der Pforte weben sie den Totenschleier	1853	*	181
III. 1857:			
1. Die alten Eidgenossen . . .	1857	*	182
2. Die Zeiten ändern, hab ich oft vernommen	1857	*	182
3. Aut-aut. — An die heutige Schweiz	1857	*	183
VI. AUS DEM SÜDEN			
I. [Heimweh]	15.I.55	M (B1)	184
II. Aus Venedig	6.I.55	D (S)	184
III. Aus Rom	7.I.55	*	185
IV. Aus Neapel:			
1. O schöne Tage! — da geschmückt mit Kränzen . .	14.I.55	B1	186

	Datum	Erster Druck	Seite
2. Hier siehst du oft an kargem Fischerherde	13.I.55	*	186
3. Zwar winkt hier der Genuß gleich Marmorbüsten	19.XII.54	S	187
V. Sorrent	17.II.55	S	188
VI. In Messina	12.I.55	*	188
VII. Aus Genua:			
1. Von diesen braunen, trotzigen Kastellen	V.57	B1	189
2. Denkst du des Abends noch, des zauberischen	17.II.55	B1	190
3. Dämmerung	1855	B1	190
4. Das alte Genua	V.57	M (B1)	191
5. Einst wagte keine Macht mit euch zu ringen	V.57	B1	192
6. Seesieg bei Ponza	IV.57	B1	192
7. Andreas Doria	IV.57	B1	193
8. Wo, stolzes Genua! sind deine Flotten?	IV.57	B1	194
9. Von euern Säulenhallen und Geländern	V.57	B1	194
10. Gern mag ich, wenn sie abends sich beleben	V.57	WH (B1)	195
VIII. An die Italiener	V.57	*	196
IX. Cogoletto und Korsika	V.57	*	196
X. Das schönste Los	IV.57	*	197
XI. Die Kunst	V.57	M (B1)	198
XII. Auf klassischem Boden	13.VI.57	*	198
VII. AUS EINER SAMMLUNG: „METRISCHE GYMNASTIK“			
An Professor Neßler	—	B1	200
Frühling	—	B1	200

GHASELEN

DER GHASELEN ERSTER KREIS

1849—55

I. Nach Westen zieht der Wind dahin	—	B1	205
II. An — (Mit Daumers Hafis)	—	B1	205
III. Das Ghasel (An —)	—	B1	206
IV. (Nach Hafis)	—	C (B1)	206

	Datum	Erster Druck	Seite
V. Die Moralisten mag ich nicht	—	B1	207
VI. Komm, küsse mich schnell auf den Mund, mein Lieb! . .	—	B1	207
VII. Ist es wohl der Geist der Liebe	—	B1	208
VIII. Wenn Meister auch der Kunst zu sein	21.X.54	B1	208
IX. Kaum hat den Liedersegen mir	—	C (B1)	209
X. An — (Es sehnet sich mein Herze bang)	—	B1	210
XI. An — (Stumm, traurig wandle ich fortan)	—	B1	210
XII. Die Poesie	21.VI.49	*	211
XIII. Auf den Tod eines Bruders . .	—	B1	212
XIV. Das Handgemeng (Arabisch) .	Um 1855	B1	213
XV. Das Fest ist eröffnet	1853	B1	214
XVI. Am Genfersee:			
1. Der rauhe Winter schüttelt	—	B1	215
2. Mit Freunden (Freunde, lagert euch im Schatten) . . .	—	B1	215
3. Auf Savoyens Schneegebirgen	—	B1	216
4. Mit dem Gewinne den Verlust	—	B1	217
XVII. Persische Vierzeile (Lenztrunken strömt die Nachtigall) . . .	30.IX.53	B1	218
XVIII. Einst schrieb ich schlechter Verse viel	1853	B1	218
XIX. Persische Vierzeile (Nicht milder ist des Mondes Silberlicht) .	—	B1	219
XX. Auf den Jahreswechsel . . .	—	B1	219
XXI. Mit dir und mit dem Gott der Liebe	—	*	220
XXII. Sub Rosa	—	B1	221
XXIII. Im sichern Hafen land ich nie	—	C (B1)	221
XXIV. Das Menschenleben	9.VI.54	C (B1)	221
XXV. Ich habe manche Nacht durchwacht	—	B1	222
XXVI. Ich weiß, wie weniges mir nur gelungen ist	—	B1	223
XXVII. Mit Freunden (Dem Gold im Becher wollen wir)	—	D (*)	223
XXVIII. Wie oft ich nach dem Glück gehascht	28.II.55	B1	224

	Datum	Erster Druck	Seite
XXIX. An Platens Grab	14.III.55	B1	225
XXX. Dank dir, Schicksal! das zu bannen	19.II.55	B1	225
XXXI. Ich steure auf des Lebens Flut	26.II.55	B1	226
XXXII. An eine junge Dame	(28.)II.55	B1	227
XXXIII. Ich weiß nicht, ob ein Keim dereinst	—	EI (S)	228
XXXIV. Neue Liebe (Der Garten schlägt, ein stolzer Pfau)	—	C (B1)	228
XXXV. Keine blasse Laura will ich .	—	*	229
XXXVI. An einen Freund (Deine steilen Pfade gingst du)	—	C (B1)	230

DER GHASELEN ZWEITER KREIS

1869—72

I. Lebensphilosophie	1870	B1	231
II. In ein Album	1870	*	231
III. Der Dichter	20.IV.72	B1	232
IV. Du beklagst mich, der ich sonst nur	7.IV.70	B1	233
V. Nütze deine Augenblicke . . .	12.VI.70	*	233
VI. Persische Vierzeilen:			
1. In dieser Welt des Unbestands	—	B1	234
2. Wer noch klein wie du, der streckt sich	—	B1	235
3. Laß dich von den Ungewittern	1869	B1	235

ODEN

1870—74

ASKLEPIADEISCHE ODEN

Nachts	1872	Schw (B1)	239
Die Muse	23.IV.72	Schw (B1)	239
Der Tod	20.IV.72	B1	239
An Charmion	17.I.70	B1	240
Meerfahrt	17.I.70	B1	241

ALKÄISCHE ODEN

Der Zürchersee	25.III.72	B1	242
Den Kindern des Glücks	10.VI.72	WH (*)	243

	Datum	Erster Druck	Seite
An Heinrich von Treitschke	6. VIII. 72	*	244
Entmutigung	1872	Schw (*)	244
Das französische Volk	10. VI. 72	*	245

SAPPHISCHE ODEN

Ode an das Meer	25. III. 70	B1	246
Serenade	I. 70	WH (B1)	248
Perlen und Rätsel	I. 70	B1	248
Gereimte sapphische Oden:			
1. Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen	26. IX. 72	B1	249
2. Holdes Kind, in deine gelösten Locken	26. IX. 72	B3	249
An Grillparzer	26. VII. 72	B1	250
Auf Moritz Hartmann	1872	B1	251
Auf Carl Brater	24. IV. 74	B1	251
Das deutsche Volk	27. VIII. 72	B3	252
Dem deutschen Volke	8. IX. 72	B3	253
Die deutsche Sprache	8. VIII. 72	NS (B2)	253
Die Bestimmung der Schweiz	9. IX. 72	B3	254
Dem Schweizervolke	2. III. 72	Schw (*)	255
Das Eisen	30. VII. 73	B1	257
Gegen Rom:			
1. Mächtig stehst du da, mit dem Siegerfuße	1. IX. 72	*	258
2. Einst am Felsen Petri zerschellte unsrer	29. VIII. 72	B1	259
Am Genfersee:			
1. Wem zur Last geworden die Welt, er schweife	26. IX. 72	WH (B1)	260
2. Hier, wo einst der zornige, schenkelnackte	1872	*	260
3. Wo des Tiguriners gewalt'ge Streitaxt	1872	B1	261
An einen jungen Dichter	1872	Schw (B1)	261
[Der Weise]	28. VIII. 73	B1	262
[Schweigende Weisheit]	17. II. 73	DD (S)	262
[Ermutigung] (Wende dich nicht ab von der Zeit)	6. IX. 72	B1	263
[Vom bittern Lorbeer]	1. IX. 73	*	263
Abschied	4. XI. 73	NS (B2)	264

ELEGIEN

1870—71

	Datum	Erster Druck	Seite
Aus dem Süden	1870/71	B1	267
Annina	8.I.71	EI (S)	270
Anakreon	29.XII.70	EI (S)	273
Sonnenuntergang	13.I.71	B1	274

SPRÜCHE

RITORNELLE AUF NEUERE DEUTSCHE DICHTER

Um 1870 (1—17) — Seite 279—281

Erster Druck: B1: 5, 8, 11, 12, 14, 16. — Baechtolds Kellerbiographie[3] I 253, Anm.: 6. — *: 1—4, 7, 9, 10, 13, 15, 17.

DISTICHEN

1870, beendigt am 25. V. 71 (1—30) — 282—290

Erster Druck: WH: 1, 3 (B1), 4, 5, 7, 8, 12. — B1: 2, 18, 23, 29. — B2: 10, 26. — B3: 20^{III}. — DD: 11, 14, 19^{I}, 21, 22, 25. — *: 6, 9, 13, 15—17, 19^{II-VII}, 20^{I} u. II, 24, 27, 28, 30.

SPRÜCHE

Um 1870 (1—86) — 291—309

Erster Druck: WH: 2 (B1), 6 (B1), 10 (B1), 22 (B1), 23, 24, 28, 32 (B1), 33 (B1), 60, 62 (B1). — B1: 1^{II}, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 14, 17—19, 25, 27, 30, 31, 39, 43, 44, 46—48, 50, 53 (1. Str.), 54—57, 61, 63, 69, 71—73, 76, 78, 79 (unter „Trinklieder"), 81, 85, 86. — B2: 1^{I}, 36 (27, 72, 76 bei B2—5 weggelassen). — B3: 1^{III}. — DD: 12. — *: 4, 8, 15, 16, 20, 21, 26, 29, 34, 35, 37, 38, 40—42, 45, 49, 51, 52, 53 (2. Str.), 58, 59, 64—68, 70, 74, 75, 77, 80, 82—84.

EPISCHES

PENTHESILEA, ein Epos in zwölf Gesängen

1868/69

	Erster Druck	Seite
Erster Gesang: Ankunft der Amazonen in Troja, Auszug zum Kampfe	B1	313
Zweiter Gesang: Podarkes	B2	318
Dritter Gesang: Diomedes und Thermodossa	B2	322
Vierter Gesang: Bremusa	B1	325
Fünfter Gesang: Rache Penthesileas, Einzelkämpfe, Lernos, Menelaos, Idomeneus, Meriones	B2	328
Sechster Gesang: Begegnung mit Nestor	B1 ohne Str. 39 u. 40; ganz: B2	332
Siebenter Gesang: Vordringen der Troer, Theon und Pheres . . .	B2	339
Achter Gesang: Bewegung der Frauen in Troja, Arsinoë, Theano, Kassandra, Zweikampf zwischen Penthesilea und Amphion	WH (B1) Str. 53—79 B2 ff. (S) ohne Str. 46—48; diese *	344
Neunter Gesang: Flucht der Achäer	B1	365
Zehnter Gesang: Achill und Penthesilea	B1	369
Elfter Gesang: Fall der Amazone .	B1	374
Zwölfter Gesang: Klage Achills und Bestattung der Penthesilea . . .	B1	378

DIE SCHLACHT BEI SEMPACH

18. VII. 70

		Seite
	*	382

HANNIBAL, fünf Rhapsodien

	Datum	Erster Druck	Seite
I. Mago . . .	8. VIII. 71	B2 ohne Str. 3, 11, 19, 20, 23, 24, 26, 27; E1 fehlt Str. 3; ganz bei B5	392
II. Im Punierlager	24. III. 71	B2 ohne Str. 3, 4, 7, 9—11, 12 (Vers 5—9), 13 (Vers 1 bis 4). — E1 ohne Str. 4; 12 u. 13 = B2. — B5: ganz	400
III. Vor Capua .	1871	WH (B1)	404
IV. Maharbal . .	10. IX. 71	E1 ohne Str. 12; diese: B5	407
V. Zama . . .	14. VII. 71	E1 ohne Str. 6, 8, 16—20; diese: B5	412

300232
LG
L6544g
Author Leuthold, Heinrich
Title Gesammelte Dichtungen. Vol.1.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU